Epist. 809 w (1

2 3. 09. 91

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

1 - 1. 12. 97

19. FEB. 1990
~~19. FEB. 1990~~

19. 03. 90
1 3. 07. 90

<36602290090015
S ^
<36602290090015
Bayer. Staatsbibliothek

Doroth. v. Schlegel
Briefwechsel
1

101 g
~~90 5~~



J. h. Veit gez. — H. J. Eisenhardt rad.

Dorothea v. Schlegel
geb. Mendelssohn

Verlag v. Franz Kirchheim i. [illegible]

Dorothea v. Schlegel

geb. Mendelssohn

und deren Söhne

Johannes und Philipp Veit.

Briefwechsel

im

Auftrage der Familie Veit herausgegeben

von

Dr. J. M. Raich.

Erster Band.

Mit den Bildnissen von Dorothea und Friedrich v. Schlegel.

I

MAINZ,
Verlag von Franz Kirchheim.
1881.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

Vorwort.

„Dorothea von Schlegel gehört in jedem Betracht zu den ausgezeichneten Frauen unseres Zeitalters. Wer Geistesbildung, Herzensgüte und Frömmigkeit zu würdigen weiss, wer die Eigenthümlichkeiten eines Lebensganges aufzufassen versteht, in welchem das Zeitalter mächtig wiederstrahlt, und doch die Vorsehung auch die Irrwege wieder zu dem rechten Ziel einlenkt — der wird unserm Ausdrucke mit vollem Herzen beipflichten und der Hingeschiedenen seine warme Theilnahme nicht versagen."

Diese Worte, mit denen Dr. Dorow vor vierzig Jahren einige von ihm veröffentlichte Briefe Dorothea's an Rahel Levin eingeleitet, mögen auch an der Spitze dieser umfassenden Briefsammlung stehen und als Rechtfertigung für die Herausgabe dieses Werkes dienen.

Dorothea [1]), die älteste Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, ward am 24. October 1763 in

1) Noch im dritten Jahrzehnt ihres Lebens nannte sie sich Brendel = Veronica. Vermuthlich hat der von Fr. Schlegel im J. 1799 an sie gerichtete Brief ‚Ueber die Philosophie. An Dorothea' (Athenäum 2, 1—38) diesen Namenswechsel herbeigeführt.

Berlin geboren. Das reichbegabte Mädchen erhielt eine sorgfältige Erziehung, ganz im Geiste ihres Vaters, des Begründers einer freisinnigen Richtung innerhalb des Judenthums, des gefeierten Vertreters der eclektischen Popularphilosophie, welche das menschliche Ich, dessen Vervollkommnung und innere Befriedigung zum Ausgangs- und Mittelpunkt ihrer gebildeten Reflexionen und geistreichen Raisonnements gemacht hat. Zu diesem Zwecke schrieb er für seine zwei ältesten Kinder, Dorothea und Joseph, seine ‚Morgenstunden.'

Im Umgange mit Lessing, dem Freunde Mendelssohn's, und anderer hervorragender Männer, die im Hause des jüdischen Philosophen und in den Kreisen der gleichgesinnten Freundinnen Dorothea's, Henriette Herz und Rahel Levin, verkehrten, wurde diesem Streben und der Liebe zu Poesie und Kunst reichliche Nahrung geboten.

Erst 15 Jahre alt, heirathete sie nach dem Willen ihres Vaters den Banquier Simon Veit. Aus dieser Ehe gingen vier Söhne hervor: Moses, geboren den 22. Juli 1787, der nur ein Alter von 6 Monaten erreichte; Jonas, geboren den 2. März 1790; Abraham, geboren den 11. September 1791, der nach eilf Monaten ein Opfer der Blattern wurde; und Philipp, geboren am 13. Februar 1793. Dorothea war nicht glücklich in dieser Ehe. Veit, bei dessen Wahl man ihre Neigung nicht zu Rathe gezogen, vermochte die Tochter des Philosophen weder durch seine äussere Erscheinung, noch durch den Grad seiner Bildung zu fesseln. Erst später zeigte sich mehr und mehr seine edle Gesinnung, und regte sich das ernste Streben nach geistiger Ausbildung. Das äussere Verhält-

niss war jedoch so einträchtig, ja freundlich, dass Veit die innere Unbefriedigung seiner Gattin kaum ahnte. So lange deren Vater lebte, den sie innig verehrte, wies sie den von ihrer Freundin Herz ihr nahe gelegten Gedanken an eine Trennung von ihrem Manne entschieden zurück. Als jedoch nach Mendelssohn's Tod der durch sein geistreiches Wesen und sein ganzes Auftreten imponirende Friedrich Schlegel in Berlin erschien, glaubte Dorothea in ihm das Ideal eines Mannes nach ihrem Sinne gefunden zu haben, nahm nunmehr die Vermittlung ihrer Freundin zu einem solchen Schritte an und scheute nicht die vielen Hindernisse, die ihr als Jüdin im Wege standen, bis sie endlich zu ihrem Ziele gelangte.

Aus dem eigenen Bildungsgange, der herrschenden Zeitströmung und dem Mangel an positiver Religion, für welche deistischer und pantheistischer Enthusiasmus ein ganz ungenügender Ersatz war, lässt sich dieser Schritt wohl erklären. Wer ihn aber entschuldigen oder gar rechtfertigen wollte, würde sicher den Intentionen Dorothea's in ihrer spätern geläuterten Lebensperiode zuwider handeln. Sie selbst bemerkte in ihrem Tagebuche: „Ich that alles, was ich that, ohne alle Absicht auf Ruhm oder um berüchtigt zu sein, sondern (ich bekenne es ehrlich) ganz unbefangen, blos zu meiner eigenen Selbstzufriedenheit, ohne nur im geringsten an die Welt zu denken" [1]). Unter ihren Papieren findet sich eine eigenhändige Abschrift der klassischen Worte, welche Maria Stuart in Schiller's Trauerspiel zuletzt an Elisabeth richtet:

1) Bd. 1, 448.

Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen: falschen Schein
Hab' ich verschmäht mit königlichem Freimuth.
Das Aergste weiss die Welt von mir, und ich
Kann sagen: ich bin besser als mein Ruf.

Welche Beziehungen auf ihr eigenes Leben Dorothea in diesen Versen gefunden, bedarf keines Commentars. Zur vollen Erkenntniss gelangt, schrieb sie an Fr. Schlegel: „Ich finde mich so überhäuft mit unverdienter Gnade, zugleich so beschämt über meine eigene Nichtigkeit, besonders wenn ich die Fehler und Sünden meiner Jugend bedenke, und wie ich schon im reifern Alter mit Heftigkeit alles von mir stiess, was mir missfiel, alles an mich riss, was mein leidenschaftliches Herz begehrte — und nun am Rande des Abgrundes, wo Tausende, Bessere als ich, verloren gehen, ich so mit Liebe überhäuft, an der Hand der treuesten Liebe gerettet [1])!"

Am 6. October 1799 traf Dorothea mit ihrem jüngsten Sohne Philipp in Jena ein, verweilte hier, an dem Brennpunkt der romantischen Schule, bis Ende Januar 1802, besuchte dann Charlotte Ernst geb. Schlegel in Dresden und liess sich in der letzten Hälfte dieses Jahres in Paris nieder, wo Fr. Schlegel Sanskritstudien betrieb, die ‚Europa' herausgab und den Brüdern Sulpiz und Melchior Boisserée und ihrem Freunde Bertram Vorlesungen über die Litteratur hielt. Hier wurde Dorothea von dem protestantischen Geistlichen Gambs an der schwedischen Kapelle am 6. April 1804 getauft. In den folgenden vier

1) Bd. 2, 304.

Jahren (1804—1808) lernte sie in Köln katholisches Glauben und Leben mehr und mehr kennen und lieben, und wurde zugleich mit Fr. Schlegel, der aus seiner Hinneigung zur Kirche schon längst kein Hehl mehr gemacht, am 16. April 1808 in die katholische Kirche aufgenommen. Zwei Tage später wurde ihre Ehe revalidirt[1]). Bald darauf fand die Uebersiedelung nach Wien statt. Während Schlegel dorthin vorauseilte, traf Dorothea in

1) Dechant Dümont machte hierüber im Copulationsbuch der Domkirche von 1808 folgenden Eintrag: „*Die decima octava Aprilis revalidavi matrimonium inter Carolum Augustum Fridericum Schlegel et Dorotheam Fridericam Mendelsohn e Judaea a ministro protestantico baptizatam et religionem protestantium amplexam, nunc demum una cum conjuge Augustanae confessioni similiter addicto, ad catholicam fidem conversam, utroque Parochiam huiatem incolente et emissa praevie apud me speciali eatenus facultate a Reverendissimo et Illustrissimo Domino Episcopo Aquisgranensi munitum Professione fidei praesentibus plurimum reverendo Domino Foerster, Seminarii Coloniensis Praeside, et admodum reverendo Domino Johanne Gumpertz Capellano seniore.*“

Die Revalidation der Ehe geschah auf Grund des in das kanonische Recht aufgenommenen *privilegium Paulinum* (1 Cor. 7, 15), kraft dessen es einem vom Heidenthum oder Judenthum zum Christenthum Bekehrten gestattet werden kann, eine neue Ehe einzugehen, sofern ein Zusammenleben mit dem frühern nichtchristlichen Ehetheile entweder gar nicht oder nicht ohne Gefahr für den Glauben des Neophyten und seiner Kinder möglich ist.

Zum Dank für die hier empfangenen Gnaden schenkte Dorothea nach dem Tode ihres Mannes dem Dome zu Köln einen Kelch, den der spätere Abt der Trappisten van der Meulen dem Erzbischof Droste zu Vischering überreichte. Der Fuss ist mit dem Abzeichen des Christusordens, den Fr. Schlegel von Pius VII. erhalten hatte, geschmückt und trägt folgende Widmung: *Calicem cum Cruce SS. Salvatoris a Pio PP. VII. concessa Friderico a Schlegel templo Metrop. Colon. grati animi ergo, quod ipsa et conjux defunctus in gremium S. matris ecclesiae ibidem anno MDCCCVIII sit recepta, vidua eius d. d. d.*

Dresden mit ihren beiden Söhnen zusammen, welche sich inzwischen für die Malerkunst entschieden hatten. Oesterreichs Hauptstadt war fortan ihr bleibender Wohnsitz bis zu F. Schlegel's plötzlichem Tode in Dresden (11. Januar 1829). Dazwischen fällt nur der Aufenthalt in Frankfurt a. M. (27. April 1817 — 21. April 1818), wo Schlegel als Legationsrath fungirte, und der Besuch ihrer Söhne in Rom (2. Juni 1818 — 27. Mai 1820).

Zur Orientirung über den Lebensgang der letztern dürften folgende Notizen genügen. Der ältere Sohn, Jonas, der bei seinem Vater in Berlin zurückgeblieben war, widmete sich anfangs der Kaufmannschaft im Hause von Abraham Mendelssohn zu Hamburg, während Philipp seine Jugend unter den Augen seiner Mutter in Jena, Paris und Köln zubrachte und erst am 29. Juli 1806 zu seinem Vater nach Berlin zurückkehrte. Hier wurden die beiden Söhne zuerst in die Anfangsgründe der Kunst eingeführt, später in Dresden unter Leitung von Matthaei. Sie besuchten dann ihre Mutter in Wien und wurden dort von dem schon im Leben wie ein Heiliger verehrten P. Hofbauer in den Wahrheiten der christlichen Religion unterrichtet und von dem päpstlichen Nuntius Severoli getauft, Philipp am 9. Juni, Jonas, nach der Taufe Johannes genannt, am 26. Juli 1810.

Von Wien reiste der letztere am 23. Februar 1811 nach Rom, wo er Overbeck's Gesinnungs- und Kunstgenosse war. Bald nach dem Tode seines Vaters (1. October 1819) vermählte sich Johannes in der katholischen Kirche zu Berlin mit Flora Ries, die am 18. December 1821 in Wien in die Hände des P. Rinn das katholische

Glaubensbekenntniss ablegte. Er starb zu Rom, seinem ständigen Wohnsitze, in Folge eines Schlagflusses am 18. Januar 1854, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Acht Jahre später (21. April 1862) folgte ihm die Wittwe in's Grab. Beide sind in der Kirche *al Gesù* beerdiget.

Philipp Veit setzte nach der Taufe seine Studien kurze Zeit in Dresden, dann in Wien fort. Im Jahre 1813 folgte er gemeinsam mit dem Dichter Eichendorff dem Aufruf zu den Freiheitskämpfen und schloss sich in Breslau dem Lützow'schen Corps an. Während des allgemeinen Waffenstillstandes trat er zu den reitenden Jägern des Brandenburger Kürassier-Regiments über, erwarb sich in den Kämpfen um Wachau das Offizierspatent und zog mit dem siegenden Heere nach Paris. Nach diesem Erfolge eilte er über Nennhausen, wo er seinen Freund und Waffengefährten Fouqué besuchte, nach Berlin und dann nach Wien zu den friedlichen Werken der Kunst. Am 19. August 1815 trat er über München seine Reise nach Rom an und eröffnete durch seine Fresken in der Casa Bartholdy die Reihe der Meisterwerke, welche er in den folgenden 15 Jahren in der heiligen Stadt vollendete. Wie lieb und theuer ihm jedoch Rom geworden war, wo er bereits am 15. August 1820 in der Tochter seines Hausherrn, Caroline Pulini, eine seiner würdige Gattin gefunden, so folgte er doch (11. September 1830) der Einladung, welche ihn als Director des Städel'schen Kunstinstituts nach Frankfurt a. M. berief. Dorothea, seit einem Jahre Wittwe, war einen Monat vor ihm, am 14. September 1830, hier eingetroffen, um ihr reiches Leben an der Seite des geliebten Sohnes zu beschliessen

(3. August 1839). Im Jahre 1843 legte Veit die Directorstelle freiwillig nieder, nachdem man trotz seiner Einsprache Lessing's tendenziöses Husgemälde für das Städelsche Museum angekauft hatte, und wanderte mit seinem Atelier in das Deutschordenshaus zu Sachsenhausen, welches ihm der Deutschmeister Maximilian, Erzherzog von Este, grossmüthig zur Verfügung stellte. Zehn Jahre später, im Herbst 1853, verlegte er seinen Wohnsitz nach Mainz, wo er als Director der städtischen Bildergallerie sein Atelier im churfürstlichen Schloss einrichtete und seine künstlerische Laufbahn mit dem Bildercyklus aus dem Leben Jesu beschloss, welcher, von ihm entworfen und von seinen Schülern Settegast, Herrmann und Lasinsky ausgeführt, eine Zierde des Mainzer Domes bildet. Philipp Veit erlangte bei ungeschwächten Geisteskräften das hohe Alter von 84 Jahren und starb fromm und christlich, wie er gelebt, in der Nacht vom 17. auf den 18. December 1877. Der offene und heitere Sinn, verbunden mit dem vollen Ernst einer christlichen Lebensauffassung, und die übrigen hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche seine Mutter auszeichneten und von der Nachwelt fast ohne Ausnahme anerkannt werden, waren auch ein Erbtheil des Sohnes und erwarben ihm die Verehrung und Liebe aller, die ihn näher kennen lernten.

Der weitaus grösste Theil der hier veröffentlichten Briefe stammt aus dem handschriftlichen Nachlass des Directors Veit, dessen Familie mich zur Herausgabe derselben freundlichst ermächtiget hat. Dagegen sind mir Dorothea's Originalbriefe an August Wilhelm v. Schlegel

und dessen Gattin Caroline von Herrn Hofrath E. Förstemann, dem Vorstande der Dresdener Bibliothek, die A. W. Schlegel's ausgedehnten Briefwechsel acquirirt hat, gütigst zur Verfügung gestellt worden. Endlich verdanke ich Dorothea's Correspondenz aus dem Nachlass Varnhagen's v. Ense, Eigenthum der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der Gefälligkeit des Herrn Geh. Regierungsrathes und Oberbibliothekars Lepsius in Berlin. Aus dieser Quelle stammen die Briefe im zweiten Bande an Varnhagen und dessen Frau Rahel Levin. Da mir diese Handschriften erst nach Vollendung des ersten Bandes zugänglich wurden, so konnte ich die hier vorgefundenen Briefe aus der früheren Periode (1788—1804) nicht mehr chronologisch einreihen und habe sie desshalb dem ersten Bande vorangestellt.

Was die bereits gedruckten Briefe von und an Dorothea betrifft, so glaubte ich, dass diese in der vorliegenden Sammlung durchaus nicht fehlen dürften. Dieselben sind folgenden Werken entnommen:

An Caroline Schlegel (Nr. 6) und deren Tochter Auguste Böhmer (Nr. 24) aus ‚Caroline', herausgegeben von G. Waitz 1, 259 f. 292 f.

Dorothea's Correspondenz mit Sulpiz Boisserée aus dem von dessen Frau veröffentlichten Briefwechsel ‚Sulpiz Boisserée' 1, 52 ff.

Dorothea's Correspondenz mit Schleiermacher und ein Brief des letztern an dieselbe (Nr. 36) aus dem von Dilthey herausgegebenen Briefwechsel ‚Aus Schleiermacher's Leben' 3, 110 ff.

An L. Tieck (Nr. 46) aus Holtei, ‚Briefe an L. Tieck' 3, 345 ff.

Dorothea's Correspondenz mit Caroline Paulus aus ‚Paulus und seine Zeit' von Reichlin-Meldegg 2, 324 ff.

An Rahel Levin (Nr. 11. 15. 20) aus Dorow, ‚Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur' 4, 104 ff.[1]).

An Clemens Maria Hofbauer (Nr. 340) aus Haringer's ‚Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer' 2 A. 273.

An Baron Friedrich de la Motte Fouqué (Nr. 262. 275) aus ‚Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué.' Berlin 1848 S. 374 ff. —

Um eine gewisse Gleichmässigkeit in der Orthographie herzustellen, habe ich mich an die in den bereits gedruckten Briefen adoptirte angeschlossen.

In einem folgenden Bande, der zahlreiche Briefe von Overbeck, im Style eines Kirchenvaters geschrieben, wie Director Veit zu sagen pflegte, enthalten wird, hoffe ich dieses Werk demnächst zum Abschluss zu bringen.

Mainz, 15. October 1881.

Der Herausgeber.

1) Nach dem inzwischen erhaltenen Original ist Nr. 11 S. 21 Z. 8 und 7 v. u. zu lesen: „ich bin *du dernier bien* mit ihr. — S. 22 Z. 2 an statt von. — Z. 6 ist sehr zu streichen. — S. 23 Z. 1 ist als ihm; Z. 8 vermerkt statt gemerkt zu lesen; Z. 15 ist seinen zu streichen; Z. 2 v. u. ist anwenden statt wenden zu lesen. — Nr. 20 S. 35 Z. 9 v. u. ist aus Dresden zu streichen; S. 37 Z. 1 ist das Herzogthum statt der Herzog zu lesen.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III—XII
In Berlin und Jena, Paris und Köln. 1788—1804:	
Nr. 1*—11*	[1]—[32]
I. In Berlin und Jena. 1798—1802:	
Nr. 1—46	1—80
Aus Dorothea's Tagebuch 1—222. . .	81—106
Am zweiten März 1800	107
Bei Uebersendung des Buchs ‚Sohar' .	107
Bei Erblickung der Handschrift eines verstorbenen Freundes	108
II. In Paris. 1802—1804:	
Nr. 47—50	109—120
Aus Dorothea's Tagebuch 1—48 . . .	121—131
Zu einer Volksmelodie	132
III. Zeit der Conversion in Köln. 1804—1808:	
Nr. 51—108	133—252
Aus Dorothea's Tagebuch 1—43 . . .	253—263
Der Sonntag-Morgen	264
Das grosse Gemälde zu Köln . . .	265
Mein Geliebter	267
Fortunata	269

Seite

IV. Ueber Dresden nach Wien. 1808:

Nr. 109—124 271—320

V. Der Feldzug von 1809:

Nr. 125—155 321—400

VI. Taufe der Söhne. 1810:

Nr. 156—177 401—444

Aus Dorothea's Tagebuch 1—8 445—448

An Simon Veit 448

Uebersicht der Briefe.

1. Von Dorothea

an ihren Sohn Jonas Veit: Nr. 117. 127. 149. 153. 162. 164. 168.
an ihren Sohn Philipp Veit: Nr. 73. 74. 89. 97. 100. 102. 103. 152. 154. 157. 161. 175. 177.
an ihre Söhne Jonas und Philipp Veit: Nr. 101. 118—125. 128. 132. 134. 138. 144. 147.
an ihre Schwester Henriette Mendelssohn: Nr. 1.*
an Simon Veit: Nr. 49. 53. 58.
an Friedrich Schlegel: Nr. 34. 45. 50. 72. 76. 78—80. 82—86. 88. 90. 91. 93—96. 98. 105—108. 110. 112—114. 130. 131. 133. 135—137. 140. 141. 143. 148. 151. 171. 172
an August Wilhelm Schlegel: Nr. 29—32. 37.
an August Wilhelm und Caroline Schlegel: Nr. 2. 3.
an Caroline Schlegel: Nr. 5—7.
an Auguste Böhmer: Nr. 24.
an Sulpiz Boisserée: Nr. 109. 111. 129. 142. 145. 155. 165. 170.
an Clemens Brentano: Nr. 6*—8.*
an K. v. Hardenberg: Nr. 104.
an Schleiermacher: Nr. 4. 8—10. 12—14. 16—19. 21—23. 25—28. 33. 35. 38—43. 47. 48. 87.
an L. Tieck: Nr. 46.
an Helmina Chézy: Nr. 9*—11.*
an Caroline Paulus: Nr. 52. 55—57. 59—61. 63—71. 99.
an Rahel Levin: Nr. 2*—5.* 11. 15. 20.
an eine Freundin: Nr. 1.

2. Von Jonas Veit

an seinen Vater Simon Veit: Nr. 115.
an seine Mutter Dorothea: Nr. 146.
an K. F. Schinkel: Nr. 116.

3. Von Philipp Veit

an seinen Vater Simon Veit: Nr. 54.
an seinen Bruder Jonas Veit: Nr. 51. 75. 159. 160.
an Friedrich Schlegel: Nr. 44.

4. An Dorothea

von ihrer Schwester Henriette Mendelssohn: Nr. 77.
von Friedrich Schlegel: Nr. 150.
von August Wilhelm Schlegel: Nr. 92.
von Schleiermacher: Nr. 36.

5. An Jonas Veit

von Abraham Mendelssohn: Nr. 62.
von Friedrich Schlegel: Nr. 166.
von Henriette Herz: Nr. 167. 173.

6. An Philipp Veit

von seinem Vater Simon Veit: Nr. 156. 174. 176.
von Friedrich Schlegel: Nr. 81. 158. 163.
von Gotthilf Heinrich v. Schubert: Nr. 126. 139.
von dem Nuntius Severoli: Nr. 169.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

(Aus dem Nachlass von Varnhagen v. Ense.)

In Berlin und Jena, Paris und Köln.

1788—1804.

—

1.*

Dorothea an ihre Schwester Henriette Mendelssohn in Strelitz [1]).

Berlin, den 15. September 1788.

Meine geliebte Schwester! ich hätte freilich sehr Unrecht gethan, wenn ich Dir [hätte] aus einer Sache ein Geheimniss machen wollen, die uns so interessirt; ich selbst habe aber von der ganzen Geschichte bis den vorigen Posttag nichts näheres erfahren, als was wir beide schon längst gewusst haben, nämlich dass Mama nach Strelitz ziehen würde.; wenn? und ob es schon so nahe sei, hab ich in Wahrheit selbst nicht eher gewusst. Du kannst Dir denken, liebe Jente, wie mir ist, wenn ich mir denke, dass ich Dich nun gar nicht mehr bei mir sehen soll; für Mama und für die Brüder wird es recht gut sein. Mama lebt in der That hier jetzt zu unruhig, ihr schwacher Körper würde es nicht lange so aushalten können, sie würde auch immer nur verdriesslicher werden; dort wird sie aber recht ruhig leben können. Du leidest am meisten

1) *„Chez Monsieur Mendel Meyer, agent de la cour de Strelitz."*

darunter. Wie sehr wünsche ich, dass Du bei mir bleiben könntest! aber das sind Schlösser in die Luft. Doch unglücklich muss Dich Dein neuer Aufenthalt nicht machen. Du musst selbst alles heraussuchen; Du musst keine Kleinigkeit unbenutzt lassen. Wenn Du so oft nicht mehr das Glück wirst haben können, Menschen nach Deinem Herzen zu sehen, so wirst Du nur immer mehr noch ihren Werth einsehen lernen. Beschäftige Dich nützlich; lerne zu, so viel Du kannst; sei Nothleidenden behülflich, so viel Du vermagst, mit Rath, Trost oder Geld. Höre nie auf, Dich selbst zu vervollkommnen, bessere beständig und werde nicht müde, Fehler, die Du an Dir bemerkst, auszurotten; glaub mir, der einzige Weg zur Glückseligkeit ist — immer besser werden; alles übrige ist ausser uns und kann uns nur so lange beglücken, als es uns neu ist. Gewöhne Dir an, jeden Abend getreu aufzuschreiben, nicht allein, was Du gethan und Dir begegnet, sondern auch was Du gedacht und gefühlt hast. Schicke es mir von Zeit zu Zeit. Die H[erz] und ich, wir werden Dir oft schreiben, um Dir hülfreiche Hand zu leisten, wo es nöthig ist. — Schieb lieber Deinen Plan, noch einmal her zu kommen, so lange auf, bis Mama schon dort ist, dann kannst Du bei mir wohnen und sind [wir] ohne *gêne*. Ueberhaupt, denke ich, wird wohl kein Jahr vergehen, ohne uns zu sehen; entweder Du zu mir, oder ich zu Dir! Ich schicke Dir die Noten mit, die Du verlangt hast. Wie wird es mit dem Klavierspielen werden? Hast Du keine Aussicht, einen *Maitre* dort zu bekommen? und zum Zeichnen auch nicht? Das wäre mir nicht lieb. Suche, Anstalten dazu zu machen. Warum schreibst Du nicht Antwort (an die H.) 1) und an Rahel gar nicht? Wenn Du Gelegenheit hast, meine Sachen nach Leipzig zu besorgen, so geschähe mir ein Gefallen damit, nämlich mein

1) Von H. Herz darübergeschrieben.

Kleid und das *collerette*. Leb wohl, meine liebste Schwester, leb recht wohl und schreibe mir bald, es sei, was es wolle. Deine eigne B.[1]).

A. v. Humboldt lässt Dich grüssen. Es thut ihm leid, dass er Dich nun sobald wohl nicht wieder sehen wird; er war ganz *ébaubi,* wie ich es ihm sagte.

[Nachschrift von H. Herz.] Ich habe schon bei meinem letzten Brief vermuthet, dass ich Sie so bald nicht wiedersehen würde; nun ist es gewiss. Glauben Sie mir, liebe Jente, es thut mir unendlich leid, Sie so ganz von mir zu wissen. Machen Sie sich Ihren neuen Aufenthalt so erfreulich, als Sie können. Wenn ich irgend etwas dazu beitragen kann, seien Sie versichert, dass ich es mit ganzer Seele thun werde. Schreiben Sie mir oft, meine Liebe, ich bleibe Ihnen gewiss keine Antwort schuldig.

Ihre Henriette.

2.*

Dorothea an Rahel Levin in Berlin.

Strelitz, den 13. September 1792.

Liebe Rahel! ich muss Ihnen von der französischen Oper in Rheinsberg[2]) erzählen. Nein, noch habe ich mir Sie nie so herzlich neben mir gewünscht als den Abend. Denken Sie sich ein Theater, niedlich verziert, aber noch wohl um die Hälfte kleiner als das Theater im Berliner Palais. 50 Menschen machen es unten stickend voll. Es sind auch 2 Reihen Logen da, in jeder Reihe 7 oder 8. Da gehen aber nur die gemeinen Leute herein; was *du ton* ist, das geht unten. Der Prinz[3]), 3 Damen und 4

1) Brendel = Veronica, Dorothea's früherer Name.

2) Stadt am Rhin, 12 Meilen von Berlin.

3) Heinrich von Preussen, Bruder des Königs Friedrich II., seit 1744 bis 1802 Besitzer des Schlosses in Rheinsberg.

Herren sassen auf Stühlen mitten im Parterre. Hinter ihnen stehen in einem halben Zirkel 3 oder 4 Reihen Bänke zwischen Säulen, darauf sitzen die übrigen Zuschauer. Das Ganze ist recht niedlich decorirt, aber so klein, dass 8 Lichte, die auf einem Kronleuchter brennen, das Ganze hinlänglich erleuchten. Fremde werden gut aufgenommen und placirt, aber nicht mit kleinstädtischer Neugierde betrachtet. Der Prinz scheint dort einen recht hübschen leichten Ton eingeführt zu haben. Die meisten Einwohner sind Franzosen, von der Kapelle, oder sonst zum Hofstaat gehörig. Vor mir sassen zwei Damen, von der die eine der andern von Berlin und vom Berliner Theater erzählte und gewaltig auf beides loszog. Unter anderm sagte sie, sie könnte gar nicht begreifen, warum Berlin so entsetzlich weitläuftig wäre; sie sähe gar nicht die Nothwendigkeit davon ein und sie unterstände sich, Berlin, so wie es da ist, mit allen seinen Gebäuden auf einen Platz zu stellen, der grade ein halbmal so gross sei, als der ist, worauf es jetzt steht. Ist das nicht lustig? Ich habe wahrhaftig geglaubt, in Abdera zu sein.

Und nun vollends die Oper selbst! ‚Iphigénie‘ von Gluck ward gegeben. Ich habe die Musik noch nie gehört, ich möchte aber schwören, dass [es] blos Rellstab's Klavierauszug war, der executirt ward; unmöglich war das die ganze Partitur, schon die grosse Ouverture ward ganz weggelassen und im Accompagnement haben auch ganz gewiss eine Menge Instrumente gefehlt, man hat sehr oft ganz deutlich die Lücken darin merken können. Blaseinstrumente waren gar nicht da, die Violinen machten alles, auch diese waren nur sehr schwach besetzt, spielten aber rasch und prompt. Und nun die Sänger! Nein, liebe Rahel, davon haben wir beide noch keinen Begriff gehabt, dass so etwas existirt. Die Aurore spielte die Iphigenie. Sie hat auch nicht einen Ton, der weniger unangenehm wäre — ich habe in meinem Leben nicht

so einen Gesang gehört — gemein, rauh und schnarrend wie eine Kinderfrau von der französischen Kolonie; nicht die geringste Biegsamkeit, nicht die kleinste Manier, als grosse *éclats* mit dieser rauhen Poissardenstimme. Abscheulich, nicht zu hören! Aber sie recitirt doch besser; sehr deutlich und mit grossem Affect. Besonders ein Recitativ mit dem Oreste hat sie sehr schön gesprochen. Aber ihre Action und überhaupt ihr ganzer Anstand — nicht auszuhalten! Alles, was Sie jemals von französischer Tragödiencarricatur gehört oder gelesen haben, ist keine Uebertreibung — das Närrische davon geht über alle Beschreibung. Sie kennen die Aurore, sie ist hübsch. Aber mein Gott, hat denn das Weib nie gelernt, dass Iphigenie doch einen etwas edlern, simplern Anstand haben muss als eine Bacchantin? Sie ist mir ganz so vorgekommen wie die betrunkene Poissarde in der Königin von Frankreich ihren Kleidern am 10. August. Sie hat nur zwei Ausdrücke im Gesicht: entweder sie lächelt so süss und schmachtend wie eine Zauberin aus dem 5. Stockwerk, oder sie verzieht ihr wirklich reizendes Gesicht in den grässlichsten Falten, und dies Mienenspiel wechselt oft so schnell miteinander, dass einen Angst und Grauen befällt. Sie hat nicht die mindeste Grazie, weder in ihren Mienen, noch Sprache, noch Gang, noch Anzug; alles gemein und outrirt. Angezogen war sie wie eine jüdische Braut, auch ohne alle Grazie. Beide Arme waren von den Schultern an ganz blos. Obgleich sie im gemeinen Leben hübsche Arme und Hände haben mag, so war doch die Coquetterie, entblöst zu gehen, falsch berechnet; denn sie gesticulirte so heftig damit, dass die Muskeln ganz heraustraten und den Arm hässlich machten. Diese Iphigenie aber war doch noch göttlich gegen Orest, Pilades und Thoas. Nein, so etwas! Nicht einen sangbaren Ton, auch nicht einen! So einen Gesang habe ich noch in meinem Leben nicht gehört. Der Thoas schnarrte wie ein Savoyard.

Orest und Pilades verstand man nicht ein Wort; sie verhunzten das göttliche Duett und die schönen Arien auf's erbärmlichste. Viel Atlas, viel Pelzwerk, viel reiche Gürtel und gepuderte Locken, viel Grimassen, aber nicht ein Funken Gesang oder Manier oder wahres Spiel. Der Orest hat mehr *crochets* gehabt in der Frisur als Sie an Ihres Bruders Hochzeitstag. Kurz, es war nicht auszuhalten. Aber was muss die ‚Iphigenie' für eine Musik sein! So erbärmlich, wie sie auch da gehandhabt worden, so habe ich doch bei manchen Stellen wie ein Kind weinen müssen. Wenn ich diese Musik doch nur einmal recht vollständig hören könnte! — Die Dekorationen sind recht hübsch in Rheinsberg, nur schade, dass sie einem gar zu nahe sind; man kann jede Veränderung mit Händen greifen. Aber die herrlichen Chöre, wie die von den französischen Nähmädchen sind hergeschnarrt und gelispelt worden; und was das für ein beständiges Durcheinanderlaufen auf dem Theater war — ich bitte Sie, liebe Rahel, wenn Sie einmal über etwas ernsthaftes recht sehr lachen wollen, so sehen Sie eine grosse Oper von Franzosen aufführen; es ist nicht auszuhalten.

Von Rheinsberg selbst werden Sie ja wohl schon vieles wissen. Die Menschen leben hier von und durch den Prinzen. Das ist gut berechnet, damit man für sein langes Leben bete; aber es ekelt einem für diese sinnlose Macht und Reichthum. S e i n Haus, s e i n Garten und alles, was er aus s e i n e m Fenster übersehen kann, ist üppig und prächtig; gehen Sie nur um ein Haus weiter, nur die Ecke herum, und Sie finden kein ganzes Dach, keine reine Strasse, kein ganz angezogenes Kind. Dürftigkeit und Elend allenthalben, und auch diese elende Existenz ist nur sehr precair; mit seinem Leben endigt auch das ihrige, sie erhalten sich nur vom Abgang seines Ueberflusses und durch die tausend überflüssigen Dinge, die sie ihm verschaffen müssen, ohne dass sie das Noth-

wendige haben oder die Aussicht haben, es künftig oder durch eignen Fleiss zu besitzen. Das Land, in dem er launenhaft genug war einen Palast zu bauen, ist schlecht, rings herum nichts als tiefer Sand, und nur die Wege, die er betritt, sind durch Aufwand blühend gemacht. Verdammter Aristokrate! konnte ich mir nicht erwehren auszurufen. Es ward sehr lebendig in mir, wie ein ganzes Volk mit einemmale sich gegen die schwelgenden Tyrannen auflehnen kann, die sich ewige Symphonien vorspielen lassen und so das Geschrei des Elends nicht hören, das ihnen sonst zu Ohren kommen würde. So eine Oper kostet mehr, als es kosten würde, ein eingefallenes Häuschen wieder aufbauen zu lassen, in dem Friede und Wohlhaben wohnen könnte. Ich dachte mir ganz Frankreich so und nun verstand ich die Franzosen. Verzeihen Sie meinen Eifer, liebe Aristokratin! — Sie sollten nur Rheinsberg sehen.

Auf Ihren Brief habe ich weiter nichts zu antworten, als was Friedrich der II. einmal zu Künstlern gesagt hat, die den Abschied von ihm forderten und sich über böse Zeiten beklagten: „Wisst Ihr einen Ort, wo es besser ist? nennt ihn mir, ich will mitgehen.“ — Was haben Sie mit D. Veit[1]) vorgehabt? Der arme Junge! wenn ich nicht in Berlin bin, so nimmt sich auch kein Mensch seiner an. Grüssen Sie unsre gute Liepmann recht, recht herzlich von mir; morgen über 8 Tage bin ich wieder in Berlin. Wenn Sie mir also noch schreiben wollen, so müssen Sie es den Sonntag thun, sonst trifft mich Ihr Brief nicht mehr. Adieu. Ihre BV.

Wollen Sie wohl so gütig sein und einliegenden Brief zur Post besorgen? er muss auf jeden Fall durch Berlin. Grüssen Sie unsre übrigen Berliner Freunde.

1) Der spätere Mediciner David Veit. Vgl. Varnhagen, Galerie 1, 3 ff.

[Nachschrift von Henriette Mendelssohn]. Sagen Sie mir, liebe Rahel, wie war es Ihnen möglich, mich zu fragen, ob ich Briefe und solche, wie Ihr letzter an unsre Veit war, von Ihnen zu lesen wünsche. — Ich vergebe Ihnen diese Frage nicht. Schon gab ich jeden Anspruch auf einen Brief von Ihnen auf. Ich dachte, Sie erinnerten sich meiner wohl noch zuweilen, aber nie deutlich genug, nie so freundschaftlich, um es mir auch zu sagen, dass Sie an mich denken. — Und nun schreiben Sie mir nur nicht, weil Sie nicht immer guter Laune sind. Als ob ich nicht wüsste, dass man bei Ihrem Verstand nicht immer munter sein kann. — O ich weiss das alles, ich habe Ihren Brief verstanden, er hat mich sehr gerührt, aber, wie sie selbst sagen, es giebt weder Trost, noch Rath für Ihr Verhältniss. Schreiben Sie mir, liebe gute Rahel; gern, sehr gern will ich jede Ihrer trüben Stunden mit Ihnen theilen, Ihre Launen tragen und wenn es auch nur eigentliche Launen sind. Thun Sie es, ich bitte Sie so herzlich, Sie können sich denken wie. Die Veit reist nun auch bald weg. — Wahrscheinlich komme ich diesen Winter nach Berlin. Grüssen Sie mir unsre liebe liebe Liepmann tausendmal so herzlich, wie es Ihnen möglich ist. Adieu.

3.*

Dorothea an Rahel Levin in Berlin.

Schönhausen[1]), den 6. Juni 1793.

Sie sollen mir mit allen Ihrigen tausendmal willkommen sein. Liebe, gute Rahel, kommen Sie und weiden Sie sich an meinem Vergnügen; ich bin beinahe bange, dass ich Ihnen kein andres werde hier verschaffen können — aber ich bin sehr, recht sehr vergnügt. In meinem

1) Dorf in der Umgebung von Berlin.

Zimmer und rund um mich ist es rein und draussen weit und heiter, der Kopf kalt und ruhig, mein Herz warm und empfänglich für jedes Gefühl — erkennen Sie das Glück? Ich wollte Ihnen immer schon auf Ihr erstes vortreffliches Billet antworten; aber lassen Sie mich es Ihnen gestehen, noch bin ich zu sehr Gewohnheitssclavin, um gleich im ersten Augenblick thun zu können, was ich gerne thun möchte. Noch frag ich immer bei einem solchen Fall: habe ich nichts nöthigers zu thun? Und mir Elenden verstreicht darüber nur zu oft der Augenblick. Nennen Sie es Phantasie, worin ich mich jetzt so wohl fühle? Sie mögen Recht haben, es ist viel zu schön und heiter, um etwas reelles zu sein. Damit mögen sich — Kaufleute freuen. Vielleicht werden Sie es lächerlich finden, wie mich meine kleine Anstalt hier so vergnügen kann. Aber entweder gross oder klein, ich kann mich nicht auf der lumpigen Mittelstrasse herumtreiben und die halbverwelkten Blumen mit Mühe und schweissbedeckter Stirne aufsuchen, die dem seligen Glück in seinem Taumel entfallen. Genug — morgen halte ich Sie, und Ihre Stimmung mag sein, welche sie will, Sie müssen, Sie sollen sich mit mir freuen. Können Sie es nicht so einrichten, dass Sie einige Tage bei mir bleiben? Meine Schwester wartet mit dem Abendbrodt. Sie grüsst Sie herzlich und freut sich nicht weniger als ich, Sie zu sehen. Die Ihrige B.

Apropos! Bereiten Sie Ihre Schwägerin drauf, dass mein Kind einen Ausschlag im Gesicht hat, sie könnte sich sonst dafür erschrecken. — Alle, die mit Ihnen kommen, sollen mir sehr willkommen sein. — Gegen den Bedienten waren Sie gar nicht grausam, er hat sich amusirt.

4.*

Dorothea an Rahel Levin in Berlin.

Jena, den 10. April 1800.

Sie haben mir nicht geantwortet, liebe Levin, aber ich will Ihnen doch wieder schreiben, denn Sie sollen mich nicht so mir nichts, Dir nichts vergessen. Was habe ich mir nicht schon alles von Ihnen gedacht? Sie reisen, Sie baden, Sie sind nicht gesund genug, oder Sie sind zu gesund. G[raf] Finck ist in Berlin, Sie ärgern sich, Sie sind lustig — manchmal gar: Sie studiren, Sie heirathen! — Eins muss es doch sein, was sie treiben, und ich zerbreche mir den Kopf, zu errathen, was Sie beschäftigt, was Sie hinnimmt. — O liebe Rahel, welch ein liebenswürdiger Frühling! und wie oft muss ich mit Bedauern denken, dass Sie ihn in Berlin verwüsten müssen! Was weiss man in Berlin vom Frühling? Verstände ich etwas mehr von der *descriptive poetry,* ich könnte Ihnen Bogen von der hiesigen Schönheit der Gegend und der Art, sie zu geniessen, anfüllen, aber ich muss mich begnügen, Ihnen zuzurufen: Wären Sie doch hier! — Wenn ich lange von Ihnen entfernt war, so wird es mir immer erst recht deutlich, dass wir eigentlich zusammen sein müssten, denn schwerlich werden zwei Frauen sich besser zusammenschicken als wir beide! So fühle ich; habe ich geirrt, wenn ich in Ihnen dasselbe ahnde? Es kann nicht sein, denn unmöglich würde ich Sie so lieben können, wenn Sie mich nicht auch liebten. — Ich beschwöre Sie, was Sie auch treiben mögen, reissen Sie sich eine Stunde los und schreiben Sie mir von sich, was Sie machen und was Sie zu machen gedenken. — Unser schönes Leben hat ein böser Dämon gestört! Die Schlegeln[1]) ist seit

1) Caroline, Frau von A. W. Schlegel.

6 Wochen bettlägerig krank, erst gefährlich und dann langweilig. Diese Fatalität verhindert alles Gute, sogar meine Arbeiten, denn ich muss viel bei ihr sein und auch mein Zimmer wird nun dadurch nicht genug respectirt. Wie mich dieser letzte Umstand besonders, von dem meine ganze Existenz doch abhängt, ängstiget, dass werden Sie begreifen; kann ich nicht arbeiten, so darf ich nicht leben wollen! — Ich habe mich seit diesem Morgen wieder in meine alte Lebensart einzusetzen gesucht, die S. ist nicht mehr gefährlich, und die Langeweile muss sie *tant bien que mal* zu ertragen suchen. Meine erste Musse wende ich nun an, Ihnen zu schreiben; ich will mich dadurch gleichsam wieder zur Arbeit weihen. — Haben Sie das ‚Athenäum' schon? Wie gefällt Ihnen die Kritik von Schmidt, Matthisson und Voss und der Wechselgesang, in dem sich diese verwandten Geister vereinigen[1]? Ist es nicht so gründlich als spasshaft, so würdig als witzig? Papa Goethe hat sich ganz wie rasend damit gefreut. Schlegel hat es ihm dreimal *de suite* vorlesen müssen. Sagen Sie doch auch dem Friedrich etwas hübsches über seine Stanzen ‚an Heliodora'[2], es sind seine ersten Verse. Seitdem hat er mehrere gemacht, die zu ihrer Zeit schon erscheinen werden. Zur Messe kommen Schlegel's Gedichte[3]) heraus. Sie werden wunderschöne Sachen darin finden, besonders unter den spätern, wo sich auch wieder die Sonette ganz vorzüglich auszeichnen als eine Form, die er zuerst bei den Deutschen zu dieser Vollkommenheit gebracht hat. Auch das Gedicht in Stanzen: ‚Der Bund der Kirche mit den Künsten' ist von erhabener Schönheit, so wie Ihnen die Elegie an seinen

1) Athen. 3, 139—161 und der ‚Wettgesang' 161—164; in A. W. Schlegel's W. 12, 55—92.

2) Athen. 3, 1—3; W. 9, 80—82.

3) Gedichte von A. W. Schlegel. Tübingen 1800.

verstorbenen Bruder[1]) gewiss sehr gefallen wird. Die Gedichte aus der früheren Periode seiner Kunst finde ich etwas schwach; besonders die, worin von Liebe die Rede ist. Diese scheint nun einmal mehr seine Schwäche als seine Stärke zu sein.

Charlotte Ernst hat dieser Tage herkommen wollen, und Gott weiss es, wie sehr ich mich freute, sie persönlich kennen zu lernen, denn alles was ich von ihr höre, entzückt mich; aber Carolinen's Krankheit ist ein Hinderniss, man musste es ihr abschreiben. Denken Sie sich das! Sie wird nun schwerlich herkommen, da die Schlegel, sobald sie so weit ist, nach Franken in ein Bad reisen will; kurz, es ist so dumm als möglich! Nach Dresden muss ich doch noch einmal. — Vor Johanni werde ich wohl nicht zurückkommen, denn ich will erst hier den Pyrmonter trinken und baden, dann komme ich aber wieder. Wo treffe ich Sie? Doch wohl nicht wirklich in Berlin? Sagen Sie mir ein Wort über Ihre Sommerplane. Ich habe neulich eine Ankündigung einer Uebersetzung des neuen Genlis'schen Romans[2]) von der Madame Bernard gelesen; erzählen Sie mir doch etwas von diesem Roman und auch von der Uebersetzung. Leben Sie wohl und meiner eingedenk. — Schlegels empfehlen sich Ihnen. Sie empfehlen mich allen unsern guten Bekannten. Grappengiesser und Scholtz grüsse ich eigentlich und freundlich! Machen Sie doch dem Scholtz die Freude, ihm zu sagen, dass Goethe den Parny[3]) sehr in Schutz nimmt. Ihnen sage ich aber, dass mich Goethe's Lob doch nicht besticht, Sie auch nicht, hoffe ich. Scholtz kann es aber immer als eine Autorität gegen Gentz anführen. — Vergessen Sie Ihre gute Freundin nicht. D. Veit.

1) ‚Neoptolemus an Diokles.‘ W. 2, 13—20.

2) Die beiden Mütter. Berlin 1800—1802.

3) Dessen frivoles Epos *La guerre des Dieux anciens et modernes.* Vgl. Athen. 3, 252—266; A. W. Schlegel's W. 12, 92—106.

5.*

Dorothea an Rahel Levin in Berlin.

Jena, 2. Juni 1800.

Ich erwarte mit der grössten Ungeduld Ihre endliche Entscheidung, liebe Levin, denn auf diese kömmt es an, wie lange ich noch hier bleiben soll. Ich fürchte beinah, Sie kommen **nicht**, da schon zwei Posttage vorüber sind, seit Sie mir haben schreiben können. Sie thäten aber Unrecht, nicht zu kommen, denn es ist sehr gut hier. Man wird durch nichts in seiner Existenz gestört. Das ist alles, dünkt mich, was man im bürgerlichen Leben verlangen kann. Nächstdem hat man hier nicht den zehnten Theil der Entsagungen als in Berlin nöthig, auch bei der eingeschränktesten Lebensart. Das Beste, was man hat, nämlich die Natur, wird mit wenigen Unkosten genossen. Also strengen Sie sich ganz erstaunlich an und kommen Sie! Alle die kleinen Reisen, die ich diesen Sommer in der Gegend machen wollte, und die alle sehr erfreulich sind, habe ich aufgespart, um sie in Ihrer Gesellschaft zu machen.

Von Carolinen's Geschichte[1]) ist mir's zu weitläuftig, zu schreiben, das erzähle ich Ihnen einmal. Sie haben freilich Recht „mit Nachsicht;“ das ist das erste, was man haben muss. Auch bin ich nicht mit dem Was unzufrieden, nur mit dem Wie. So hätten wir beide es nicht gemacht. Schelling gefiel Ihnen? Das wundert mich; ich habe gefunden, dass man ihn lieben muss, um ihn liebenswürdig zu finden. Wollen Sie die Begebenheit als eine ‚Henriade‘ nehmen, so werden Sie den Umstand noch dazu nehmen müssen, *que l'auguste verité n' y est point descendue des cieux*. Das ist doch schon sehr schlimm.

1) Deren Zerwürfniss mit Dorothea und Friedrich Schlegel. Vgl. G. Waitz, Caroline 2, 96.

Wer wird eine Maskerade zur ewigen unablässigen Beschäftigung machen? — Ob Wilhelm *rassasié, occupé ou aveugle* ist? — *tous les trois, ma chère enfant.* Er hat sich auch eben nicht zum schönsten genommen, und oft hat man nicht gewusst, soll man fluchen, lachen oder weinen, und darum hat man alles auf einmal thun müssen. Dass Sie meine Beschreibung des Frühlings kindisch gefunden haben, ist mir sehr lieb. Glauben Sie, dass man, ohne Kind zu sein, den rechten Sinn dafür hat? Kinder sind etwas himmlisches, liebe Levy. Mein Philipp macht die Freude meines Herzens; der Junge hat herrliche Anlagen. Sehen Sie zufällig wohl einmal meinen Jonas? Wenn Sie herreisen, so lassen Sie sich ihn eigenst einmal kommen, damit Sie mir recht von ihm erzählen können. — Und nur recht bald Antwort, ob Sie kommen, dass Sie kommen. Die Furcht vor den Studenten legen Sie ab. Der Humanitätston nimmt immer mehr überhand, und man ist sehr sicher; ich gehe allein im Gebirge spazieren und habe noch nicht die geringste unangenehme Begegnung erfahren. Wie sehr werden Sie den müssigen Muthwillen der Studenten gebildet finden gegen die geschäftige Roheit des Berliner Militärs und Kaufmannsbursche, die doch unaufhörlich die Strassen füllen. Man geht nicht hier aus, oder man hört von ‚Wilhelm Meister', von der Transcendentalphilosophie und von Sylbenmassen sprechen. Dabei ertönen aus jedem Hause Guitarren und Geigen. Kann man sich nur vor solchen Leuten fürchten? — Haben Sie etwa die ‚Pauline' [1]) gelesen, so schreiben Sie mir etwas darüber. Ich habe es besonders sehr interessant gefunden, wie die schöne Pauline endlich aus lauter Tugend und Edelmuth zur Madame Unger [2]) wird. Adieu. *Salut et amitié.* DV.

1) Erzählung von Frau v. Staël.

2) Die in F. Schlegel's Briefen öfters persiflirte Frau des Berliner Buchhändlers.

6.*

Dorothea an Clemens Brentano in Dresden.

Jena, 25. Juli 1800.

Ich darf es nicht länger dulden, das Sie so sehr auf den armen Pyrmonter schimpfen, der doch weiss Gott nicht schuld ist, dass ich Ihnen noch nicht geschrieben habe. Wer durfte an Pyrmontertrinken denken? Es war kalt, dass man hätte einheizen mögen; so kalt, dass ich Sie um Ihre Influenza beneidete, die Ihnen Gelegenheit gab, im Bette zu bleiben. Nun lacht der Himmel einmal wieder, und morgen früh soll die Wallfahrt wieder beginnen, die Flasche mit perlendem Wasser in der Hand. Aber wie gesagt, die Kur hatte nicht Schuld an meinem Nichtschreiben, auch wie ich sie brauchte nicht. Denn der Arzt hat unter den nöthigen diätetischen Regeln besonders gegen alle Gemüthsbewegungen und gegen das Schreiben insistirt; da ich nun dem ersten dieser beiden Gesetze täglich tapfer entgegen arbeitete, so wäre es leicht gewesen, auch das zweite nicht zu halten. Aber ich schrieb nicht, weil ich nicht gern schreibe und mir im stillen Sinn einbildete: „Schiebst Du es noch etwas hinaus, so kömmt er wohl selber zurück; ein Gespräch von drei Minuten ist mir lieber als ein ellenlanger Brief, und wäre er auch so geistreich und witzig im Schmerz und in den Hoffnungen wie Brentano seine Briefe.“ — So kommen Sie her, es ist recht hübsch hier, obgleich wir ein rechtes Unglück hatten, und das Haus öde und leer ist. Aber ein recht reines Unglück hat immer etwas gutes, es ist wie ein rechter Gewitterschlag, das [?] die Atmosphäre reinigt von drückenden Dünsten. Aber was sagen Sie zu Augusten [1])?

1) Die im Bade Boklet in zarter Jugendblüthe verstorbene Auguste Boehmer, Tochter von Caroline Schlegel.

Muss dieses blühende Mädchen sterben können! Es ist, als ob man sich schämen müsste vor ihr.

Auf Ihre Briefe wäre viel zu antworten, aber so etwas verstehe ich nicht. Wollen Sie mich zu gleicher Zeit für Ihre geistliche Mutter erkennen, indem Sie des Friedrichs geistlicher Sohn werden, so kommen Sie, dass wir Sie anerkennen. Ich bin schon in einem Streit Ihrentwegen gewesen mit Ihrem Meister. Er sagt, er hätte Ihnen einige Worte aufgegeben, ihm eine romantische Dichtung in Philipps Manier daraus zu machen (dies ist die erste Arbeit, die der poetische Jünger von seinem Meister bekömmt). Sie hätten dann so viel Wahrheit als möglich mit einmischen dürfen; aber Sie haben es nicht gethan, Sie haben so etwas von einer mystischen Antwort gegeben, dies wurde aber gar nicht verlangt. Sie sollen weniger subjectiv und mehr romantisch naiv und treuherzig erzählen; Ihr Meister ist berechtigt, dies von Ihnen zu fordern. Sie werden es selbst wissen, wie so; es ist also gar nicht Indiskretion. Nun sehen Sie, wir haben also gestritten. Er sagt: Sie hätten ihn nicht verstanden; und ich behaupte: Sie werden der Mutter lieber beichten als dem Vater. Auch sagt der Meister, Sie müssten sich mehr lernen auf das Gewicht verstehen. Sie haben den Scherz mit dem Kochlöffel zu schwer, seine Frage wegen des Verhältnisses zwischen Clemens und Sophie [1]) aber zu leicht genommen. Vertheidigen Sie sich also, oder besser, bessern Sie sich!

Ihr Brief aus der Influenza ist allerliebst; sie kleidet Sie recht gut. Den beiden lieblichen Mädchen aller Segen des Himmels! Minna ihre Augen sind göttlich, beinah eben so göttlich wie Juliens Güte [2]). Warum machen Sie

1) Die damals bereits von ihrem Manne getrennt lebende Dichterin Sophie Mereau, geb. Schubert, später Clemens Brentano's Frau.

2) Brentano hat den ersten Theil des ‚Godwi‘ „der lieblichen Minna und dem guten Geiste Juliens“ geweiht.

aber so vergebliche Spekulationen, ihnen die zukünftigen Ehemänner zu prophezeien? Sie könnten eben so gut Wetterprophet werden. *Apropos* von Prophezeiungen, Sie haben eine recht gute auf sich selber in ‚Wasa‘ [1]) ausgesprochen, nämlich: „Dass Richter nicht mein Gott sei.“ Nehmen Sie sich in Acht, sage ich Ihnen, dass er es nicht doch noch einmal wird! — Ich habe Ihnen eine Lehre über das Gewicht gegeben; geben Sie mir eine über das rechte Mass, denn ich wollte nur die Worte schreiben: Kommen Sie! und nun sehen Sie den ellenlangen Brief! Adieu, wir sehen Sie bald.

Dorothea.

Philipp empfiehlt sich Ihnen. — Eigentlich wollte ich Ihnen auch sagen, dass ich gar nicht geglaubt hatte, dass Sie Ihr Wort halten und schreiben würden. Es hat mich also recht überrascht, wie es dennoch geschah. Es ist so Mode geworden, dass man, um recht klug zu sein, die Menschen für treulos hält, damit sie einen nicht betrügen können. Mir will aber diese Klugheit nie gelingen. Ich werde also künftig bei meiner alten Mode bleiben und die Menschen für besser halten. Wenn man sich irrt, so ist der letzte Irrthum immer nicht so drückend als der erste; denn muss ich Sie jetzt nicht um Verzeihung bitten, und bin ich nicht ganz beschämt?

7.*

Dorothea an Clemens Brentano in Marburg.

Jena, 27. Februar 1801.

Stellen Sie sich vor, guter Brentano, ich muss Ihnen schreiben, erstlich weil in Ihrem letzten Briefe

1) Satiren und poetische Spiele von Maria. Erstes Bändchen: Gustav Wasa. Leipzig 1800.

viel hübsche Sachen stehen, mit denen ich mich sehr freue: Ihre gelinde sänftliche Stimmung, die Beschreibung der Gegend, in der Sie leben, Ihr Wunsch, uns dort zu sehen, Ihr Aergerniss an Ihrer eignen Witzelei. (Dieses ehrliche Aergerniss erinnerte mich auf eine sehr lustige Weise an Niethammer, dem ich gar zu gern nachsehe, wenn er aus seinem Hause herausgeht. Er kömmt immer gewaltig herausgestürzt, läuft, was er kann und ohne sich umzusehen, dann erinnert er sich plötzlich, stützt sich auf sich selbst zurück und marschirt ganz würdig weiter. Dieses Schauspiel geniesse ich jetzt täglich einigemal; wir wohnen ihm gegenüber). Dann hat mir auch das, was Heinse über die ‚Lucinde‘ [1]) gesagt hat, so wohl gefallen, dass ich nothwendig Ihnen ein Zeichen dieses Wohlgefallens geben muss. Es ist sehr gut, es erfrischt einen ordentlich, wenn man unter der Menge von einfältigem Muss, das über diese ‚Lucinde‘ zum Ruhm sowohl, als zur Lästerung vorgebracht wird, einmal ein Wort hört, das nach Ingwer und Vanille riecht. — Dann ist es auch gut und löblich, dass Sie den Lessing lesen, und dass Sie ihn lieben, ist sehr glücklich. Im ‚Herkules Musagetes‘, den Friedrich Ihnen wahrscheinlich mitschickt [2]), werden Sie finden, was ich damit meine, nämlich in den Versen, wo die Rede davon ist, wen man lieben müsste. — Auch dass das Geschäft Ihnen gelungen ist, darüber will ich Ihnen meine Freude bezeigen. Sie haben etwas gutes zu Stande gebracht.

Da nun alles, was ich Ihnen zu schreiben und geschrieben habe, nichts als Fröhlichkeit, Zufriedenheit und Freude bezeichnet, so kann Ihnen mein Brief nicht anders als angenehm sein, so leer er auch von anderm In-

1) Fr. Schlegel's missglückter Roman.

2) Nämlich den Separatabdruck dieses Gedichtes aus den ‚Charakteristiken und Kritiken‘ 1, 271—281.

halt ist. Ich habe auch darum Rosapapier erwählt, damit Sie gleich an der Farbe erkennen mögen, welch Geistes Kind er ist. In den ‚Lebensläufen nach aufsteigender Linie' [1]), die Sie auch einmal lesen müssen, wenn Sie es noch nicht gethan haben, da ist ein sehr würdiger Mann, der gewissenhaft immer die Farbe seines Kleides, das er anzieht, nach den Begebenheiten, Gelegenheiten und Stimmungen wählt, die er so eben erlebt. Das ist eine recht gute Einrichtung. Warum sollen wir denn nur die Trauer äusserlich bezeichnen? Sind es andere Empfindungen weniger werth? wie — oder mehr?

Es geht uns recht gut so unter uns; fremde Leute sehen wir aber gar nicht und hören nur wenig von ihnen; was wir aber so erfahren, das belustigt uns ganz unerhört. So wird jetzt, wie uns gesagt wird, in ganz Jena behauptet, den ‚Florentin' [2]) hätte ich, ich gemacht! Und weil man nun so davon überzeugt ist, so schimpft man eben darum ganz unbarmherzig darauf. Einige Leute, die nach der Anzeige glaubten, er müsse von Friedrich selbst sein, lobten ihn schon vorher, die jetzt ihr Lob zurücknehmen; andre hatten schon vorher darauf geschimpft, die nun nicht wissen, was sie dazu für ein Gesicht machen sollen. Kurz, es ist ein Spass. Am allerüberzeugtesten, dass er von mir sei, ist unser Freund Winkelmann. Es geht so weit mit ihm, dass er ein ordentliches Mitleiden mit mir hat; nichts desto weniger aber soll er doch ein wichtiges Mitglied einer Partei sein, die sich laut gegen diesen ‚Florentin' erklärt. Er soll nämlich aus dem ‚Meister' [3]), dem ‚Sternbald' [4]) und dem ‚Woldemar' [5]) zusammen

1) Vierbändiger Roman von Th. G. v. Hippel.

2) Dorothea's unvollendeter, von Fr. Schlegel herausgegebener Roman.

3) ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre' von Goethe.

4) Franz Sternbald's Wanderungen von L. Tieck.

5) von Fr. H. Jacobi.

gestohlen sein, sagt jene Partei. Den letzten in jedem gebildeten Buche zu finden, ist nun einmal Winkelmann seine Schwäche; hat er ihn doch auch in der ‚Lucinde' gefunden. Alle Romane, die ihm nach etwas aussehen, kommen ihm wie ‚Woldemar' und alle Menschen, die er leiden mag, wie sein Onkel Leisewitz vor. Es ist doch ein ehrliches, treues Gemüth. — Ich kann nun von diesen Aehnlichkeiten, die der ‚Florentin' haben soll, keine finden, ausser das Bestreben nach einem gebildeten Styl. Eben so gut könnte man viel vom Abc darin finden. Friedrich giebt ihn unter seinem Namen heraus, wem wir ihn aber eigentlich zu verdanken haben, weiss ich wahrhaftig auch nicht. Dem sei, wie ihm wolle, es ist ein recht freundliches, erfreuliches, ergötzliches Buch, das mit aller Macht dem Weinerlichen entgegen strebt, in dem die Farben manchmal etwas kindlich zu grell aufgetragen sind, aber sich eben darum perspectivisch wie eine Dekoration recht lustig ausnimmt, und das allerliebste Geschichtchen recht gebildet vorträgt. Was will man mehr? Mich hat es sehr amüsirt, ich habe es zweimal gelesen und erwarte mit Ungeduld die Fortsetzung. Schreiben Sie mir auch etwas darüber.

Ihr ‚Sänger' nimmt sich sehr gut aus, er ist auch die Vanille in dieser liebenswürdigen milchkalten Schale [1]). Da kein Name darunter steht, so hat S[ophie] M[ereau] von vielen Seiten her Komplimente grade über diesen ‚Sänger' erhalten. Die so gelinde Mortification habe ich ihr dann Ihrentwegen nicht missgönnt. Adieu. Schreiben Sie mir auch auf Rosapapier, Sie wissen, was das bedeutet. — Von meinen Söhnen, Ritter und Philipp, würde ich Sie grüssen lassen, sie sind aber gegenwärtig auf Reisen nach Weimar und Gotha; ich thue es aber in ihrem Namen.

1) Klingemann's Zeitschrift ‚Memnon', für welche Brentano unter dem Pseudonym M[aria] Beiträge geliefert. Vgl. dessen Lebensbild von Diel-Kreiten 1, 108 f.

8.*

Dorothea an Clemens Brentano in Marburg.

[Jena] 13. März [1801].

Seien Sie auf's freundlichste gegrüsst! Es ist ein recht ärgerlicher Lärm mit diesem Doctorwerden [1]) und der ganzen lieben Bürgerheit. Es könnte nicht toller zugehen, wenn er erster Consul werden sollte. Uebermorgen aber sollten Sie nur hier sein, wir werden allerliebste Gäste haben; unter andern auch die anerkannt liebenswürdigste Frau in ganz Jena [2]) und deren Gemahl. Sie hätten wahrhaftig auch hier sein müssen.

Ritter, der den ganzen Winter über sich selbst gesessen und beinah in die Verzweiflung gerathen wäre — er war krank, missmuthig, überdrüssig, sich und der Welt — der macht jetzt eine Lustreise nach Gotha, Erfurt, Eisenach usw. Er erholt sich bei dieser Zerstreuung und macht sich die ganze Welt zu Freunden. Morgen, denk ich doch, er wird wieder herkommen und den Friedrich unterstützen und trösten in seinen Leiden. Sie sind wohl schon um einige Linien weiter im Frühling als wir hier. Er hat uns aber auch schon hold begrüsst und der ernste Hausberg gegen mir über fängt ordentlich an zu lächeln.

Ich habe gestern an meine Freundin in Berlin, die mich nach Ihrem Roman [3]) fragte, etwas recht hübsches darüber geschrieben. Ich will es Ihnen auch schreiben. „Rührend," schrieb ich, „ist der immer wiederkommende Hass gegen den Vater, die Liebe zur Mutter und die An-

1) Fr. Schlegel's Doctor-Disputation in Jena. Vgl. Haym, die romant. Schule 677.

2) Caroline Paulus.

3) Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. Bremen 1801—1802.

hänglichkeit an die Geschwister. Seine Romane sind wie eine Gallerie der Ahnen und der Bekannten, an deren Ende man ihn selbst in Lebensgrösse erblickt und zwar so, dass man ihn von Anfang an immer in den Augen hat und ihn nicht wieder verliert; oder er geht auch wie ein gesprächiger Cicerone neben einem her und erklärt einem die Gesichter.“ Was ich sonst noch geschrieben, das erfahren Sie nicht von mir, denn es war nicht impertinent; das mögen Sie also immer von andern hören — es war lauter Lob und gutgemeintes. Adieu. Dorothea.

9.*

Dorothea an Helmina Chézy in Versailles.

[Paris 1804].

Meine Liebe, ich kann leider morgen weder Dich, noch den würdigen G[ambs][1]) sehen und Du musst es über Dich nehmen, mich desswegen bei diesem zu entschuldigen. Ich bin gar nicht wohl, muss mich einige Tage nothwendig zu Hause halten, wenn der Arzt noch einen Heller für meine Gesundheit geben soll. Diese Gesundheit gehört mit zu meinem zartesten Besitzthum. Ich beschwöre Dich, mache ja, dass G. nicht böse auf mich wird; ich darf mich jetzt der Kälte durchaus nicht aussetzen. Auch gestehe ich Dir gern, ich möchte gern mit heiterm, ruhigem Geist das neue Leben beginnen, und dazu kann ich jetzt nicht gelangen — ich werde von irdischen Sorgen niedergehalten, die mich eigentlich unwürdig machen. Vielleicht kömmt ganz bald eine glücklichere Zeit dazu, vielleicht muss ich auch nur ein paar gesunde Tage wieder haben, um einer heitern Ansicht fähig zu werden.

1) Der Aumonier an der schwedischen Kapelle zu Paris, von dem Dorothea am 6. April 1804 getauft wurde. Vgl. unten S. 130.

Die andre Woche hoffe ich auf jeden Fall meinen Besuch bei G. ablegen zu können.

Noch einmal beschwöre ich Dich, meine Liebe, erhalte mir über diese Sache das strengste Geheimniss, mache mit niemand eine Ausnahme von der Verschwiegenheit, sage es niemand, auch nicht in der besten Absicht. Du kannst gar nicht glauben, welch ein Meer von Verwirrung über mich losbrechen würde, wenn man etwas davon erführe, eh es Zeit ist. Den Sonntag in der Philosophischen Kirche hoffe ich Dich zu sehen. Ich werde ja dann wohl ausgehen dürfen. — Ich umarme Dich mit inniger Liebe. Deine Dorothea.

10.*

Dorothea an Helmina Chézy in Paris.

[Köln 1804].

Ich schreibe Dir freilich selten, liebes Kind, aber gewiss nicht, weil ich nur selten an Dich denke. Es geschieht zum Theil, um uns beiden das Postgeld zu ersparen, wenn nichts besonders zu schreiben ist; theils weil ich viel arbeite. Ich habe einen alten Roman in Manuscript [1]) gefunden; von diesem habe ich schon über zehn Druckbogen fertig. Wenn Du also noch Zeit und Lust zum Uebersetzen hast, so halte Dich daran. Friedrich wird Dir schreiben, welche Romane Du zu wählen hast. Deine ‚Euryanthe‘ [2]) hat dem Friedrich sehr wohl gefallen. Sollten Auszüge zu machen sein, so sei ja behutsam, nichts wegzulassen, was zum Tableau gehört; es kömmt manchmal auf ein einziges Wort an. Die Hauptsache aber, warum ich immer nicht geschrieben habe, ist, weil ich von Tag zu Tag hoffte, Dir Geld, für Dich sowohl

1) ‚Lother und Maller.‘ Vgl. unten S. 160. 165.
2) Gesch. der tugendsamen Euryanthe. Vgl. unten S. 165.

als für meine Creditores schicken zu können. Zu unserm grössten Aerger und Pein kann das immer noch nicht sein. Die Vorlesung [1]) wird gut bezahlt werden, aber noch ist kaum die Hälfte wirklich bezahlt und einzeln, mit Noth und Anstrengung. Einmal hatte ich schon 15 *L. d'or* zusammen gebracht und dachte sie Dir zu schicken, da kamen meine Betten und der Koffer mit der Fracht und die artigen 15 mussten springen. Nun muss aber nothwendig wieder etwas zusammen kommen. Du musst nicht zweifeln, dass ich möglichst eilen werde zu bezahlen. Wenn Du Dich meiner erinnerst, so wirst Du wissen, wie sehr Schulden mich quälen, und wie ich nichts versäume, sie zu bezahlen. — . —

Der Himmel behüte den guten Schweighäuser. Wie kann es doch so plötzlich mit einem Menschen kommen! Sehr traurig ist aber die Betrachtung, dass kein Mensch eigentlich sicher ist, so überzuschnappen, und nie war die Gefahr grösser, als in diesem Zeitalter der Eitelkeit und Selbstsucht, bei dem Mangel an Glauben und Selbstbeschränkung. Alles umfassen zu können, eine „colossale Existenz" zu haben, wie Schweighäuser es sehr colossal ausdrückt, ist wahrhaftig nicht jedem gegeben, der allenfalls Sinn genug hat, diese Grösse an den wirklichen Heroen zu bewundern. Am Ende will kein Mensch mehr Zuschauer sein, alles will selber auf dem Theater sich zeigen, und so giebt es manchen erbärmlichen Schauspieler, der sein Leben in thörichter, fruchtloser Anstrengung verwirrt, der ein sehr verständiger Zuschauer gewesen wäre. Armer Schweighäuser! — Dass Du dem Friedrich predigst, sogar dem Ramdohr gepredigt hast, dafür verdienst Du wenigstens kanonisirt zu werden. Hat der heilige Antonius mehr gethan, der den tauben Fischen predigte?

1) Fr. Schlegel's Vorlesungen über Geschichte der Litteratur.

Grüsse mir alle die Menschen, die ich liebe, und noch ganz besonders den vortrefflichen Gambs und seine Hausfrau; dass sie mich nur nicht vergessen, ich vergesse sie gewiss nie. Siehst Du die Schöne von den Nelken [2]) nicht? Sprecht von mir, wäre es auch etwas schlechtes, nur dass meiner gedacht wird. Dorothea.

11.*

Dorothea an Helmina Chézy in Paris.

[Köln] 19. September [1804].

Diesen Morgen ist Friedrich abgereist, liebe Helmina und hat mir diesen Zettel für Dich zurückgelassen. Nun bin ich hier allein. — Angenehm oder amüsant ist Köln wahrhaftig nicht, und ohne eine höhere Absicht würde ich wohl schwerlich so allein mir hier gefallen können. Man thut das Möglichste, uns hier zu fixiren; es wird auch wohl gelingen, nur ist, was in diesem Moment geschehen kann, für uns nur als provisorisch anzusehen, um in Possession zu sein, wenn es zu etwas grösserem gedeiht mit der hiesigen Schulanstalt, und um das Recht zu haben, mehr fordern zu dürfen; ohne diese Hoffnung wäre, was man uns jetzt anbietet, bei weitem nicht hinlänglich und äusserst gering. Also ist alles noch sehr ungewiss und schwankend, und noch kann ich Dir nichts tröstliches über unsre Lage mittheilen, als dass die Aussichten heller werden. Der Himmel helfe weiter. Geldnoth ist immer noch gross zu meinem tiefsten Verdruss. Da man wenige Bedürfnisse hier hat, so sind die Leute

1) In dem Briefe vom 8. Juni [1804], zwei Tage nach ihrer Ankunft in Köln geschrieben, grüsst Dorothea „die *Dame aux trois oeillets.*“

schlechte, nachlässige Zahler. Von dem Honorar für das Collegium [1]) ist kaum die Hälfte und immer nur einzeln und nach und nach eingegangen, so dass ich dessen gar nicht froh worden bin; *par honneur* durfte man nicht dringend sein, und so geht es uns immer. Sei nur noch eine kleine Weile geduldig, Liebe, und ermahne meine andre Gläubiger zur Geduld; im October kömmt Friedrich nach Paris, der wird alles zahlen; meine Pension in Paris ist alsdann fällig, diese soll dazu ganz verwandt werden, Dich und Gambs und die Fr. v. Castellan zu bezahlen. Also bis dahin nur Geduld.

Man fängt eben an, hier von dem Taumel zu erwachen, in welchem alles von der Gegenwart Bonaparte's ergriffen und ganz berauscht war. Wie unzählig oft haben wir Deiner gedacht, gutes Kind! Wie hättest Du Dich gefreut, diesen Empfang und diese wahrhaft kindliche Freude mit Deinen Hellen [2]) zu sehen. Alles, was Du in den Zeitungen lesen kannst, ist nur Schatten; nie habe ich solche Volksfeste gesehen. Nirgend in der Welt können sie auch so wohl eingerichtet sein, als wo die katholische Geistlichkeit anordnet und präsidirt; diese allein hat noch Sinn und Geschmack für wahre Ceremonie, für Würde, Pracht und Freiheit. Von den Parisern darfst Du nicht urtheilen: ihre Geistlichkeit theilt diese Prärogative der deutschen, insonderheit der kölnischen nicht. Alle militärische Pracht ist dagegen Theatertand.

Der Einzug der Kaiserin am Tage vorher war gleichgültig; sie war so unartig, weder ihren Schleier aufzuheben, noch den Kutschenschlag zu öffnen, als der Maire sie anredete. Das Volk hatte für diese Beleidigung einen so richtigen Takt, dass nicht e i n e Stimme ihr zurief, ob-

1) Schlegel's Vorlesungen über Geschichte der Litteratur.

2) = Augen (?).

gleich es sich um ihren Wagen herdrängte; es ging so still dabei her wie bei einem Leichengepränge. Der Platz, auf dem sie wohnte, war illuminirt worden; dieser Platz ist so gross, wie der Carrousselplatz und ist ringsum mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt. Alle diese Bäume waren bis in den Wipfeln erleuchtet, reicher, als sie es jemals in den Tuilerien sind; an allen Häusern ringsumher waren Transparents mit Candelabern erleuchtet. In der Mitte des Platzes steht ein hoher Obelisk. Auf diesem brannten ganz oben hoch in der Spitze vier sehr dicke Fackeln, die eine ganz vortreffliche Wirkung machten. Auch auf dem Platz waren vier sehr schöne Transparents mit Sinnbildern. Das Volk drängte sich, die Kaiserin zu sehen, und als es nicht weichen wollte, ohne sie gesehen zu haben, und die Ehrenwache mit schöner Musik vor dem Hause hielt, liess sie herunter sagen, man sollte still sein, sie habe Migräne. Das Volk wollte nicht glauben, schwärmte dennoch auf dem wirklich herrlich erleuchteten Platz umher; da schickte man Husaren und Wachen mit gezognen Schwertern unter das Volk und liess sie mit Lebensgefahr auseinander treiben! Es ist ganz unerhört, auch hat man ihr diese Abscheulichkeit nicht vergessen, obgleich sie es seit des Kaisers Ankunft wieder gut zu machen suchte.

Den Abend darauf hiess es auf einmal, der Kaiser kömmt in zwei Stunden! Das hättest Du nun sehen sollen. Eine Stunde weit vor dem Thore lief und ritt und fuhr man ihm entgegen. Vom Thore an bis zu seinem Hause hatte er einen Weg wie von der *Porte St. Martin* zu dem *Théâtre français* in Paris zu machen. Hier war alles so hell auf einmal wie mitten im Tage. Die Strassen wurden angefeuchtet und mit duftenden Balsamstauden, Blumen und Eichenlaub überstreut; die Kirchen, vor welchen er vorbei kam, wurden geöffnet, hell mit vielen hundert Wachsfackeln bis in die Tiefe erleuchtet, und die

Geistlichkeit jeder Kirche stand im Ornate mit brennenden Fackeln, mit Kreuz und Fahnen und Weihrauch. Dieser Geruch, der Duft der Blumen und Blätter, der ehrwürdige Anblick der Geistlichkeit, die Beleuchtung, nicht allein wie gewöhnlich mit Lämpchen und Lichtern, sondern ganze Strassen waren durchaus mit weissen Wachsfackeln, wie sie in den Kirchen gebraucht werden, illuminirt; in mehreren grossen Häusern der reichen Klasse sah man hinter diesen Wachsfackeln in den geöffneten Fenstern und auf dem Balkon Lustres und Branchen von Krystall mit Wachslichtern brennen; in einem Hause zählte ich fünfzehn solche krystallene Kronleuchter. Das Läuten aller Glocken, das Abfeuern des Geschützes und mehr als alles dieses, das wirklich enthusiastische Rufen des Volks in den Strassen, dazu die Trommeln, Musik aller Art, der Lärm der Pferde und Wagen in dem Zuge selber — es ist ganz unglaublich — man muss dies gesehen und gehört haben! Der Kaiser hatte sich in den Wagen zurückgelehnt. Dies war dem Volke ungelegen; es hatte gehofft, er würde zu Pferde sein. Als er also auf dem Platz anlangte, drängten sie sich immer dreister um den Wagen; die Gensdarmes wichen und liessen die immer froher jubelnden Bürger an den Wagen; der Kaiser lehnte sich heraus und begrüsste sie. Nun waren sie wie ausgelassen und zogen den Wagen bis vor das Haus. Er stieg aus und stellte sich sogleich auf den Altan und grüsste mit grosser Freundlichkeit. Dadurch ward das Volk bis zur Ueberspannung erfreut und aufgemuntert. Der Platz und die Stadt waren durchaus herrlich erleuchtet und blieben es drei Nächte durch.

Den Abend darauf erschien der Kaiser nebst der Kaiserin (die nun weit höflicher geworden war und dafür auch ihren gebührenden Zuruf erhielt) bei dem Feste an dem Hafen. Die Stadt liegt in einem Halbzirkel um den Hafen und längs dem Rhein, in der Mitte dieses Halb-

zirkels ist ein altes Gebäude, die Fischerzunft, von seiner ersten Bestimmung so benannt; es ist eine Art von rundem Thurm und tritt weit hervor, so dass man von da beide Enden der Stadt und den ganzen Rhein herauf und hinab erblickt, so weit das Auge trägt. Der Thurm war mit unzähligen Fackeln und Lichtern erleuchtet, Sinnbilder nnd lateinische Inschriften prangten umher, die alle von einem sehr gelehrten Mann hier, namens Wallraf erfunden und voll tiefen Sinns und hoher Bedeutung waren. Hier reichte man dem Kaiser den Ehrenwein, ein alter Gebrauch der Stadt, wenn ein Fürst herkömmt. Auf dem Altan war ein reich verzierter Thron erbaut. Als er hinaustrat, war er, wie alle Augenzeugen versichern, ganz ergriffen von der grossen Scene, die hier sich ihm zeigte. Er soll die Hände vor den Augen zusammengeschlagen und in der ersten Minute ganz stumm geblieben sein; dann hat er es mit Venedig verglichen als das einzige, womit es zu vergleichen wäre. Auch war es in der That ein herrliches Schauspiel. Das Ufer, die Stadt brannte hell in Flammen und Sinnbildern, so weit das Auge reichte. Im Hafen waren eine Menge der schönen holländischen und oberrheinischen Schiffe, Nachen und Kähne mit unzähligen Lampen, Fackeln und Feuern erhellt und mit Blumen, mit Laub auf's herrlichste umwunden und verziert. Alle Schiffe im Hafen waren vermittelst Guirlanden von Laub und Blumen an den hohen Masten vereinigt, wo wieder Laternen daran herabhingen. Allenthalben glänzten die Namen *Napoléon et Josephine* im Feuer, im Wasser wieder; der Rhein schien Feuerwellen zu fliessen. Najaden, Tritonen und Seepferde hoben und trugen jene Namen von allen Seiten in Flammen. Das Geschütz tönte doppelt und dreifach von dem gegenüberliegenden Siebengebirge zurück. Auf einem der Schiffe war türkische Musik, auf einem andern brannten Feuerwerke; viele hundert Flaggen aller Arten, aller Farben, aller Völker wehten

und wallten hoch in der Luft, der französische goldne Adler im himmelblauen Felde, auf dem schneeweissen Grunde, triumphirend hoch über alle. Das Hurrah der Matrosen, das unablässige Vivatrufen des Volks, die fliegende Brücke, die wie ein feuriger Berg beständig dazwischen hinüber und herüber führte — — es war gewiss kein gemeines Schauspiel. In Paris darfst Du nichts erwarten, was einen solchen Eindruck gewährte — auch was den Reichthum betrifft, nicht. So z. B. fuhr die Majestät nach einer halben Stunde wieder fort, und demungeachtet dauerte Feuerwerk, Musik und Illumination bis nach Mitternacht fort, ohne alle sonst bei solchen Gelegenheiten übliche Knickerei. Der Kaiser war sehr zufrieden und hat diese Zufriedenheit wieder auf eine höchst befriedigende Weise geäussert. Köln ist bezaubert von ihm; und je mehr er sich hingab oder hinzugeben schien, je vertraulicher, offner er ward, desto lieber bekamen sie ihn. Auch war er hier, wie man ihn nie in Paris sieht, offen und freundlich, ja zutraulich. Einen Abend, als einige Angesehene der Stadt (ohne Unterschied des Ranges) bei der Kaiserin im *Cercle* waren, wobei auch der Herzog und die Herzogin von Bayern nebst ihrem Sohn und ihrer Tochter zugegen waren, sprach der Kaiser eine halbe Stunde lang über die verschiedensten Gegenstände, über die Unsterblichkeit der Seele z. B., über Religion, über seine Regierungsmaximen: wie er nämlich glaube, die erste Tugend eines Regenten sei *la modération*. Dann sprach er mit eben so vielem Glück über die Kantische Philosophie und über die deutsche Litteratur überhaupt. Von der ersten behauptete er, sie sei eine unnütze Chimäre ohne Grund, und die letzte habe durchaus gar kein Verdienst und keinen Werth! Das war etwas hart — meinst Du nicht Helmina? Diese Unterredung und diese philosophischen Aeusserungen glaubt man dem Consistorial Jacobi schuldig zu sein, der zugegen gewesen, und an

welchen sich der Kaiser besonders wandte. Vermuthlich hat er ihn für seinen Vater, den Philosophen Jacobi, gehalten. Dieser aber ist nichts mehr und nichts weniger als ein grosser Tuchfabrikant und ein grundehrlicher Mann, der über solche Reden keinen kleinen Schrecken hatte. Dies war also ein kleiner Missgriff! In allen übrigen Geschäften, im Handel und allem, was dazu gehört, zeigte der Kaiser hingegen die allergründlichsten Kenntnisse. Alle sind darüber in das grösste Erstaunen gerathen. Er hat dem Handel wieder viele von seinen alten Freiheiten und Rechten zugestanden, ohne welche sie bald ganz ruinirt gewesen sein würden; hat übrigens gezeigt, wie gut er unterrichtet sei über die Unterdrückung, die sie von den französischen Beamten zu leiden hatten. Mehrere von diesen, die das Departement auf das schändlichste vernachlässigten und bestahlen, hat er abgesetzt oder doch hart angelassen. *On m'a trompé,* hat er einmal gesagt, *on ne m'a dit que des faussetés.* — Zu einem Italiener, der hier eine bedeutende Stelle hatte, sagte er: *Vous êtes venu de fort loin pour voler ce pays-ci;* — zu dem Präfecten: *Vous n'êtes pas fait pour administrer ce beau département.* (Dies letzte erzähle niemand wieder.) Er hat Deutsche angestellt, befördert; einen Kölner, den Professor Daniels, hat er zu einem *juge du tribunal des cassations* in Paris gemacht. Er hat jedermann gesprochen, jeden angehört und alles nur mögliche gewährt. Die letzte Parole, die er ertheilte, war: *Cologne, contentement.* Kurz, er war überaus liebenswürdig, und wir glauben sogar, es war vorher sein Vorsatz, sehr liebenswürdig zu sein und die Herzen zu gewinnen. So hatte er auch eigentlich verlangt, nur ein Bett mit der Kaiserin zu haben, vermuthlich weil er meinte, dieses Beispiel der ehelichen Treue würde auf die religiösen simpeln Kölner vortheilhaft wirken. Dass er präparirt und studirt war, ist ausgemacht, das war zu deutlich. Aber was thut es, seine

Absicht scheint er erreicht zu haben; gebe Gott, dass seine Gnade sich nicht allein über den Handel, sondern auch etwas mehr über die Schul- und academischen Anstalten erstrecke, und dass er sein Vorurtheil gegen die deutsche Litteratur etwas mässige, da doch die Mässigung sein Princip ist; damit auch wir uns seiner Gnade zu erfreuen haben.

Siehst Du, liebe Helmina, ich schreibe Dir treulich. Willst Du etwa diese Nachrichten zu einem Artikel machen, so thue es, nur mit Auslassung dessen, was ich von dem Präfecten schrieb, und dem Argwohn, dass es alles nur Rolle sei. Du bist ja klug und wirst nichts dummes machen. Willst Du die schönen lateinischen Inschriften haben, so will ich sie Dir auch schicken, nämlich wenn Du sie brauchen kannst. — Monsieur Denon hat sich höchst liebenswürdig gegen Friedrich betragen. Er hat ihm gleich geantwortet von Boulogne aus und hat alles gethan und mehr, als man forderte. Ich werde ihm einen kleinen Altar erbauen. — Schreib doch von Schweighäuser! Wen hat er denn eigentlich geheirathet? Und in welcher von unsern Stuben wohnt er denn? Adieu, gutes Kind.

I. In Berlin und Jena.

1798—1802.

1.

Dorothea an eine Freundin in Berlin.

Montag [Berlin 1798].

Ich bin in der Stadt, habe Geschäfte, Schleiermacher wird hier essen; bis er kömmt, will ich Dir erzählen, dass ich gestern Reichardt's Oper [1]) gesehen habe. — Du siehst, wie verführbar ich bin; ich hatte es mir erst fest vorgenommen, mit Dir hinzugehen. Ich wollte Dir schreiben, wie sie mir gefällt, aber ich weiss doch blutwenig darüber zu sagen. Während man es hört, kann man wohl eher sagen, dies oder jenes ist schön, auch habe ich mir wirklich einiges angezeichnet, was mir wohl gefiel, aber wer behält den Eindruck wohl noch so lange, dass er etwas darüber nachsagen könnte — besonders das erstemal! So eine bunte Musik muss man mehr als einmal hören. Einen bestimmten Totaleindruck kann diese Oper schon darum nicht machen, weil sie im ganzen keinen bestimmten Charakter hat; aber einzelne Stücke von grosser Schönheit sind darin, die wohl schwerlich irgend ein anderer noch so machen wird. Die Leute sagen, es wäre zu viel

1) ‚Die Geisterinsel', nach Shakespeare's ‚Sturm' umgearbeitet von Gotter, abgedruckt in den Horen 1797 St. 8 und 9 (vgl. Briefw. zw. Schiller u. Goethe 3, 215), von Fr. Reichardt componirt zur Huldigungsfeier von Fr. Wilhelm III. (5. Juni 1798 in Königsberg, am 6. folgenden Monats in Berlin). *Fétis, biogr. univ. des Musiciens* 7, 208.

Musik darin. Das habe ich nun nicht gefunden, mir war zu wenig darin, Musik nämlich; aber freilich zu lang ist alles — tädiös — es folgt nichts rasch auf einander, es wird nichts unterbrochen — so ausgesponnen und doch nicht ausgearbeitet, es dünkte mich ein paarmal unfertig, wie auf den Kauf fabricirt. Schon dass sie nicht recitirt wird, ist ein grosser Mangel. Diese Art von Opern, halb Prosa und halb nicht Prosa, unterbricht das Ganze immer unangenehm. Die Musik scheint jedesmal entweder unnöthiger Weise anzufangen oder *mal-à-propos* aufzuhören, und es klingt nichts so lahm und so ganz gegen das poetische Wesen einer Oper als die ersten gesprochenen Worte nach einer Arie. Hingegen ist das Recitativ hohe, bedeutende Prosa, die sich sehr leicht und ohne Härte in einer höheren begeisterten Stimmung zur Poesie des Gesangs erhebt. Doch hier ist es mehr Gotter's als Reichardt's Fehler. Diese Musik hat weder so viel Grazie, noch so viel edle Zärtlichkeit, so viel Liebe, so viel Witz, Laune und Fröhlichkeit als seine ‚Claudine von Villa-Bella.' Für alledem hat er hier Vaudevilles mit und ohne Variationen; diese bedeuten denn auch Naivheit, Brutalität — in manchen originellen Stellen wird man an die Hexenscenen im ‚Macbeth' erinnert. Caliban und der Page sind wohl am besten durchgeführt und am fleissigsten gearbeitet; im ganzen aber glaube ich nicht, dass er sich über sich selbst darin erhoben hätte, und es ist gewiss nicht von seinen besten Sachen. Was mich aber ordentlich ärgert, das ist: dass er seinen eigenthümlichen Genius zu verlassen anfängt und theils in der Mozart'schen Manier, theils nach neuen italienischen Componisten arbeitet und das doch nur aus Eitelkeit, um in der Mode zu sein und dem Publicum zu schmeicheln — denn ich habe ihn sonst jene Meister sehr herunter machen hören — und das ist einem Künstler, wie Reichardt wohl sein könnte, sehr übel zu nehmen.

Was aber die Oper selbst betrifft, so ist es himmelschreiend, wie man mit ‚dem Sturm‘ umgegangen ist. Gotter lässt einmal seinen lächerlichen Poeten im ‚schwarzen Mann‘ sagen: „Ich habe Shakespeare’s grösstes Meisterstück umgearbeitet;“ da muss er offenbar seine ‚Geisterinsel‘ damit meinen. Reichardt hat mit allen erdenklichen Blasinstrumenten nicht vermocht, nur einen Theil des Zaubers wieder hinein zu wehen, den der Dichter so ehrlich heraus gefegt hat. Prosper ist so zahmmüthig, dass er sich nicht zu zaubern getraut und sich für seine eigne Zaubereien fürchtet; Miranda hat sich sehr naiv in Gurli verwandelt; Fernando hört nicht auf, sich über sich selbst zu wundern; Caliban? — ein Regenfeuer auf’s Theater? — da würden die Damen erschrecken — ein brutaler betrunkner Holzhauer ist weit natürlicher; Ariel hat Equipage bekommen, seitdem er so korpulent ist, und macht nur kleine Wege im Hause herum, zu Fuss. — Alles andre, Spiel und Decorationen und Gesang, sind nach advenant, [1]) und so erhebt sich die ganze Oper auf Flügeln der goldnen Mittelmässigkeit nicht selten zur erhabenen Langenweile, die sehr leicht in Mittheilung übergeht.

2.

Dorothea an A. Wilhelm und Caroline Schlegel in Jena.

[Berlin] den 9. März 1799.

Diese Henriette [2]) weiss doch ihr Köpfchen aus der Schlinge zu ziehen, und wäre sie noch so verschlungen. Seien Sie doch so gerecht, lieber Freund, und erklären Sie ihr, dass Sie natürlich alles, was Erziehung betrifft, weit

1) Nach advenant = entsprechend, wie z. B. Claudius im Riesen Goliath:

Mit einem Rock von Drap d’argent,
Und alles so nach advenant.

2) Dorotheas Schwester. Vgl. Die Familie Mendelssohn von S. Hensel. 2 A. 1, 50—71.

mehr ihr zuschreiben als mir. Doch diesesmal thun Sie uns wohl allen zu viel Ehre an. Wie um des Himmels willen soll man ein Geschöpf erziehen, das so gehelmt und gerüstet und fertig dem Haupte des göttlichen Vaters entspringt? ‚Lucinde[1]' ist nicht sowohl verzogen als gar nicht erzogen.

O, endlich habe ich es doch gewagt, selber zu schreiben. Wie lange quäle ich mich schon mit meiner Muthlosigkeit! Und nun hören sie gleich alles. Lieber Schlegel, liebe liebe Caroline, kommen Sie doch zu uns! nehmen Sie's doch an, was Ihnen Friedrich schrieb! Wenn es doch geschehen könnte; ich würde es wieder auf's neue fühlen, wie ich jetzt glücklich bin. Das wäre dann mein schönster Traum: uns alle versammelt zu sehen, und ich ganz Euer, ungetheilt allem, was ich liebe und verehre — das wäre dann wirklich wahr geworden. Glauben Sie nur nicht, dass es mir die allergeringste Beschwerlichkeit machen würde; ich habe Raum genug. Bedenken Sie ja nur alle die Gründe, die Ihnen Friedrich dafür schrieb. Sie werden freilich einiges vermissen, aber dann hat es wieder auch gutes. Und für mich — nun ich will es gar nicht versuchen zu beschreiben, was es für mich sein würde. Wer weiss, ob ich Sie ordentlich werde sehen können, wenn Sie bei Unger's[2]) wohnen. Wenn Madame Unger Ihnen zweifelhaft geantwortet hat und gebeten sein will, so hoffe ich gewiss, Sie werden unsre Bitten nicht versagen. Zum 1. April bin ich gewiss in meiner neuen Wohnung; richten Sie dann, wenn es geht, Ihre Reise darnach ein. Wir haben das Project, Sie in Potsdam zu erwarten; dort ist Schleiermacher jetzt in Amtsgeschäften.

1) Die Heldin des gleichnamigen Romans von Fr. Schlegel, der, weil misslungen, unvollendet geblieben. Vgl. Haym's romantische Schule 493 ff. und Schleiermacher's Leben von Dilthey 1, 486 ff.

2) Buchhändler in Berlin.

Friedrich kömmt heute nicht zu mir. Wind und Wasser halten ihn draussen fest; er schickt mir seine Briefe offen her, um Henriettens mit einzulegen und sie dann zu besorgen. Wie hätte ich sie nicht lesen sollen? Aber nicht wahr, liebe Caroline, er hätte sie lieber nicht offen schicken sollen! Jetzt sehn ich mich mehr als jemals darnach, Sie zu sehen, Ihnen meine ganze Hochachtung, mein Zutrauen zeigen zu können. Was hat Ihnen nun der Arge für halbes, unvollendetes Zeug geschrieben? Was können Sie nun, mit aller Schonung, doch über alledem denken? Lassen Sie mich Ihnen auf alles antworten, wo Ihnen Zweifel bleiben; fragen Sie mich über alles — erlauben Sie mir's dann, dass ich Ihnen offen über alles spreche. Darf ich es hoffen, dass Sie mein dreistes Eindringen nicht übel aufnehmen werden? Wie konnte ich anders, da ich Friedrichs Brief gelesen habe? Mir ist viel leichter um's Herz, nun ich es gewagt habe; ich werde Ihnen nun mit rechter Zuversicht entgegen gehen können; wenn wir uns sehen, so sind Sie dann keine neue Bekanntschaft für mich, und auch Sie kennen mich besser. Wäre es nur erst so weit; wüsste ich's nur gewiss, dass Sie kommen!

Lieber Schlegel, halten Sie es doch freundlichst nicht für zu arrogant von mir, wenn ich Ihnen für die Elegie [1]) ganz eigenst danke. Friedrich schreibt, ich hätte sie verstanden. Das ist recht gut, aber nicht mein Verdienst; das ist doch schon mehr, dass ich sie ganz ordentlich im ganzen und im einzelnen goutire. Mir ist ein neuer Sinn damit aufgegangen; ich kann sie nicht genug lesen und habe eine recht grosse wahre Freude damit. Henriette schreibt sie jetzt für sich ab, um sie mitzunehmen; sie fürchtet, das vierte Stück des ‚Athenäums' nicht mehr hier zu erleben, ob es gleich jetzt ausgemacht ist, dass sie

1) ‚Die Kunst der Griechen' im Athenäum 2, 181; W. 2, 5.

nicht vor der Messe reist. Schreiben Sie uns recht bald, dass Sie gewiss kommen, und dass wir Sie unter unserm demüthigen Dach werden willkommen heissen.

Leben Sie wohl, theure liebe Freunde! Lachen Sie mich immer aus, dass ich so gar nichts zu sagen im Stande bin als die Sache gradezu; aber seien Sie mir nicht böse darüber.

Dorothea.

Augusten [1]) grüsse ich auf's zärtlichste. Wir feiern morgen hier Friedrichs Geburtstag und werden recht oft Eurer gedenken.

3.

Dorothea an A. Wilhelm und Caroline Schlegel in Jena.

[Berlin] den 26. März [1799].

Freilich stehen die Sachen ganz anders, als wir sie uns hier dachten; aber wer hat das vermuthen können? — — Zu Unger's müssen Sie nun einmal, und ich hoffe noch immer, dass sich in dieser grossen Zwischenzeit wohl noch ein Weg finden wird, um das gute Vernehmen auch mit Friedrich wieder herzustellen. Belohnen Sie mich für meine Resignation, lieben Freunde, halten Sie Wort, so viel Zeit für unser Beisammensein zu gewinnen als möglich! — Das Wetter muss entscheiden, ob wir Ihnen nach Potsdam entgegen fahren oder Sie bis dorthin zurückbegleiten: denn zu Potsdams Herrlichkeiten gehört auch die niedliche Gegend, die wir in Berlin doch nicht haben. Auch muss die Revue und das Manövriren vorüber sein, sonst ist alles voller Fremde und Soldaten, und man bekömmt schwerlich ein ordentliches Quartier. Doch wünschten Sie es etwa mit anzusehen, so

1) Tochter von Caroline aus deren erster Ehe mit dem Bergmedikus Böhmer.

können wir, wenn es einige Tage vorher bestellt wird, doch auch haben. Bei diesen Manövres hätten Sie die beste Gelegenheit die schöne Königin[1]) zu sehen. — Henriette kömmt wahrscheinlich von Leipzig aus zu Ihnen — sie hat Ihnen ja wohl neulich darüber geschrieben. Ich sehe sie jetzt seltner, als ich es wünsche. Ihre Grüsse und Theilnahme werde ich ihr mittheilen, so bald ich sie sehe. Sie werden in Friedrichs letztem Brief nicht auf den Ihrigen gehörige Antwort gefunden haben; er hat ihn aber erst den Tag nachher im Manuscript gefunden, das Sie ihm zugeschickt hatten.

Seien Sie nicht ungeduldig, dass Sie noch keine ‚Lucinde' wieder erhalten haben: aber Friedrich meint, es wäre wohl besser, noch zu warten, bis die Sendung recht ansehnlich werden könnte. Besonders die ‚Lehrjahre' dürfen nicht zerstückt werden. Schön haben Sie gestrichen, liebe Caroline! Das hoffte ich gleich, und darum musste es Ihnen zugeschickt werden. Darum schrieb ich es in aller Eile ab, wie Henriette nicht mehr Zeit dazu hatte. Dass der Druck nicht immer weiter ging, konnte ich nicht verhindern; aber es wird nach Ihrer Veränderung wieder umgedruckt. — Wie schön haben Sie es beschrieben, wie es einem geht mit dem Tadeln und Aendern und Streichen! Geht es Ihnen gar so, was sollte ich mich beklagen, ich mit meiner Unerfahrenheit und Ungeschick! Ich werde Ihnen, wenn wir uns sehen, recht viel Noth und auch manchen Spass erzählen. Aber Ihre Aenderungen und des Bruders Tadel hat er doch recht graciös aufgenommen, nicht wahr? — O, ich hoffe, Sie sollen doch Ihre Freude am Lucindchen erleben, wenn Sie nur erst mehr davon gelesen haben. Mich, liebe Caroline, klagen Sie wegen einzelner Stellen nicht weiter an: meine Rechtfertigung steht im Buche selbst, in der ‚dithyrambischen Phantasie;'

1) Louise, die Gemahlin von Friedrich Wilhelm III.

auch getraue ich mir zu behaupten, dass es doch für die meisten Einwürfe seine Rechtfertigungen enthält.

„Vier ungeleckte Bären!“ — Lieber Schlegel, soll ich Ihnen die schenken? Nein, nicht, und wenn Sie noch dreimal witziger wären. Hätte ich nicht so entsetzlich viel Respect — ich wollte schon etwas drauf sagen, aber ich denke, so Gott will, soll der Respect sich wohl legen; wenn nicht eher, so geschieht es gewiss, wenn ich nach Jena komme.

Liebe Caroline, mit diesem Antrag sind Sie meinen Wünschen zuvorgekommen. Ich wünsche recht sehr, einmal eine Zeit lang mit Ihnen leben zu können. Art und Weise wollen wir mündlich verabreden. Ich hielt die Schwierigkeiten für unüberwindlich und wollte meinen Wunsch gar nicht laut werden lassen; aber nun Sie es für thunlich halten, so habe ich wieder Muth zur Ausführung des grossen Planes bekommen. In Berlin kann ich aus vielen Gründen nicht immer leben. Wo könnte ich lieber sein wollen als bei Ihnen, mit Ihnen. Und welches Heil für Friedrich! Sehen Sie, Liebe, wenn es wahr ist, was Sie vom Friedrich sagen: dass er nämlich seine Freunde verläumdet und die, [welche] ihm in diesem Augenblick am nächsten ist, nicht, so wäre es ja nur aus Liebe zu seinen Paradoxien, oder er findet hier mehr zu entschuldigen. Aber im Ernst sollten Sie nicht länger an diese Verläumdungen nur glauben.

Habe ich früher nichts gethan, mich Ihnen zu nähern, so war es meiner eigenen Ungeschicklichkeit zuzuschreiben; nun ich es aber einmal gewagt habe, und Sie mich so gütig aufnahmen, so gebe ich mich Ihnen ganz mit ungetheiltem Vertrauen. — Ich schreibe Ihnen nächstens wieder. Da kommen nun eine Menge Menschen und erwarten meine Ordres wegen des Umziehens, das nun zu unsrer Freude in diesen Tagen geschieht, und ich bin recht damit beschäftigt. Leben Sie wohl.

Dorothea.

Ich grüsse Augusten. Will sie denn mit der ältern Schwester auch gar nichts zu schaffen haben?

4.

Dorothea an Schleiermacher in Potsdam [1]).

Berlin, den 8. April 1799.

Unser Freund [2]) wollte eben weggehen und fing vorher noch ganz kläglich an: „Wie soll ich nur morgen früh einen Brief an Schleiermacher auf die Post kriegen." — Muss es denn grade morgen früh sein? — „Freilich, ich kann es nicht länger verschieben." — So schreiben Sie gleich hier. — „Es ist zu spät; ich habe den Schlüssel nicht." — Nun, so geben Sie mir Ihre Aufträge, und ich schreibe noch diesen Abend. — „Wollen Sie das? Nun gut. Schreiben Sie ihm: Die fünfte Rede [3]) betreffend wird ihm die Herz [4]) wohl alles schon geschrieben haben. Was aber die Vorrede betrifft, so meine ich, Verachtung des Publicums wäre hinreichend im Werke selbst; Verachtung des Machens aber wird sich sehr gut machen, nur muss es recht verachtend und gemacht sein. Es muss aber auch eine kleine Rede sein. Schleiermacher soll sich übrigens keine Grillen in den Kopf setzen; in seinem Buche ist alles so recht und so nothwendig wie in der besten Welt. Das meine ich. Grüssen Sie ihn auch herzlich und schreiben Sie auch noch dazu, ich glaubte dieser Brief würde ihn gar nicht mehr antreffen; denn Finke

1) Dieser und die folgenden Briefe an Schleiermacher aus dessen von Dilthey veröffentlichtem Briefwechsel: ‚Aus Schleiermacher's Leben' 3, 110 ff.

2) Friedrich Schlegel.

3) In Schleiermacher's ‚Reden über die Religion.'

4) Vgl. Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst 158.

will vom Prediger P[ischon?] gehört haben, dass er noch morgen hier sein wird.“ —

Von dieser Nachricht will ich mich aber gar nicht irre machen lassen, lieber Schleiermacher, sondern Ihnen getrost schreiben, so als sollten Sie noch lange in Potsdam bleiben; freuen sollte es mich doch, wenn er Sie nicht träfe. — — Was ‚Lucinde‘ betrifft — ja was ‚Lucinde‘ betrifft! Oft wird mir es heiss und wieder kalt um’s Herz, dass das Innerste so herausgeredet werden soll — was mir so heilig war, so heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben. Umsonst sucht er mich durch den Gedanken zu stärken, dass Sie noch kühner wären als er. Ach, es ist nicht die Kühnheit, die mich erschreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchsten in offnen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben und das Leben auch mit; und alles, was vergeht, sollte man nicht so hoch achten, dass man ein Werk darum unterliesse, das ewig sein wird. Ja, dann erst wird die Welt es recht beurtheilen, wenn alle diese Nebendinge wegfallen [1]). — —

5.

Dorothea an Caroline Schlegel in Jena.

B[erlin] den 20. April [17]99.

Ich kann trotz allem Nachsinnen doch gar nicht mit dem Entschluss zu Stande kommen, ob ich Henrietten nach Jena oder nach Leipzig schreiben soll. Ich werde es also lieber ganz bleiben lassen und Sie, liebe Caroline, bitten, dass Sie ihr in meinem Namen etwas sagen oder nach Leipzig schreiben. Wenn mein Wünschen etwas gefruchtet

1) Vgl. Schleiermacher’s Brfw. 1, 216.

hat, so ist sie jetzt in Jena — bei Ihnen! Ist es so, so wünche ich ihr Glück. In Leipzig und auf der Reise dorthin ist es dem armen Mädchen übel ergangen; ich hoffe, sie hat alles glücklich überstanden. Sie hat mit recht vielem Witz beklagt, dass sie nicht witzig sein könnte. Ihr Brief hat uns recht sehr gefreut; nur hätten wir gewünscht, mit mehr Gewissheit zu erfahren, ob sie nach Jena gereist ist. Friedrich schreibt ihr gewiss, sobald er weiss, wo sie ist; er will sich durchaus nicht bereden lassen, so in's Ungewisse hinaus zu schreiben. Wollen Sie ihr wohl alles das zu wissen thun, liebe Freundin, und auch meine Bitten hinzusetzen, dass sie ja nicht zu faul zum Schreiben sein soll. Ich erwarte ihre Briefe mit grosser Ungeduld.

Mir soll es aber wohl nicht werden, Sie in Jena zu sehen, in dem schönen Kreis zu leben? Sie werden sich leicht denken, wie unruhig und bekümmert uns diese Nachrichten [1]) gemacht haben. Lassen Sie es mich nur gestehen, am meisten traure ich dabei um alle die gestörten Plane. Fichte selbst wird, denke ich, den kleinsten Nachtheil davon haben. Und die gute Sache? — die wird nun erst siegen. Die G u t e n werden sich nun erst erkennen und näher zusammen treten. Aber unsre Plane, unser schönes Beisammensein? — Wie wird es nun mit Friedrich seinem Wunsch gehen, Sie noch diesen Sommer zu besuchen? Ich fürchte auch dafür. Er lässt Ihnen noch sagen, dass die Levin es in 14 Tagen gewiss wissen wird, ob sie nach Jena reisen kann, und alsdann wird sie Ihnen schreiben, und er reist mit ihr, wenn es angeht. — Ich soll geschwind den Brief zumachen. Nächstens mehr. Viele herzliche Grüsse an Schlegel. Ich grüsse Augusten, auch in Friedrichs Namen.

1) über Fichte, der in Folge des Atheismusstreites am 29. März seines Lehrstuhles in Jena enthoben ward.

6.

Dorothea an Caroline Schlegel in Jena [1]).

[Berlin, im Juli 1799.]

Ich meinerseits liebe den Hülsen nicht so sehr, obgleich er ein seltsamer Mensch ist. Man vergiebt es ja gern, wenn jemand ein Aergerniss an der ‚Lucinde‘ nimmt, wie kann man aber nichts als Aergerniss dran nehmen? Und die allerliebste Fordrung, lieber den zweiten Theil gar nicht zu geben — und was sonst noch allerliebstes in dem allerliebsten Briefe steht! Ich möchte ihn persönlich kennen, um zu wissen, ob ich ihn recht aus diesen Briefen beurtheile; nämlich ich glaube, er hat recht viel verhaltnen, innerlichen Ingrimm und affektirte Simplicität! Sie kennen ihn, Liebe; sagen Sie mir, ob ich nicht ein bischen Recht habe? War Tieck fröhlicher und guter Dinge in Jena, so zweifle ich keinen Augenblick daran, dass er Ihnen nicht recht gut gefallen. Der Himmel behüte ihn nur für üble Laune, und die wird ihm gar leicht mit irgend einem Winde angeweht. Wir sind recht begierig zu wissen, ob er sich entschlossen hat, den Winter in Jena zu leben. Herrlich wär's, nur die Frau! die Frau [2])!

Es geht sehr gut mit Fichten hier, man lässt ihn in Frieden. Nicolai hat sich verlauten lassen: man würde sich nicht im geringsten um ihn bekümmern, nur müsste er nicht öffentlich lesen wollen, das würde dann nicht gut aufgenommen werden. — Ich werde ganz excellent mit Fichten fertig, und überhaupt ich nehme mich so gut in diesem Philosophen-Convent, als wäre ich nie etwas schlechters gewohnt gewesen. Nur habe ich noch eine

1) Nachschrift zu Fr. Schlegel's Brief, der mit den Worten schliesst: „Der Hülsen ist ein seltsamer Mensch, den ich aber doch sehr lieben muss. — Er hat grosses Aergerniss an der ‚Lucinde‘ genommen und räth mir, sie unvollendet zu lassen.“ Vgl. ‚Caroline‘, herausgegeben von Waitz 1, 259 f.

2) Amalie geb. Alberti.

gewisse Angst vor Fichte, doch das liegt nicht an ihm, sondern mehr an meinen Verhältnissen mit der Welt und mit Friedrich — ich fürchte — doch ich irre mich vielleicht auch. Schreiben kann ich kein Wort mehr, Liebe! meine Philosophen laufen unaufhörlich die Stube auf und ab, dass mir schwindelt. Zudem ist Friedrich auch unzufrieden [1]), dass ich ihm mitten in seinen Brief geschrieben, da er sich vorgenommen hatte, eine Unzahl von geistreichen Dingen zu schreiben. Diese Sünde will ich nicht auf mich nehmen, ich lasse ihm also noch Raum genug, wenigstens eine Probe davon zu geben; er muss es auch noch thun, denn das, was er schrieb, ist so greulich trocken. — Leben Sie wohl, liebe Freundin, ich empfehle mich unserm Schlegel.

7.

Dorothea an Caroline Schlegel in Jena.

[Berlin] den 3. August [1799.]

Was soll ich schreiben — mein armer Kopf ist mir verrückt. Friedrich hat sein Briefchen noch einen Posttag müssen liegen lassen, weil wir noch immer einen Brief von Ihnen erwarteten, der allen unsern Zweifeln ein Ende machte, und weil auch Fichte vorigen Posttag seinen Vorsatz nicht ausführte, Sie mit seinem eignen Plan für den Winter bekannt zu machen. Aber auch heute keinen Brief von Ihnen! Liebe Freundin, wenn Sie unsre Ungeduld sehen könnten! Sie antworteten und schrieben sonst so gewissenhaft — hat der Tieck Sie verführt mit dem Nichtschreiben? Sein Laster ist es eigenthümlich. — Sie werden zugleich mit diesem Brief nun auch Fichten seinen erhalten. Was

1) Glosse Friedrichs: „Das ist eine höchst entsetzliche Lüge. Durch einen Fussfall habe ich sie dahin gebracht, mir zu helfen, da ich gar nichts mehr zu schreiben wusste: denn so dumm bin ich jetzt wirklich.“

ist nun zu thun? oder vielmehr was beschliessen Sie? Denn was uns betrifft, wir bleiben bei unserm Entschluss, nach Jena zu kommen, wenn Sie es trotz allen den Neuerungen für das beste halten. Wollten Sie aber Fichtens Vorschlag[1]) genehmigen (beiläufig gesagt, würde Sie dieser von der Plage erretten, bei der Unger zu leben), so kann ich Ihnen nur sagen, dass wir auch dieses herzlich gern zufrieden sind; Sie sollen mir nur dann aber gleich und sobald als möglich schreiben, dass es geschehen soll, damit ich Wohnung, Domestiquen und Meubles miethen kann. Es wird Ihnen, wenn wir so gemeinschaftlich zu Werke gehen, gewiss nicht mehr hier kosten als in Jena. Auch für Schelling muss in unserm Hause gesorgt werden, wenn er herkommen will, wie Fichte hofft. Kurz, es wird alles recht gut gehen, nur bald müssen wir uns entschliessen. Es kömmt nun freilich alles darauf an, wie Sie mit Tieck die Dinge anders und vielleicht unabänderlich eingerichtet haben. Sie können also denken, mit welcher heissen Ungeduld wir Briefe von Ihnen erwarten. Friedrich hatte diesen Augenblick den beängstigenden Gedanken, es müsste einer von Ihnen krank sein. Aber das kann es ja auch wohl nicht sein; einer von Ihnen hätte ja wohl geschrieben. Aber wir wissen gar nicht, was wir davon denken sollen. Von Charlotten[2]) hat Friedrich einen Brief gehabt. Sie rechnet darauf, den 8. October in Jena zu sein. Auch dieser Besuch muss Sie nicht abhalten, nach Berlin zu kommen: Charlotte kömmt entweder auch her (die Inoculation geht hier recht glücklich und ist sehr häufig) — oder auch — Sie kommen, nachdem Charlotte wieder fort ist. Seien Sie nicht ungeduldig, dass wir wieder mit neuen Plänen kommen; es sind nicht unsre,

1) Vgl. dessen Leben von J. H. Fichte. 2 A. 1, 315.

2) Schlegel, vermählt mit dem sächsischen Hofsecretär Emmanuel Ernst.

Fichte bestand darauf, und die Ausführung soll gar nicht schwer werden, wenn Sie es für gut halten. Nur ja recht bald Entscheidung, liebe Caroline; in den nächsten vier Wochen muss alles geschehen, was noch zum Winter geschehen soll.

Mein ältester Sohn ist glücklich von seiner Masernkrankheit genesen. Da ich ihn aber oft besuchte, so habe ich wahrscheinlich meinem Philipp diese Krankheit mit nach Hause gebracht. Jetzt hat er sie, aber auch sehr glücklich und fast ohne krank zu sein, nur dass er mir alle meine Zeit nimmt und immer amüsirt sein will. Leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich unserm Schlegel.

8.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 11. October 1799.

— — Denken Sie sich, ich war auf dem Wege von Leipzig hieher einen Mittag in Weissenfels [1]). Ein gewisser Doctor Lindner, der mit mir fuhr, besuchte Hardenberg, und ich habe nichts dazu gethan, ihn zu sehen, so begierig ich auch war. Lindner durfte es ihm gar nicht einmal sagen, dass ich dort wäre. Er kommt mir erschrecklich paradox und eigensinnig vor nach allem, was ich von ihm höre; er ist ganz toll in Tieck und in seine Frau, als Tieck's Frau, verliebt und verachtet alles übrige. Alles übrige sagt man. Wie lange dieses Delirium anhalten wird, weiss man nicht zu sagen. *Enfin,* mir hat aber sein Wesen, das ich schon immer ahndete, eben keinen Muth gemacht, ihm mit einem Schritt zuvorzukommen, um seine Bekanntschaft zu machen. Ungeheuer aber ist es, dass Goethe hier ist, und ich ihn wohl nicht sehen werde. Denn man scheut sich, ihn einzuladen, weil

1) Hier weilte der Dichter Novalis.

er, wie billig, das Besehen hasst, und er geht zu niemandem als zu Schiller, obgleich Schlegel's und Schelling ihn täglich auf seiner alten Burg besuchen, in der er haust. Bis die andre Woche bleibt er nur hier. Zu Schiller geht man nicht; also ich werde in Rom gewesen sein, ohne dem Papst den Pantoffel geküsst zu haben. Es ist unrecht, und was noch mehr ist, dumm, und was noch mehr ist, lächerlich. Aber man kann mir nicht helfen.

— — Mit Friedrich, der mir immer lieber wird, je mehr ich andre neben ihm sehe, will es nur nicht so recht fort; das Arbeiten wird ihm immer schwerer, und er dadurch immer betrübter. Ich hüte mich, ihm meine tiefe Besorgniss blicken zu lassen, weil das ihn völlig niederdrücken würde; auch Wilhelms [1]) sind mit mir darüber einverstanden, dass man ihn nicht quälen dürfte, und man lässt ihn in Ruhe. Das ist wirklich das einzige, was man für ihn thun kann, damit er nicht zerstört werde.

— — Es scheint, die Berliner können nicht ruhen; sie können eben so wenig ein Leben als einen Roman sich ohne geschlossnen Schluss denken und nehmen nun gar bei mir die heilige Taufe als völligen Ruhestand und Auflösung an. Wie wäre es, wenn sie mich todt sein liessen? So wären sie aus der Ungewissheit, und mir geschähe auch kein kleiner Dienst damit. — —

9.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 28. October 1799.

— — Sie haben mir schön geschrieben, lieber Schleyer. Ich war einmal einen Morgen bei Ihnen, wie Friedrich in Dresden war; da waren Sie ungemein gut, und eben so ist mir Ihr Brief vorgekommen. Lieber Freund, seien Sie

1) Aug. Wilhelm Schlegel und dessen Frau Caroline.

gut gegen Friedrich; denn niemand ist so gequält wie er bei seinem Nichtgelingen. Reden kann ich nicht viel darüber; wie es gehen wird, weiss ich auch nicht. Jetzt arbeitet er, wie er sagt, am zweiten Theil der Lucinde; aber er ist nicht so frei, so munter, als er sein sollte. Es ist entsetzlich, dass ihn die Sorgen am Arbeiten verhindern, anstatt ihn zu spornen. Noch entsetzlicher ist es, dass die Sachen, die er doch in so kurzer Zeit gemacht hat, nicht soviel eintragen, dass er wieder ruhen und sammeln könnte. Entsetzlich, dass er von Kunstwerken leben soll, die wie Handwerksarbeit bezahlt werden. Bei alledem habe ich die beste Hoffnung, dass wenn wir ihm nur noch einige Jahre durchhelfen, so wird es gewiss besser gehen. Die Welt scheint ja wieder von der Sonne beschienen zu werden, die Guten siegen ja wieder. Ich träume mir noch immer, dass Schlegel einmal eine andre Carriere ergreift, als die er jetzt hat. Giebt uns das Schicksal einen Staat, so wird er gewiss auch noch Bürger. Bald, nur bald, lieber Himmel, ehe es für uns zu spät ist! Was in aller Welt sagen Sie nur zum Buonaparte? Darf man wohl dem Glück eines wahrhaft grossen Menschen misstrauen?

Schelling? Ich weiss noch nicht viel von ihm. Er spricht wenig; sein Aeusseres ist aber so, wie man es erwartet: durch und durch kräftig, trotzig, roh und edel. Er sollte eigentlich französischer General sein, zum Katheder passt er wohl nicht so recht, noch weniger, glaube ich, in der litterarischen Welt. Ueberhaupt bin ich der Meinung jetzt: Ihr revolutionären Menschen müsstet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr um auszuruhen schreiben, wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte. Darum gefällt mir auch ‚Benvenuto Cellini‘ so gut. Ich möchte auch gern einmal vom Luther lesen; ich ahnde, dass der eine rechte Aehnlichkeit von den beiden haben muss. Und so sollte es mit Euch nur auch sein. Denn Euer

Wesen und Euer Wollen, das passt zum Litterarischen ganz und zur Kritik und alle dem Zeuge wie ein Riese in ein Kinderbettchen. Ich sehe es jetzt recht deutlich, dass die, die das Ruder führen, höfliche, kalte, geschmeidige Flachköpfe sind und Euch nicht brauchen können zu den kleinen Maschinen, die sie für ihre schwächlichen Hände eingerichtet haben. Sie gehen tief gebückt durch die kleine Pforte, und Ihr wollt gerade aufrecht durch; freilich zerstosst Ihr Euch die Köpfe. Der Zwist mit der Litteraturzeitung [1]) ist angezettelt, und es wird wohl nun bald etwas öffentliches darüber erscheinen. Wilhelm ist ein rüstiger Kämpe; aber mir thut es leid, dass er Witz und Kräfte gegen die Wichte so verschwenden muss. Nächstens sollen Sie ein herrliches Sonett [2]) erhalten, die Frucht einer herrlichen Stunde von Wilhelm und Tieck (Tieck ist aber ein Geheimniss dabei). Ich habe es recht gewünscht, dass Sie hier dabei gewesen wären, um das Sprudeln und das Funkensprühen der beiden Menschen zu sehen. Sie hätten sich gewiss eben so sehr als ich ergötzt. Ueberhaupt ist Tieck hier eine gute Figur; er nimmt sich sehr brav aus und ist an seiner rechten Stelle. — Ja, lieber Freund, Sie sollten herkommen; wenn es so recht kunterbunt hergeht mit Witz und Philosophie und Kunstgesprächen und Herunterreissen, dann erinnere ich mich sehr lebhaft Ihrer. Sie würden eine rechte Lust haben, und schwerlich würden Sie Zeit genug zu Ihrem mystischen Kugelwerfen nach Tische und zu den gefährlichen äquilibristischen Stuhldrehungen finden; denn sagen Sie, was Sie wollen, das waren doch nur immer Zeitverkürzungen, wenn sie gar zu lang werden wollte.

1) Jenaer ‚Allg. Lit.-Ztg.' Vgl. Haym's romantische Schule 733 ff.

2) Das durch Flugblatt verbreitete Spottsonett gegen Garlieb Merkel. A. W. Schlegel's W. 2, 201. Vgl. Waitz, Caroline 1, 274 f.

Dass ich den Hardenberg nicht aufsuchte, war ganz recht (als ich angenommen). Mich setzt eine Bekanntschaft, vollends eine so interessante Bekanntschaft, immer in Verlegenheit, die hernach so sänftiglich allmälig abnimmt; dazu gehört aber Zeit, und die hatte ich nicht. Hätte ich seine Bekanntschaft machen können, ohne dass er die meinige hätte machen müssen, so wäre es angegangen. Dann gehört auch einiges — Selbstbewusstsein will ich es nennen — dazu, um jemand so zu sich zu rufen, um ihn zu besehen. Eine solche edle Dreistigkeit haben nur schöne Frauen, oder sollten nur diese haben. Er kommt gewiss diesen Winter noch her. Wahr ist es, dass er ganz kürzlich eine sehr wunderliche Manier angenommen hat. Und nach dem, was man sich hier von ihm erzählt, ist es etwas wunderbar! So z. B. ist er ganz toll und rasend in Tieck verliebt und behauptet, das wäre noch ein ganz andrer Dichter als Goethe u. dergl. („Und dergleichen" ist eine von Schelling's Redensarten). Dass ich den Papst nicht gesehen, darüber kann mich kein Mensch trösten. —

10.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 15. November 1799.

Lieber Freund, es ist nicht recht, dass Sie so selten schreiben. Hardenberg ist hier auf einige Tage. Sie müssen ihn sehen; denn wenn Sie dreissig Bücher von ihm lesen, verstehen Sie ihn nicht so gut, als wenn Sie einmal Thee mit ihm trinken. Ich rede nur von der reinen Anschauung, zum Gespräch bin ich gar nicht mit ihm gekommen, ich glaube aber, er vermeidet es; er ist so in Tieck, mit Tieck, für Tieck, dass er für nichts anders Raum findet. *Enfin*, mir hat er's noch nicht angethan. Er sieht aber

wie ein Geisterseher aus und hat sein ganz eignes Wesen für sich allein, das kann man nicht läugnen. Das Christenthum ist hier *à l'ordre du jour;* die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal; Hardenberg glaubt Tieck, ist ganz und gar seiner Meinung; ich will aber wetten, was einer will, sie verstehen sich selbst nicht und einander nicht.

Nun hören Sie! Gestern Mittag bin ich mit Schlegel's, Caroline, Schelling, Hardenberg und einem Bruder von ihm, dem Lieutenant Hardenberg, im Paradiese (so heisst ein Spaziergang hier) — wer erscheint plötzlich vom Gebirg herab? Kein andrer als die alte göttliche Excellenz, Goethe selbst. Er sieht die grosse Gesellschaft und weicht etwas aus, wir machen ein geschicktes Manöver, die Hälfte der Gesellschaft zieht sich zurück, und Schlegel's gehn ihm mit mir grade entgegen. Wilhelm führt mich. Friedrich und der Lieutenant gehen hinterdrein. Wilhelm stellt mich ihm vor, er macht mir ein auszeichnendes Compliment, dreht ordentlicherweise mit uns um und geht wieder zurück und noch einmal herauf mit uns und ist freundlich und lieblich und ungezwungen und aufmerksam gegen Ihre gehorsame Dienerin. Erst wollte ich nicht sprechen. Da es aber gar nicht zum Gespräch zwischen ihm und Wilhelm kommen wollte, so dachte ich, hol der Teufel die Bescheidenheit, wenn er sich ennuyirt, so habe ich unwiederbringlich verloren! Ich fragte ihn also gleich etwas, über die reissenden Ströme in der Saale, er unterrichtete mich, und so ging es lebhaft weiter. Ich habe mir ihn immer angesehen und an alle seine Gedichte gedacht; dem ‚Wilhelm Meister' sieht er jetzt am ähnlichsten. Sie müssten sich todt lachen, wenn Sie hätten sehen können, wie mir zu Muthe war, zwischen Goethe und Schlegel zu gehen. Die Wasserprobe des Unmuths habe ich ehmals glücklich überstanden, werde ich auch die Feuerprobe

des Uebermuths überstehen? An Friedrich machte er auch ein recht auszeichnendes Gesicht, wie er ihn grüsste; das freute mich recht.

11.

Dorothea an Rahel Levin in Berlin [1]).

Jena, den 18. November 1799.

Ich wollte, Sie hätten die Briefe bekommen, die ich Ihnen recht eigentlich und im ganzen Ernst im Herzen adressirte, so hätte ich ein gutes Gewissen. Das schlechte Gewissen will ich aber auch nicht länger behalten. — Es geht mir hier gut, meine Freundin. Wie Sie richtig bemerkt haben, ich verlange nichts weiter, als vergnügt zu sein! Wäre ich's nun hier nicht, so könnte mir nimmer geholfen werden. Wie sollte mir nicht wohl sein? wenn auch nur in dieser einzigen Rücksicht, dass ich mit keinen Menschen umgeben bin, die blos das zu schätzen wissen, was ihnen durch Tradition als schätzbar bekannt ist, sondern: hier steht ein jeder seinen Mann! — Und mit welchen Menschen lebe ich? In den sechs Wochen, die ich nun hier bin, habe ich noch nicht ein einziges Wort gehört, das mir eine unangenehme Empfindung gemacht hätte. Mit Carolinen bin ich sehr zufrieden, ich stehe mit ihr auf's beste, und das ist nicht so etwas leichtes; denn sie schmeichelt nicht ein einziges Mal und thut dergleichen nie aus reiner Gefälligkeit, ich musste also von ihrer Seite eine etwas scharfe Prüfung ausstehen, eh' sie mir gut ward, freundlich war sie aber von Anfang an [2]). Was mir aber sehr schätzbar an ihr ist, das ist ihre zwar etwas harte, aber immer brave Gradheit und Aufrichtigkeit. So urtheilt

1) Aus Dorow, Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur 4, 104—108.

2) Vgl. ‚Caroline‘ von Waitz 1, 267 f., 273.

sie auch über jedes Werk der Kunst und über alles ganz dreist; was aber von andern arrogant wäre, liegt bei ihr in der Unbefangenheit und unbesonnenen Rücksichtslosigkeit ihres Charakters. Sie ist wirklich recht sehr brav, und jedes Gute an jedem Menschen steht bei ihr am rechten Ort angeschrieben. Sie hat zwar eine sehr hohe Meinung von sich, eigentlich sollte aber jeder rechtliche Mensch diese von sich haben, besonders wenn sie so neben der Gerechtigkeit für jedes fremde Verdienst steht, als bei Carolinen, und so ganz naiv sich bei jeder Gelegenheit zeigt und niemals die hohe Meinung über sich selbst im Herzen versteckt, während sie eine für einen andern erheuchelt. Man isst auch in ihrem Hause sehr gut, sie macht die Wirthin sehr gut und mit einem leichten Anstand. Wie sie sich aber in einem fremden Hause mit ihrer dreisten Zuversichtlichkeit und ihrem unbekümmerten Wesen ausnehmen möchte, ist schwer zu sagen; etwas sauer möchte sie es einem wohl machen, ihre Wirthin zu sein! Ich bin ihr aber recht gut geworden und setze das unumschränkteste Zutrauen in sie. Sehr hübsch ist es, wie diese Frau ihre Jugend so erhält, sowohl körperlich als geistig. Was Sie mir von ihrer Koketterie gegen Wilh. Schlegel sagten, gab mir gleich anfangs die Vermuthung, dass sie ihn nicht liebt, wovon ich nun die völlige Ueberzeugung habe. —

Hardenberg habe ich gesehen, er war einige Tage hier, und die Anschauung seiner Persönlichkeit hat es mir erklärt, warum er einst Ihrer Aufmerksamkeit entging; seine Freunde behaupten, er hätte sich zu seinem Nachtheil verändert; ich behaupte aber, g e m e i n w i r d man nicht, das wird einem angeboren.

Und nun zuletzt: Ein heller Punkt in meinem Lebenslauf. Goethe habe ich gesehen! und nicht blos gesehen; er ist mit mir und den beiden Schlegel's wohl eine gute halbe Stunde spazieren gegangen; hat mich mit einem aus-

zeichnenden Blick gegrüsst, als mein Name genannt wurde, und sich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen grossen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein grosser, ein ewig dauernder Moment! — Von dem zurückschreckenden Wesen, das man so allenthalben von ihm sich erzählt, habe ich wenig gemerkt; im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angst gross war, so nahm sie doch sehr bald ab, und ich gewann vielmehr ein gewisses schwesterliches Vertrauen in ihn. Ewig schade ist es, dass er so korpulent wird; das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er so neben mir her ging und freundlich redete, da verglich ich seine Person mit allen seinen Werken, die mir von ihm in der Eil einfielen, und da habe ich gefunden, dass er dem ‚Meister' und dem ‚Hermann' am meisten ähnlich sieht. Am allerwenigsten konnte ich aber den ‚Faust' in ihm finden, alles andre aber ganz deutlich, die ‚vermischten Gedichte,' ‚Tasso,' ‚Egmont,' ‚Werther,' ‚Götz,' ‚Elegieen,' überhaupt alles, alles! — Auch der väterliche Ton in seinen letzten Sachen ward mir klar. — Er geht zu niemand als zu Schiller, dessen Frau sehr krank ist; die Schlegel macht mir aber doch Hoffnung, dass er einmal ein Soupé annehmen wird. Wenn es geschieht, so sollen Sie davon hören. Denn Sie, meine Liebe, verdienten eigentlich mit dabei zu sein! — Hier haben Sie nun meine Freuden, die ich Ihnen gern noch weit ausführlicher mittheilte, aber ich darf nur wenig Zeit an die Correspondenz mit meinen Freunden wenden, ich muss, so viel mir meine noch immer wankende Gesundheit erlaubt, arbeiten. —

12.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 9. Dezember 1799.

Friedrich ist recht fleissig am ‚Gespräch[1])‘, es wird lang! Er ist wieder froh, seitdem ihm das Arbeiten von Statten geht. — Er entbietet Ihnen seinen Gruss; ‚Europa[2])‘ und ‚der Widerborst[3])‘ werden beiderseits nicht im ‚Athenäum‘ gedruckt! Dem Himmel sei es tausendmal und noch tausendmal gedankt. Ich war gleich von vorne herein sehr dagegen, aber das war eine Stimme in der Wüste. Endlich wollte es Wilhelm nicht ohne eine Note, die wollte Schelling nicht, Goethe ward zum Schiedsrichter genommen und der hat es ganz und gar verworfen! Vivat Goethe! Der ist übrigens nebst Schiller nach Weimar gereist, kömmt aber in acht Wochen wieder und hat gesagt, nun sie ihn so öffentlich und gradezu als Haupt einer Partei ausschrien, wollte er sich auch auf eine honnette Weise als ein solches zeigen. Ein Gedicht, das W. gemacht hat und das ihm sehr gefiel, hat er mit nach Weimar genommen, um es anonym den Schlegel's Feinden vorzulesen und den Eindruck [zu] bemerken, den es machen wird. Tieck hat ihm in zwei Abenden seine ‚heilige Genoveva‘ vorlesen müssen, von der er überaus viel gutes gesagt hat. Von Ihnen hat er gesagt, Sie gehörten sehr zum Berge, nämlich zu Schlegel's. Jean Paul war in Jena, wir haben ihn aber nicht gesehen; er hat aber Tieck einigemal besucht. Fichten

1) ‚Gespräch über die Poesie,‘ zuerst im Athenäum 3, 58—128, 169—187 u. erweitert im 5. Bd. sämmtl. Werke abgedruckt.

2) ‚Die Christenheit oder Europa.‘ Dieser Aufsatz ist nur in der 4. Auflage der Schriften von Novalis und in dessen Briefwechsel mit der Schlegel'schen Familie zu finden.

3) ‚Epikurisch Glaubensbekenntniss Heinz Widerporstens‘ von Schelling, erst 1869 von Plitt (Aus Schelling's Leben 1, 282—289) vollständig veröffentlicht.

habe ich einigemal gesehen, aber noch nicht recht ordentlich gesprochen; heute Abend wird er mit seiner Frau und seiner Schwägerin hier sein, Schlegel wird ‚Heinrich IV.‘ vorlesen, den er eben fertig hat. —

13.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 6. Januar 1800.

Was sagen Sie zu den Stanzen? ich meine zu Friedrich seinen [1])? Und was werden Sie erst sagen, wenn Sie hören, dass ich, ich selbst diese Stanzen-Wuth und -Gluth über unser Haus gebracht habe! Ich lese nämlich in einer italienischen Reisebeschreibung, dass die Italiener in Stanzen improvisiren, und dass Tasso's und Meister Ludwig's ottave rime im Munde alles Volks dort sind. Ich nicht faul, lasse gleich meinen ‚Florentin [2])‘ in solchen niedlichen fliessenden Stanzen improvisiren, und sie gelingen mir so wohl, dass sie des Meister Wilhelms ganzes Lob erlangen. Diesem meinem Ruhm ward natürlich nachgeeifert, so entstanden Schelling's Stanzen, und nun gar der heilige Friedrich! der mit seinem Glanz uns so verdunkelt, dass wir uns schämen, auf derselben Bahn mit ihm zu treten. Eben darum will ich es mir aber nicht nehmen lassen, dass ich die erste war, die es wagte. — — Friedrich ist sehr fleissig, es geht aber mit allem ersinnlichen Fleiss doch nur langsam vorwärts. Im übrigen geht es uns allen so gut und wir leben so angenehm als gewiss nur wenig Menschen in einem so engen Cirkel sich werden rühmen dürfen. —

1) ‚An Heliodora.‘ Athen. 3, 1; W. 9, 80.

2) Held des gleichnamigen, unvollendet gebliebenen Romans von Dorothea, herausgegeben von Fr. Schlegel. Lübeck und Leipzig 1801.

14.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin[1]).

[Jena, den 16. Januar 1800.]

— Friedrich hat wunderwürdige Terzinen[2]) gemacht, kömmt mit jeder einzelnen Terzine drei Treppen herunter, liest es mir einzeln vor, und da ich stupider Weise unmöglich gleich den Sinn fassen kann, obgleich der Glanz der Verse mich trifft und mir behagt, so fährt er mich dermassen an, dass ich vor Angst fast gestorben bin. Auf diesen Vorfall habe ich dies Sonett gemacht, das ich Ihnen hier mitschicke; es wird Sie gewiss amüsiren. — Obgleich es *à l'ordre du jour* hier ist, dass sich die Menschen hier, wie es in einer Republik von lauter Despoten natürlich ist, immer zanken, so bin ich ganz allein davon verschont und ich habe mich noch immer einer zärtlichen und achtenden Behandlung zu erfreuen. Friedrich aber auch grösstentheils. Wir beiden sind wie die Patriarchen geehrt und geliebt. Lieber Freund, ich muss mich rasend sputen, daher kömmt die Confusion in meinem Schreiben, ich unterhielte mich gern länger mit Ihnen, nur habe ich nicht viel Zeit. Die schöne Geselligkeit kostet gar zu viele Zeit. —

15.

Dorothea an Rahel Levin in Berlin[3]).

Jena, den 23. Januar 1800.

Wenn Sie böse wären, liebe Rahel, hätte ich es verdient, und ich wüsste nichts zu meiner Rechtfertigung zu sagen. Sie wissen aber, wie es so hergeht: nicht allein

1) Nachschrift zu Fr. Schlegel's Brief von gleichem Datum.
2) ‚An die Deutschen.' Athen. 3, 165; W. 10, 11.
3) Aus Dorow, Denkschr. u. Briefe 4, 108—114.

in der Gesellschaft vernachlässigt man die besten Menschen, weil man sich darauf verlässt, dass diese sich am ersten zu helfen wissen werden, es geht mit den Briefen eben so; an alle Hundsvötter schreibe ich, weil ich mich immer fürchte, sie nehmen es übel und thun mir hernach etwas; aber Sie, Liebe, habe ich mich gar nicht gescheut zu vernachlässigen. Nichts desto weniger ist mir die Correspondenz mit Ihnen die allerangenehmste und erfreulichste unter allen; und Ihr Brief allein hat mir unter allen, die ich hier empfing, die unvermischteste Freude gemacht. Wie geht es Ihnen, Liebe? Ich bitte Sie, erzählen Sie mir etwas von sich, von Ihren Freuden und Leiden! Nehmen Sie es nicht allzu genau mit meinen Antworten. Es wäre doch eine himmliche Güte, wenn Sie, ohne meine Antwort abzuwarten, noch einmal geschrieben hätten. Denn wie ich zu thun habe, können Sie kaum glauben, aber wollte Gott, Sie wären hier und sähen es selbst. Die Geschäfte ungerechnet, deren ich manche habe, auch die schöne Geselligkeit kostet viel schöne Zeit. Erzählen Sie mir etwas von der Oper. Was gab's für Opern? Ist die Marchetti in Wochen gewesen? hat sie gesungen? Hat die Unzelmann schon ein Benefiz gehabt? Und Fleck auch schon? und was gab's? Ich lebe auch hier recht vergnügt und werde alle Tage klüger und geschickter. Wer es aber bei diesen und mit diesen Menschen nicht werden wollte, müsste von Stein und Eisen sein. Ein solches ewiges Concert von Witz und Poesie und Kunst und Wissenschaft, wie mich hier umgiebt, kann einem die ganze übrige Welt und besonders das, was die übrige Welt Freuden nennt, leicht vergessen machen. Ich komme aber wieder nach Berlin, weil ich muss. Ob ich aber schon zu Ostern oder erst gegen Ende des Sommers kommen werde, das hängt noch von der Madame Ernst [1]) ab, die gegen Ostern herkommt;

1) Schlegel's Schwester Charlotte.

wenn diese nach gemachter Bekanntschaft mit mir meint, dass ich in Dresden existiren kann, so werde ich mich erst in Dresden ein paar Monate aufhalten, ehe ich wieder nach Berlin komme. Wenn es aber nicht angeht, so komme ich früh wieder und sehe dann zu, was im Sommer etwa für mich zu thun sein wird. Zum künftigen Winter leben wir aber alle (und wahrscheinlich Wilhelms auch) in Berlin. Lassen Sie aber sowohl meinen Plan nach Dresden, als den von W. in Berlin ein Geheimniss bleiben. Man klatscht so viel über uns, dass wir mit unseren Unternehmungen so viel als möglich an uns halten wollen. Sie werden es gewiss niemand sagen. Liebe, haben Sie noch nicht wieder an Ihren Plan, mit mir zusammen zu leben, gedacht? oder ist es Ihnen etwa wieder leid geworden? oder halten Sie ihn für unausführbar? Ich schmeichle mir noch immer damit, dass etwas daraus werden könnte; nur halten Sie ihn selbst nicht für unmöglich. Je mehr ich Sie, je mehr ich mich selbst kennen lerne, desto mehr bin ich überzeugt, dass wir gut zusammen fertig werden. Ich sehne mich recht darnach, Sie einmal wieder zu sprechen. Liebe, sind Sie noch traurig? hat sich nichts in Ihrem Schicksal zu Ihrem Glück verändert? Werden Sie nicht überdrüssig, mich in Ihrem Gemüthe lesen zu lassen; wenn ich auch nicht helfen kann, so bin ich's doch werth.

Sie wollen Caroline Schlegel nicht für h a r t erkennen? Darin haben Sie nun geirrt, und hätten Sie auch sonst niemals geirrt. Hart, hart wie Stein; wir beide, Sie und ich, meine Liebe, wir sind sammetweich gegen Caroline! Sie kann übrigens recht liebenswürdig sein, w e n n s i e w i l l ! aber sie m u s s nicht! Nein, Liebe, sie hat unendliche Vorzüge vor den meisten Frauen, in andern steht sie wieder ganz mit den meisten auf demselben Grad; in der Kieselhärte sucht sie aber ihres gleichen, und wie I h n e n das entgehen konnte, ist mir unbegreiflich. Ueber die kleine grosse Auguste Böhmer sagten Sie mir einmal

sehr wahre Worte. Aber sie ist doch eine schöne Natur, es ist schade, dass nichts mehr aus ihr wird. Ihre Stimme wird auch zu Grunde gehen, sie hat hier keine Gelegenheit, etwas zu lernen, und hat sich eine Menge falscher Manieren angewöhnt; aber ich wünschte recht, dass sie einmal nach Berlin käme, um etwas ordentliches zu hören und zu lernen, denn sie hat für ihr Alter eine seltene und starke Stimme.

Je länger ich hier bin, desto liebevoller und zutraulicher wird mir begegnet, und meine stolze Demuth ist mir zugleich ein undurchdringliches Schild gegen kalten Egoismus. So vornehm, so fein, so still treu und liebend wie Friedrich ist keiner mehr! und den göttlichsten Verstand hat er obenein. Ueber das Sonett gegen Merkel muss ich Ihnen noch ein paar Worte sagen, so alt es auch schon ist. Keinem soll etwas darüber gesagt werden, aber Ihnen. Sie, Liebe, dürfen nicht mit der Menge und wie die Menge urtheilen. Sehen Sie, dieses Sonett ist ein Kunstwerk, das erste Sonett in dieser Manier, was die Deutschen haben, die Italiener nennen es ein geschwänztes Sonett, es ist vollkommen rein im Rhythmus und ausgearbeitet. Sehen Sie, schon als Kunstwerk ist es also von einem Werth, dessen sich kein Gegner so bald rühmen wird. Alsdann sagen Sie, es wäre keine Kunst, auf den Namen zu schimpfen und zu reimen. Allerdings ist es eine Kunst, wie es hier geschehen ist; man kann bald Flegel auf Schlegel reimen, das ist freilich einleuchtend, aber es ist weder wahr noch witzig. Eine jede Zeile des Sonetts aber und alles schmähliche, was sich auf den Namen reimt, sind nicht blosse Reime, sondern es sind eben so viel witzige Einfälle und Thatsachen, Facta. Also sehen Sie wohl den Unterschied ein. Meinen Sie, Schlegel's fürchten eine witzige Replik? Geben die Götter, dass es einem unter den vielen gelänge, ein eben so witziges Sonett auf ihren Namen mit jedem beliebigen Reim zu machen,

so würden sie die ersten sein, dem Verfasser als Freund und Bruder freundlich und mit offenen Armen entgegen zu gehen und [ihn] als einen der ihrigen zu bewillkommnen. Sie glauben auch, Schlegel's wären *agresseurs*, auch darin, meine Liebe, sind Sie falsch berichtet. Sie hätten wenig Freude daran, einen so armseligen, kleinen Wicht, wie Merkel ist, anzugreifen, der auf keine Weise ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben würde, wenn er sich nicht höchst unnütz, und was man nennt, mausig gemacht hätte. Der kleine Herr hat es sich angelegen sein lassen, in allen Gesellschaften Schlegel's zu verläumden und höchst boshafterweise auszutreun, der Herzog von Weimar hätte ihnen verboten, seinen Schriftstellern in Weimar etwas zu thun; wie kindisch und albern wäre es vom Herzog, wenn es wahr wäre, und wie boshaft und dumm ist es vom Merkel, nun es nicht wahr ist. Ueberhaupt geht es so: man glaubt immer, Schlegel's fangen an, weil ihre Sachen gelesen und allgemein bekannt werden, die Schufterlis aber bleiben unbekannt, und diese sind jedesmal Anfänger. — Doch was liegt daran, die Wahrheit wird doch durchdringen. Sie aber, Liebe, müssen nicht im Irrthum bleiben, darum habe ich riskirt, Ihnen Langeweile zu machen. Gestehen Sie mir, dass Schlegel's wohl Recht haben müssen, schon darum, weil unter alle dem Zeuge, das jetzt gegen sie erscheint, doch auch nicht ein einziges gescheutes Wort gesagt ist! nichts, was sie nicht höchlich verachten müssten. Was ist z. B. gegen die ‚Lucinde' anders als verworfene Pöbeleien gesagt worden? da doch hier offenes Feld genug zum witzigen Tadel und zum billigen Lob war. Leben Sie wohl, die Post will wirklich abgehen. Gedenken Sie meiner und theilen Sie mit. Adieu, die Ihrige.

Grüssen Sie Ihre Nächsten. — Von Brinkmann habe ich gehört, er käme *chemin faisant* nach Berlin. Wo in aller Welt kann man hin wollen, wenn man von Paris *chemin faisant* nach Berlin kömmt? Ich möchte ihn doch gern wiedersehen.

16.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena] den 14. Februar 1800.

— Wie sehr mich Ihr Vorsatz mit der ‚Ueber Lucinde[1])‘ freut, kann ich Ihnen nicht sagen; aber ich muss Ihnen gestehen, dass ich es erwartete von Ihnen — möchte es doch kein Verhältniss geben, das Sie abhält, Ihren Namen zu Ihrer aufrichtigen Meinung zu geben! Fr. steht mit Bohn in Unterhandlung wegen der Briefe; er hat ihm sehr artig geantwortet, stösst sich aber gewaltig an der Anonymität. Friedrich will ihm nun wieder schreiben, doch hoffentlich wird er Ihnen eigenhändig über die Sache schreiben. — — Wolle mich nur das Glück begünstigen, dass ich noch einige Jahre lang meinen Freund unterstützen könnte[2])! Es ist gewiss und hier kann man das eher wahrnehmen als in Berlin, dass er in einigen Jahren grosse Schritte thun muss. Er arbeitet auch jetzt redlich und unermüdlich, aber wie kann man von einem Künstler verlangen, dass er mit jeder Messe ein Kunstwerk liefere, damit er zu leben habe? Mehr verfertigen kann er nicht, es dürfen aber nur einige Umstände zusammen treffen, so bekömmt er mehr bezahlt, und das müssen, das dürfen wir hoffen; treiben aber und den Künstler zum Handwerker herunterdrängen, das kann ich nicht, und es gelingt auch nicht. Was ich thun kann, liegt in diesen Gränzen: ihm Ruhe schaffen und selbst in Demuth als Handwerkerin Brod schaffen, bis er es kann. Und dazu bin ich redlich entschlossen. — — O mein Freund! ich bin beschämt, dass ich Ihnen so viel für mich zu thun und zu denken gebe; wodurch werde ich Sie belohnen können? Wann

1) Schleiermacher's ‚Vertraute Briefe über Lucinde.‘

2) Vorher war die Rede vom ‚Florentin‘ und von Uebersetzungen, die sie inzwischen begonnen hatte.

werde ich Ihnen eine reine Freude mit meinen Briefen machen können, ohne Aufträge, Besorgungen und Besorgnisse? Was werden Sie zu diesem ungeheuer grossen schwatzhaften Briefe sagen? Ich konnte heute mit diesen Sorgen der wirklichen Welt für keinen Preis das lose und übermüthige Wesen im Roman treiben, ich entschloss mich also, um nicht in dummen Trübsinn zu verfallen, Ihnen recht vieles zu schreiben und was man nennt mit Ihnen zu plaudern. Ich sitze dabei auf Ihrem gelben Sopha, die Füsse bequem hinaufgelegt, Sie sitzen neben mir und treiben Scherz und Hohn mit meinen Sorgen und meinem betrübten Gesicht! Friedrich sieht über uns hin und denkt an das, was wir sagen, aber mit einem so tiefen Ausdruck, dass man schwören möchte, er denkt an die neue Mythologie [1]. *Apropos,* wie gefällt Ihnen diese? Jetzt brütet er den zweiten Theil der ‚Lucinde' witzig aus. Selten hat er einen so schönen, naiven, witzigen, erfreulichen und freundschaftlichen Brief geschrieben, dass er mich recht in die Seele erfreut. —

17.

Dorothea an Scheiermacher in Berlin.

Jena, den 10. März 1800.

— — Ich nehme eine geschnittene Feder und lege ein neues Blatt an, danke Gott, dass ich für diesesmal wieder über den Finanzartikel hinweg bin. Lassen Sie mich Ihnen noch ein paar Gemüthsworte sagen. Für's erste erkläre ich Ihnen meine Liebe, ja meine Liebe; und zwar nicht etwa daher, weil Sie so gründlich und lieb-

1) Fr. Schlegel's ‚Rede über die Mythologie' in dem ‚Gespräch über die Poesie.' Athen. 3, 94.

reich sich unser annahmen — das gehört in's Dankbarkeitsdepartement —; sondern weil Sie liebenswürdig sind, weil Sie die Lucindenbriefe schreiben, kurz, weil Sie mit Anstand und Würde mein ganzes Herz erobert haben. Wie ich begierig bin, diese Ihre Briefe zu lesen, können Sie denken; die Polemik verstehe ich schon jetzt, noch ehe ich sie lese. — —

18.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena] den 11. April 1800.

— — Sie behaupten, Sie hätten keinen Respect für meine Gründe, mich nicht taufen und trauen zu lassen. Wie so das? Verdiente die Absicht, wenigstens noch mittelbar Einfluss auf die Erziehung meiner Kinder zu haben, keine Achtung, so weiss ich doch nicht, wodurch ich sie sonst bei Ihnen erhalten könnte, besonders da ich ein solches Glück mir versage blos dieser Absicht zu Gefallen. — Auch mit Ihnen und mit unseren besten Freunden würden wir wohl wahrscheinlich mehr einig werden, wenn es geschähe; Sie sind ja alle dafür. Also wenn Sie es für recht und in unserer Lage für das beste halten, so mag es geschehen. Aber unter keiner andern Bedingung, als dass Sie beide Handlungen verrichten, weil das allerstrengste Geheimniss dabei nothwendig ist, das nur zu seiner Zeit offenbar werden muss. Fichte und Alexander Dohna sehe ich nächst Ihnen als meine besten Freunde an, und diesen beiden mögen Sie alles mittheilen und mit ihnen überlegen, wie es am besten zu veranstalten sei. Ihr alle würdet Euch doch besser in uns finden, wenn wir getraut werden, auch Hardenberg und Charlotte; wer wird nun solchen Freunden zu Liebe nicht thun, was man auch sonst vielleicht nicht gethan hätte? —

19.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena] den 28. April 1800.

Friedrich ist diesen Morgen um fünf Uhr zu Vater Goethe nach Weimar gewallfahrtet. Er hat mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, dass er auch Heindorf's Meinung in Ansehung des Platon wäre. Da ich um eine nähere Erläuterung dieses Dictums bat, schalt er mich naseweis und sagte, er würde Ihnen das schon nächstens selbst schreiben. Ich war nicht wenig zornig und hätte es gewiss nicht der Mühe werth gehalten, Sie eigenst $3^1/_2$ Groschen für diese Worte ausgeben zu lassen; auch habe ich es ihm nachgerufen, dass ich nun gar nicht schreibe, aber in diesem Moment schickt Frommann nach dem Manuscript der Lucindenbriefe; ich habe es hingegeben, soweit es da ist. Aber nun seien Sie hübsch fix, lieber S., denn der Druck geht heute noch an. Er wollte einen Titel haben, es kommt ja wohl kein anderer dazu, als darauf steht. Sollte etwa Friedrich noch einen dazu machen, einen ausführlicheren äusseren, so ist es immer noch Zeit. — —

Ueber unsre liebsten, wichtigsten Angelegenheiten schreibe ich Ihnen ein andermal. Ihre Gründe gegen die Heimlichkeit sind triftig; auch war mir diese gleich ängstlich, nur in der Angst dachte ich sie mir.

Die Lucindenbriefe, mein guter Freund, sind ächte Briefe und nehmen Sie dafür mein Lob und meinen Dank. Was noch mehr ist, sie sind weiblich; was noch mehr ist, mädchenhaft, der von Caroline transcendental mädchenhaft. Gegen den Effect hatte ich ein kleines Gefühlchen darin. Was meinen Sie? Den letzten Brief habe ich, *povera me!* noch nicht lesen können, auch den vierten Monolog

in Grunow'scher Hinsicht [1]) noch nicht. Der Sommer und der Frühling nehmen mir Zeit und Gedanken — zumal solch ein Frühling! Welches schöne Land!

20.

Dorothea an Rahel Levin in Berlin [2]).

Jena, den 28. April 1800.

Kommen Sie, liebes gutes Kind! Sie sind uns allen hier (den Gutgesinnten) herzlich willkommen, und wir sehen es als eine Ihrer grössten Gefälligkeiten an, wenn Sie Ihren Plan wirklich in's Werk setzen, nicht blos davon träumen lassen. Carolinen finden Sie wahrscheinlich nicht mehr, sie geht *(soit dit entre nous)* mit Schelling ab. Nach allem, was ich Ihnen mündlich erzählen werde, sollen Sie sich gewiss mehr darüber freuen, sie nicht zu finden, als grämen. Desto mehr sind Sie einer rücksichtslosen, absichtslosen, freimüthigen, offnen Aufnahme von uns andern gewiss. Charlotte Ernst wird künftigen Monat aus Dresden hier erwartet. Sie kennen Sie, und ich freue mich auf ihre Bekanntschaft. Ich bleibe hier, so lange Sie wollen. — Line bringen Sie mit, ein Bedienter wäre Ihnen aber wahrscheinlich ganz überflüssig, weil der grosse Artikel des Schickens hier wegfällt. — Wenn Caroline erst weg ist, übernehme ich die Haushaltung, wenigstens bis Johannis; was wir hernach alle anfangen, ob wir bis Michaelis hier bleiben oder nach einem Bade reisen, das wollen wir gemeinschaftlich und mündlich ausmachen.

1) Eleonore Grunow, Schleiermacher's Freundin, die dessen Gattin werden sollte, wenn sie nicht die Scheidung von ihrem Manne, einem Prediger in Berlin, abgelehnt hätte. Schleiermacher's Leben von Dilthey 1, 478 ff, 537 ff.; Janssen's Zeit- und Lebensbilder, 3. A. 159 f.

2) Aus Durow, Denkschr. u. Br. 4, 114—117.

Schreiben Sie mir gleich, ob ich Ihnen eine möblirte Wohnung miethen soll. Es giebt recht artige Gartenwohnungen hier; schreiben Sie nur, wie viel Piecen Sie verlangen, und wie hoch ich gehen darf.

Nur thun Sie Verzicht auf alle andere Zerstreuungen und Vergnügungen als Kunst, Poesie, Witz, eine liebliche mannigfaltige Natur und den liebenswürdigsten Frühling, den sich Ihre Einbildung je malte! Grünsammtne Teppiche die sanften Berge hinan, mit Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln gestickt und tausend wohlriechenden Kräutern durchwirkt; alle Bäume in der glorreichsten Blüthe; Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weiden, wie ich sie noch gar nicht kannte, deren Blüthe wie Orange riecht, stehen allenthalben auf allen Wiesen und Bergen. Der lebhaft rauschende Fluss wie ein Spiegel hell; warm vom Morgen bis wieder zum Morgen; eine Luft, die sich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht; zur Veränderung einmal ein paar Stunden des wärmsten wohlthätigsten Regens; ein Grün, von dem die Berliner keinen Begriff, nein, keinen Begriff haben, — das ist es, was ich Ihnen allenfalls hier versprechen kann. Es ist für mich eine nagelneue Erfahrung, dass es einen Frühling wirklich und wahrhaftig auf Erden giebt. Kommen Sie nur! —

Friedrich, der Göttliche, ist diesen Morgen zu Vater Goethe oder Gott dem Vater nach Weimar gewandert; sonst hätte er Ihnen eigenhändig seine Freude über Ihren Vorsatz bezeigt. Ich thue es aber in seinem Namen und grüsse Sie von ihm des freundlichsten.

August Wilhelm grüsst Sie herzlich. Er erinnert sich (so hat er mir aufgetragen) mit vielem Vergnügen der mit Ihnen verlebten Tage in Dresden. So schön kann er es Ihnen hier nicht versprechen, aber er will Sie weit und breit herumführen und Ihnen zeigen und geben, was

der Herzog und die Universität vermag. Eleganz und Pracht, meint er weiter, müssten Sie freilich zurücklassen oder vielmehr hier nicht erwarten; denn Jena an sich ist ein Lumpennest, meint er; doch, meint er, wenn Sie nur brav Geld mitbringen, so soll es doch schon gehen. Alles dies hat er mir in die Feder diktirt. — Werden Sie kommen?

21.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena] den 15. Mai 1800.

— Es ist mir auch darum recht lieb, dass er [Bohn] die Lucindenbriefe bekommen hat, denn sie sind ein ganz allerliebstes Product und doch gewiss Vorbild und Ahndung Ihres künftigen Romans. Ihre Unzufriedenheiten zwischen Schreiben und Drucken sind schon eine ganz bekannte Erscheinung; erlauben Sie mir also, dass ich darauf nicht besondre Rücksicht nehme. Die letzten Briefe habe ich noch nicht gelesen. Ich war nicht zu Hause, als sie kamen, und Friedrich hat sie gleich zur Druckerei geschickt; ich muss mich also in Geduld fassen. Die ‚Monologen‘ studire ich jetzt in heitern Stunden, sie werden mir aber ein wenig schwer; Friedrich begreift es nicht, worin es liegen mag; wissen Sie es etwa? Sie denken sich doch auch gleich Ihren Roman in Briefen? So und nicht anders kann er werden. In Briefen gelingt es Ihnen so vorzüglich gut, die Charaktere zu schildern; kurz, Ihre Briefe sind mir sehr werth.

— — Den vierten Monolog habe ich recht oft gelesen in Grunow'scher Hinsicht; aber denken Sie sich nur, dass ich nicht verstehe, wie ich sie darin zu finden habe. In dem Briefe freilich, da habe ich sie gesehen, und Sie können sich wohl denken, wie mich die Erscheinung freute.

Wenn es nur erst gedruckt ist, so will ich mich erst recht darin vertiefen.

22.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 2. Juni 1800.

Guter Freund, hier sind die letzten Aushängebogen, verzehren Sie sie mit Gesundheit. — Brinkmann ist ganz meiner Meinung, was die Jamben betrifft. Neulich vergass ich es Ihnen nur zu schreiben, dass ich glaube, Sie haben ganz Unrecht, zu glauben, Sie könnten keine Verse machen. Sie stehen dicht davor und können nur *à toute jambe* in die Jamben hineinspringen, so sind Sie darin. Mich hat es gleich frappirt, dass so wie Hülsen's ‚Naturbetrachtungen'[1]) Hexameter ohne Absatz sind, so sind die ‚Monologen' Jamben ohne Absatz. — Den kleinen Esel, dass ich die Beziehung im vierten Monolog nicht sollte verstanden haben, schicke ich Ihnen wieder mit Protest; denn ich habe es wohl verstanden. Und nun noch einen, den ich Ihnen gehorsamst zueigne, weil Sie glauben, eine Frau wird sogleich sagen, dass sie das Verhältniss merkte ohne besondre Erlaubniss; dies war weibliche Discretion. Also zwei für einen mit Ihrer gütigen Erlaubniss. Mich hat es im Herzen gefreut. —

23.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 16. Juni 1800.

— — Die Lucindenbriefe habe ich zu mir genommen und muss Ihnen dafür danken, denn es ist wahr,

1) Im Athen. 3, 34—57.

dass Sie mich manches in der ‚Lucinde' haben besser verstehen gelehrt, wenigstens ihm klar und bestimmt seinen Platz angewiesen, wo ich es hinzuthun habe; sie sind eine erfrischend gereifte Frucht, aus der Lucindenblüthe gesprossen, und Eleonorens Fragmente waren für mich der süsse Kern. Mich dünkt, Sie haben so scharfsinnig noch nichts geschrieben und so leicht und klar; Friedrich rühmte auch die religiöse Gewissenhaftigkeit. Soll ich Ihnen aber ein Geständniss ablegen? Eigentlich dürfte ich gar nicht darüber urtheilen, denn ich fühle es deutlich, dass Sie es weit schlechter hätten machen können, und ich hätte mich dennoch damit gefreut; ich fühle es, dass die Absicht mich besticht; jede andere Polemik wäre überflüssig, die Absicht der Briefe ist an sich schon eine fürchterliche Rache, und die „Zueignung“ ist vollends das Flammenschwerdt, das „den Unverständigen“ am Eingang des Paradieses entgegenblitzt. Dem Himmel sei Dank, dass diese nicht ist weggenommen worden, wie Sie es anfangs willens waren. Die andern sind sehr vom ‚Versuch über die Schamhaftigkeit' entzückt; ich will aber nicht zu schamhaft sein, Ihnen zu gestehen, dass ich ihn noch nicht so recht fort habe; es wird aber wohl noch kommen. Mir war es, als zögen Sie Discretion und Bescheidenheit mit hinein; Schamhaftigkeit habe ich mir immer als das Bewusstsein der Blösse gedacht, das ganz natürliche Gefühl, wovon in der Bibel steht, dass es die Menschen durch den Fall erhielten mit dem Verstand zu gleicher Zeit. Also je mehr Verstand, desto mehr innerliche Schamhaftigkeit wegen des bekannten Bewusstseins, aber auf keinen Fall eine Tugend. Haben Sie eben so gemeint? oder wie? Der fünfte Brief ist recht sophistisch. Caroline hat ganz Recht: er geht schlecht mit den Mädchen um; aber Ihre Versuche zu lieben sind excellent und machen alles klar und gut. Dass mir nun die Briefe von und an Leonoren die liebsten sind, wird Sie

weiter wohl nicht Wunder nehmen. Dürfte ich Eleonoren in Lucindens Namen und in ihrer Seele antworten, so würde ich sagen über das, was Sie ein Misston im ‚Duett' dünkt: eben weil der Grund auf der Ewigkeit der Liebe ruht, darum muss sie entsagen können ohne Furcht, die Liebe zu zertrümmern. Sie muss entsagen wollen können, oder sie darf nicht besitzen wollen. — Dem zweiten Misslaut, den Friedrich will im ‚Duett' gefunden haben, wag ich nicht in Julius Namen zu widersprechen, darüber hängt der undurchdringliche Vorhang der Individualität, den auch Lucinde wohl niemals wegzuheben vermochte und aus heiliger Ehrfurcht lieber zurücktrat. Sie sehen, wie aufmerksam ich die Briefe studirt habe, und wie sehr sie mich interessiren. Das muss ich Ihnen aber doch sagen, dass sie mir wenigstens so kühn wie die ‚Lucinde' selbst zu sein scheinen, und dass sie der Welt hoffentlich mit ihrer Gründlichkeit vollends den Kopf verrücken werden.

Sie sehen, ich habe den Ramdohr ein wenig gewaschen und zwar auf ausdrücklichen allerhöchsten Befehl; es ist schon seit Ostern fertig. Nun thut es mir leid, dass es in's allerletzte Stück kommen soll [1], wo eigentlich nichts als Hochgebornes hineinkommen müsste. —

War denn Jean Paul nicht bei Jetten [2]? Ueber diese Begebenheit müsste sie mir doch schreiben! Was hat er zu ihr gesagt? was sagt sie von ihm? — Dass Sie glauben, er könne Sie nicht leiden, und dass Sie ihn sich abstemmen, das habe ich aus den ‚Monologen' verstehen lernen. Seinen ‚Titan' habe ich lesen wollen, aber es geht nicht, man lernt nichts neues von ihm darin, es sind immer dieselben Narren mit andern Kappen. — Vorige Woche habe ich einen Brief von Humboldt gehabt, also auch

1) Ueber Ramdohr's ‚Moralische Erzählungen.' Athen. 3, 238—243.

2) Henriette Herz.

wahrscheinlich Jette einen. Er wird im Herbst hier durch nach Berlin reisen. — Uebrigens geht es uns gut. Wir haben hier seit einiger Zeit hübschen Spass mit einigen Bewundrern und Nachahmern von Tieck und Friedrich, die auch in Tieck's ‚Journal' tüchtig persiflirt werden. Der eine ist Clemens Brentano; der legt sich darauf, Tieck's Nachahmer zu sein, und schämt sich seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Er hat eine Farce geschrieben: ‚Gustav Wasa,' worin er glaubt, der Tieck des Tieck's zu sein; es ist aber herzlich dumm und toll und klingt doch wie Tieck ungefähr, so dass sich dieser tüchtig darüber erbosst, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen im ‚Journal [1]).' Uns hat er aber den Anfang eines sentimentalen Romans [2]) zu lesen gegeben; der ist ungleich besser, und das verdriesst ihn nun wieder: er will von Teufels Gewalt satirisch sein. Kurz, es ist ein Hauptspass!

24.

Dorothea an Auguste Böhmer in Boklet [3]).

[Jena, im Juni 1800.]

Liebe liebenswürdige Auguste, ich will keinen Menschen in meinem Namen Dir danken lassen für Deine Aufmerksamkeit für mich; das will ich selber thun! — —

Meine beiden neuen Kleider geb ich drum (das will viel sagen), wenn ich Dich, liebe Auguste, könnte die ‚Nina'

1) Unter der Figur des ‚Bewunderers' im ‚Herkules am Scheidewege.' Poet. Journal 1, 128 ff. Vgl. Brentano's Lebensbild von Diel-Kreiten 1, 146.

2) ‚Godwi oder das steinerne Bild der Mutter,' von ihm selbst ein „krankes, krüppelhaftes Kind" genannt. Diel-Kreiten 1, 111.

3) Aus ‚Caroline' von Waitz 1, 292 ff.

spielen sehen[1]). Sag mir nur, wo willst Du die Blässe hernehmen und das Unglück — Du Blühende! Du wirst doch gewiss recht viel Details von Deinem Debut schreiben? — Deiner Mutter dank ich recht herzlich für das liebe Heiligenbild. Ich habe es hier immer vor mir liegen; mich dünkt, ich hätte mir selbst keine andre Heilige erwählt, sie passt mir recht. Die Bilder und die katholischen Gesänge haben mich so recht gerührt, dass ich mir vorgenommen habe, wenn ich eine Christin werde, so muss es durchaus katholisch sein. Ich bitte die Mutter, mir sagen zu lassen, wie ich es anfangen muss, wenn ich z. B. in Bamberg mich taufen lassen wollte! Lache nur nicht, es ist mein Ernst. — Ich freue mich, dass es mit der Gesundheit Deiner Mutter so gut geht, und wir alle hoffen, dass das Bad vollends alles wieder herstellen wird. Ich habe einen drollig pathetischen Brief von Humboldt aus Paris gehabt; er lässt sich Deiner Mutter recht sehr empfehlen. — — Was es übrigens hier neues giebt, schreibt doch Wilhelm gewiss. Grüsse die Mutter und behalte mich etwas lieb. Friedrich lässt viele Grüsse sagen.

25.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena] den 4. Juli 1800.

— Sie thun viel für uns, das ist gewiss; von meiner Dankbarkeit zu sprechen, bin ich zu schamhaft. Ihren ‚Versuch über die Schamhaftigkeit[2])‘ werde ich nun mit dem Licht, mit dem Sie mich ausgerüstet, aufs neue lesen, sobald mir der Arzt wieder zu denken erlaubt. Ich nahm

1) ‚Nina,‘ ein beliebtes französisches Trauerspiel, das in drei deutschen Bearbeitungen erschienen ist. Vgl. ‚Aufführung der Nina‘ in Fr. Schlegel's Zeitschrift ‚Europa‘ (1, 171 ff.), dem Stile nach von Dorothea.

2) In Schleiermacher's ‚Vertraute Briefe über Lucinde.‘

freilich die Schamhaftigkeit zu grob und primitiv. Deutlicher, als Ihnen Friedrich über Wilhelm's Urtheil über Ihre Feinheit und Ihre Kraft geschrieben, werde ich wohl schwerlich können. Es ist simpel. Er meint, dass während der grossen Feinheit der Form vielleicht das Ursprüngliche in Gefahr steht, an Kraft zu verlieren. Ach was! nehmen Sie es nicht so genau. Auch Friedrich hat es ehrlich gemeint mit dem, was er Ihre religiöse Gewissenhaftigkeit nannte, und gar nicht so doppelsinnig, als Sie es auslegen; ich habe es aber immer gesagt, er würde noch dermassen in der Virtuosität der Ironie zunehmen, dass seine Freunde selbst ihm nicht über den Weg trauen würden. — Hoffentlich werden Sie ganz ohne Rücksicht mit der ‚Bestimmung[1]' verfahren haben, und darauf freue ich mich eigentlich, zu sehen, welche Wendung Sie höchst geschickt und meisterhaft nehmen. Diese Notiz der ‚Bestimmung' soll mir diesmal der grosse Fasssprung werden. Uebrigens können Sie sich denken, wie rein meine Freude an dieser Notiz sowohl als am Engel[2]) sein wird, da ich beide gar nicht gelesen habe. — Um anonym zu bleiben, hätte das Geheimniss mit den ‚Reden' besser bewahrt werden sollen. Diese erkennt man freilich sowohl in den Briefen als in den ‚Monologen' wieder; Fichte und Bernhardi waren also eben nicht ungeheuer scharfsinnig. —

26.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena, August 1800.]

Dafür sei Gott gedankt, dass Sie sich endlich nicht mehr von Herz einen Maulkorb anlegen lassen; es war

1) Schleiermacher über Fichte's ‚Bestimmung des Menschen' im Athen. 3, 281—295.

2) Schleiermacher über Engel's ‚Philosoph der Welt' im Athen. 3, 243—252.

sündlich, dass Sie es bisher litten. Es muss nichts in der Welt geben, um das man sich den Despotismus gefallen lässt. Man kann nicht von den Leuten verlangen, sie sollten verständig sein; aber warum jene das Gegentheil von andern sollten verlangen können dürfen, ist doch auch nicht abzusehen. Mir gefällt nun Ihre Engel'sche Notiz ganz über die Massen sehr; es ist ein ewiges Wetterleuchten von Witz. Friedrich betet eben so die Notiz der ‚Bestimmung' an. Wahrhaftig, Sie sollten doch einmal Herz unter der Hand fragen, ob er verlangt, dass Sie *pour l'amour de ses beaux yeux* mit dem Engel mehr Umstände machen sollten, als Sie sich selbst mit Fichten erlaubt haben. Friedrich hat einen Brief von Fichten gehabt. Uebel scheint er nichts genommen zu haben; aber so viel ich von dem verstehe, was er darüber sagt, scheint er sich zu wundern, dass man nicht jedes Ding in der Welt für abgethan und fertig hält, sobald er darüber etwas gesagt hat, so als ob seine Meinung der Schlussstein wäre, nach dem sich nichts mehr hinzufügen lässt. Nehmen Sie meine Bewunderung und meine Anbetung wegen der Recension im ‚Archiv' [1]. So vortrefflich haben Sie sich meinem Gefühl nach noch nirgend ausgesprochen, wo die Rede nicht von Ihnen selbst war. So klar, so kräftig und nachlässig habe ich nichts mehr von Ihnen gelesen, diese Ruhe der Ansicht habe ich auch sonst nirgend von Ihnen gefunden; zu gleicher Zeit haben Sie sich auch in Absicht des Stils kunstreich, doch nicht künstlich verborgen, so dass ich wohl Ihre Gesinnungen darin vermuthete, aber Ihre Art sich auszudrücken durchaus nicht darin finden konnte, wie wir es schon vermutheten, dass es von Ihnen sein könnte. Am zweiten Theil [2])

1) Schleiermacher's Anzeige der ‚Lucinde' im Julistück des ‚Archivs der Zeit' v. J. 1800. Vgl. Schleiermacher's Brfw. 3, 214.

2) der ‚Lucinde.'

wird gedichtet, das weiss ich; wenn aber auch daran wird gedruckt werden können, das wissen die Götter! Ich bin selbst still und ergeben, denn darüber hat kein Mensch Gewalt.

27.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena, August 1800.]

— Ich hätte Sie gern das Manuscript [1]) erst sehen lassen, Wilhelm meint aber, es wäre besser, wenn Sie gar nicht damit bekannt zu sein schienen. Ich könnte Ihnen zwar den ersten Brouillon schicken, aber ausser dass es Porto kostet, ist auch die rothe Dinte allenthalben zum Spektakel darin, denn der Teufel regiert immer an den Stellen, wo der Dativ oder Accusativ regieren sollte, und in dieser Gestalt sollen Sie es nicht zuerst sehen, das thue ich dem humoristischen Taugenichts nicht zu Leide. Gedulden Sie sich also, bis er Toilette gemacht und die Staatsuniform anhat, dann soll er sich hübsch präsentiren. Die triviale Bitte, sich nicht zu viel zu erwarten, muss ich doch in Demuth ergehen lassen. Die Stanzen bekommen Sie auch erst im ganzen; Friedrich will es nicht zugeben, dass ich sie Ihnen im Brouillon schicke. Und abschreiben? o dies, nur dies verlanget nicht.

28.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 22. August 1800.

Die Oekonomika will ich diesesmal zuletzt lassen, damit sie mir nicht die Phantasie verderben. Zu allererst

1) von Dorothea's Roman ‚Florentin‘.

will ich Ihnen meine innige Freude bezeigen, dass es mit Ihrem Herkommen so gut als ausgemacht ist. Schade bleibt es immer, dass Sie nicht eine schönere Jahreszeit wählen können, um auch ihr Herz einmal an der Natur zu laben; aber wir wollen dennoch schöne Tage leben; Gott gebe nur, dass nichts dazwischen kömmt, was den herrlichen Plan wieder rückgängig macht. Wir haben indessen einige Tage auf dem Lande gelebt, eine Meile von hier, in einer der reizendsten lieblichsten Gegenden um Jena. — Ritter, dessen Bekanntschaft ich seit kurzem genauer gemacht habe, hat mit uns draussen gelebt. Es ist ein herrlicher Mensch, eine von den seltenen Erscheinungen auf dieser Erde. Seien Sie so gut und gebrauchen Sie Ihre bekannte unausbleibliche Opposition nur sogleich, ehe Sie ihn sehen; denn alsdann dürfen Sie wahrhaftig keine Zeit damit verderben. Sie müssen ihn ja doch am Ende liebgewinnen. Er ist einer Ihrer grössten Liebhaber und Leser; die ‚Monologen‘ waren von grosser Wirkung auf sein Gemüth, und mit den ‚Reden‘ geht eine neue Zeitrechnung bei ihm an. Die ‚Briefe‘ (ohne dass er den Verfasser kennt) liebt er sehr; kurz, er ist durchdrungen von Ihnen und liebt Sie wahrhaft. Ich habe es ihm gesagt, dass Sie kommen, und er lässt Ihnen durch mich seine Freude bezeigen, Sie persönlich kennen zu lernen. O, wie will ich mich ausgelassen freuen, wenn ich in meinem Zimmer die ganze Kirche versammelt sehen werde. Hardenberg rechne ich mit, der soll auch kommen; ich habe jetzt mehr Vertrauen zu ihm als anfangs, wo ich mit Carolinens Hülfe alles schief ansah und die Schuld war, dass mich wieder alles schief ansah. Sie, Friedrich, Ritter und Hardenberg! Wenn ich mich nicht gewöhnen werde, jede Mahlzeit als ein Liebesmahl zu betrachten, so werde ich nimmermehr den Muth haben, mit Euch an einem Tisch und aus einer Schüssel zu essen. Paulus ist wieder hier; ich habe ihn von Ihnen unbekannterweise

gegrüsst, und der dankt und freut sich auf Ihre Bekanntschaft. Es ist ein sehr würdiger Mann; um auch liebenswürdig zu sein, fehlt ihm nichts als wenigstens eine Art von Sinn für andere Poesie als die orientalische; er ist verständig, gelassen, freundlich und so still thätig, dass man sich recht glücklich fühlt, ihn zum weltlichen Freunde zu haben. Seine Frau habe ich sehr lieb. Sie ist die erste Frau, in deren Umgang ich mich wieder der ersten jugendlichen Freundschaft mit Jetten erinnern darf. Es ist dieselbe Art von gänzlichem Zutrauen zwischen uns; auch ist zwischen uns, wie damals, mehr Ergänzen als Aehnlichkeit. — —

29.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Bamberg.

J[ena] den 25. August 1800.

Was trauen Sie mir nicht alles für grundböse Ursachen zu, dass ich Ihnen noch nicht eigenhändig geschrieben! Und doch ist dem allem nicht so. Nicht einen Schatten von Eigensinn, sondern blos die bescheidene Ueberzeugung, dass Friedrich Ihnen alles weit besser schreiben kann als ich. „Und etwas anders als er?“ wo sollte ich das wohl hernehmen? Mein Nichtschreiben war so grundabsichtslos, dass ich ganz von selbst schon entschlossen war, Sie heute in F[riedrichs] Namen über manches zu benachrichtigen, weil F. wirklich arbeitet. Da kamen aber Ihre beiden Briefe auf einmal. Er findet es für nöthig, selbst zu antworten; aber ich werde mich, da Sie mich so auffordern, doch nicht von meinem Vorsatz abbringen lassen. Die Wahrheit zu sagen — es ging mir nicht immer so ganz gut, dass ich es hätte wagen dürfen, Ihnen über unser Leben zu schreiben; es wäre vielleicht sehr ins Maulhenkolische gefallen. Jetzt geht es wieder

etwas besser; Dorenburg war mir gut, und Sie sollen mir nicht darüber spotten! In der That, lieber Wilhelm, mein Aufenthalt in der lieblichen Gegend hat mich recht erfrischt. Ich war zwölf Tage draussen, Friedrich aber einmal einen Tag und dann einmal fünf Tage. Ritter war auch mit uns, so lange Friedrich draussen war. Wir waren freilich auf der Rudolphsburg [1]) und in Kösen, dann auch auf der Lautenburg. Diese liegt mitten in einem wunderschönen Wald, desgleichen man sonst in der Gegend hier herum nicht zu sehen bekommt; ich habe auch sonst nirgend einen solchen Wald angetroffen. Von der Rudolphsburg waren wir alle bezaubert, nur konnten wir es nicht so ganz geniessen, wie es sich gehörte: die Hitze war den Tag so drückend. Der vollständig erhaltene Eingang hat mich ordentlich gerührt. Wie ich einige Schritte davon war, glaubte ich immer, es müsste der Thürmer nun oben das Zeichen geben, und als würde nun irgend eine der hohen Gestalten mir entgegen treten. Waren Sie denn auch in der Kammer; die noch so ganz wohlbehalten da ist? Wir hielten uns lange darin auf, mit mancherlei Conjekturen, wer sie wohl bewohnt haben mochte. Ich fürchtete immer, es würde eine Stimme sich vernehmen lassen, die uns unsern Fürwitz verwiese. Und diese Aussicht rings herum! Was sich dem erfreuten, weitdringenden Blick nicht alles auf einmal für Gegenstände zeigen; welch ein entzückendes, immer wechselndes Gemälde; regendes bewegendes Leben, wo man sich hinwendet. Wodurch ist wohl jetzt der Menschen Geist so sehr beschränkt; warum darf es jetzt niemand mit kindlichem Uebermuth einfallen: „Hier ist es schön, hier wollen wir bleiben,“ und dann mit Riesenkraft ein Werk vollenden, das Jahrhunderte überlebt? — Sie sehen, lieber Freund, ich bin noch jetzt ganz voll von jenen Gegenständen.

1) Die Ruinen der Rudelsburg bei Kösen.

Lachen Sie nicht, dass ich nur eine einzige Meile von Jena so viel fand. Es ist so schön dort, dass man wohl 30 Meilen drum reisen möchte; mir wenigstens war so wohl draussen, als wäre ich 30 Meilen weit von allem guten Geschmack und feiner Gesellschaft entfernt. Ich darf mich nur umwenden, so sind diese Dinge für mich wie nicht vorhanden, und ich lebe ganz der Natur und meinem Herzen.

Auch die Familienfeste sollen Sie mir nicht so sehr verspotten, Sie böser Mensch! Glauben Sie nur einer wohlerfahrnen Freundin, sie sind am Ende doch eins der schönsten Sachen, die Gott gemacht hat; aber freilich die Familie muss darnach sein, sonst wird aus dem Familienfest leicht ein Fourmillen-Nest, in dem es nicht rathsam ist sich nieder zu lassen.

Ihre beiden Gedichte[1]) sind herrlich, lieber Wilhelm! Ich kann keinem im Herzen den Vorzug geben, obgleich der Schmerz darin von ganz verschiedenem Charakter ist. Darum gehören sie ganz zusammen: die sanfte, wehmüthige, sehnsuchtsvolle Trauer im Liede und der fast bittre stechende Schmerz im Sonett — beides ist vortrefflich ausgedrückt. Das Lied hat mich bis zu Thränen gerührt; ich möchte componiren können, aber die Musik könnte nur eine Begleitung der musikalischen Worte sein.

Wäre der Anlass nicht so gar grausam, so wäre es mir ordentlich ein wenig lieb, dass Sie sich so etwas schwach fühlen. Nun werden Sie es einem andern Menschen doch auch ein andermal glauben, dass man Stärkung bedarf und Erholung. Nicht wahr, lieber Wilhelm, man kann sich recht, recht müde fühlen.

Ritter ist recht oft bei uns und ich habe ihn lieb bekommen. Glauben Sie es nur, er ist eine der seltnen

1) Aus dem ‚Todten-Opfer für Augusta Boehmer.‘ W. 1, 127 ff. Vgl. Holtei, Briefe an Tieck 3, 234.

Erscheinungen dieser Erde, ein recht tugendhafter Jüngling. Er soll auch noch liebenswürdig werden; geben Sie nur acht und lassen Sie ihm Zeit: den Anfang damit hat er schon gemacht, indem er mir den halben Laubthaler, den er Ihnen schuldig war, für Sie eingehändigt. Geldsachen wird F. Ihnen weitläuftig schreiben. Noch haben wir nichts bekommen, als zum Theil das, was für den Verkauf der Möbles in Berlin eingelaufen ist; dieses gehet aber auch alles sehr allmählig. Die Doctorwürde hat beinah an 50 Thlr. gekostet. Doch diese Ausgabe ist blos Auslage. Zur Michaelismesse bekommen wir von allen Seiten Geld; dann sollen Sie unfehlbar bezahlt werden. Ich schicke Ihnen die Berechnung, wie Sie wünschten. Rechnungen habe ich bis jetzt noch nicht bezahlen können; seien Sie aber ruhig und verlassen Sie sich darauf, dass es möglichst bald geschehen soll.

Lene will mit tausend Freuden zu Weihnachten wieder zu Carolinen ziehen. Seien Sie so gut, mir mit umgehender Post sogleich zu schreiben, ob ich sie miethen soll, und wie viel Miethgeld ich ihr geben soll. Sie dringt sehr auf Entscheidung, weil sie sich auf den Fall, dass Caroline sie nicht will, anderswohin vermiethen will. Rose steht ganz und gar zu Ihren Diensten, in Braunschweig, in Rom, wenn es sein muss. Sie heirathet nicht und ist voller Freuden, dass sie bleiben kann. Rose ist ein recht liebes liebenswürdiges Geschöpf. Es wäre recht sündlich, wenn sie etwa unter Lene leiden müsste. Ich hätte sie für mein Leben gern für mich behalten; aber freilich Sie gehen vor, und ich habe mir nun eine andre gemiethet. Ich lasse die Rose ordentlich ungern; ich bin ihr herzlich gut.

Ja ja, Meeräffchen hat dem Angebrennten[1]) eclatanten Abschied gegeben, so dass er nicht angebrennt, sondern

1) Clemens Brentano.

ganz abgebrennt ist. Rose hat ihren *epouseur* in Aversion genommen und behauptet, „sie müsse noch gar vieles lernen, eh' sie an's Heirathen denken darf." Nun beklagt Euch noch, dass Ihr nicht auf Euer Zeitalter wirkt und zwar nach Art der ächten Propheten — durch die Weiber!

Paulus sind glücklich zurückgekommen; sie ist noch immer sehr schwach, aber doch ganz auf dem Weg der Besserung. Sie sowohl als er bezeigen sich ungemein freundlich gegen uns. Schleiermacher wird wahrscheinlich im November auf einen Besuch hier sein. Er bittet Sie, es doch möglichst so einzurichten, dass er Sie hier findet.

Nun leben Sie wohl, mein Freund! Gott gebe Ihnen Trost und Freuden.

30.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Braunschweig.

[Jena, 1800.]

Lieber Wilhelm, kommen Sie recht bald zu uns, wir sind recht vergnügt und Sie würden Ihre Freude haben. Bedenken Sie sich unsern Vorschag recht genau: ein schönes freundliches Zimmer; eine eben solche Kammer; freie Aussicht nach den Bergen hin; der lebhafte Graben, immer voller Menschen; im Hause selbst still und ruhig. Sie brauchen keine Interimsaufwartung; ich besorge Ihnen alles, was Sie von Ihren Sachen brauchen. Schlagen Sie es nicht aus, wir bitten recht schön.

Rose hat sich ein warmes Leibchen zur Reise machen lassen. Das Tuch habe ich bei Paulsen genommen und auf Ihre Rechnung schreiben lassen.

Die beiden Hardenberge waren vorige Woche ein paar Tage hier. Unser Hardenberg war krank und hat uns eigentlich mit Sorge erfüllt; er kam uns ganz elend vor und lässt sich vom Hofrath Starke kuriren. Er führt ein

ganz mechantes Leben. Er hat uns die traurige Nachricht mitgetheilt, dass Louise Brachmann [1]) plötzlich wahnsinnig geworden ist. Denken Sie sich das Unglück! Hardenberg behauptet, es wäre eine blos körperliche Krankheit. In Ossmannstedt ist auch vorige Woche die kleine Brentano im Wahnsinn gestorben. Bei dieser war aber die erste Veranlassung eine unglückliche Liebe. Manchmal wird es um einen, als ob alles unsichtbare Elend plötzlich sichtbar würde. Pfui!

Ich war auch in Weimar und habe die Ausstellung der neunzehn Hektore [2]) gesehen; mit mir waren es zwanzig, denn ich wüsste nicht, warum ich nicht ebenso gut einen Hektor vorstellen könnte wie die andern neunzehn. Es ist lustig; ich wollte, Sie wären mit mir dabei gewesen, wir hätten uns halb todt gelacht. Auch habe ich bei dieser Gelegenheit die Wolzogen kennen gelernt; sie war recht freundlich und artig gegen mich, auch die Schiller. Adieu, es gehe Ihnen wohl.

31.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Braunschweig.

[Jena, den 30. September 1800.]

Ist es nicht lustig, dass Ihnen Friedrich ein Inventarium von den Tugenden der Rose mitschickt [3])? Ich behaupte aber, er hat Unrecht mit seinem Argwohn, obgleich — man hat ihr gar nicht übel die Cour gemacht.

Goethe ist noch hier. Er scheint nun mit Ernst

1) Von Novalis in Weissenfels für die Poesie gewonnen.

2) So viele Zeichnungen waren für die von Goethe gestellte Preisaufgabe: Hektor's Abschied von Andromache, eingelaufen und im August und September in Weimar ausgestellt worden. Vgl. Propyläen 3, 2 S. 115—145.

3) Brief vom 30. September 1800 (Nr. 148 nach Klette's Verzeichniss) auf der Dresdener Bibliothek.

etwas lernen zu wollen; er ist sehr fleissig, lässt sich ein Privatissimum nach dem andern lesen. Uebrigens ist er auch sehr lustig und Friedrich hat neulich den Abend *tête-à-tête* mit ihm gespeist.

Uebrigens leben wir entsetzlich eingezogen. Die Paulus und Ritter sind die einzigen fremden Gesichter, die ich zu sehen bekomme.

59 Gedichte zur ‚Lucinde' sind gemacht und auch einige prosaische Aufsätze, nämlich einige Aufsätze in Prosa, die aber nichts weniger als prosaisch sind. Gott der Allmächtige helfe uns weiter! Ich werde das Verlangte in diesen Tagen noch abschreiben.

32.

Dorothea an A. Wilhelm Schlegel in Braunschweig.

Jena, den 28. October 1800.

Ich habe von Friedrich den Auftrag bekommen, Ihnen auf alles zu antworten. Sie können denken, wie der tiefe Freund sich immer mehr in die Tiefe versenkt bei seinem tiefsinnigen Geschäft und wie es ihm Zeit und Gedanken hinnimmt. Die Publika waren beträchtlich voll, nach der geringen Anzahl der Studenten. Gestern haben seine Vorlesungen angefangen, soeben ist er zur zweiten gegangen; wir haben beidemal zwischen 60 und 80 gezählt. Gesetzt, es fallen auch noch zehne zurück und einige Freibeuter, so bekömmt er es dennoch gut genug bezahlt; es melden sich doch auch jeden Tag einige Herren mit Laubthälerchen. Es wäre vielleicht zu wünschen, er arbeitete seine Vorlesungen gleich ordentlich aus, so könnte er sie alsdann ohne Zeitkosten drucken lassen. Das kann er aber nicht; er improvisirt sie durchaus und nimmt nichts mit auf's Katheder als ein Quartblättchen mit + = ⊰ und solcherlei Krakelfüsse, wie Sie schon aus seinen Heften

kennen. Der Beifall ist übrigens getheilt: viele klagen, sie verständen ihn nicht; diese aber sind grade die weitläuftigsten Beurtheiler, wie natürlich. Kommen Sie nur recht bald, damit Sie ihn hören, er wünscht es herzlich. Was befremdend ist, seine persönliche Erscheinung, Stimme, Sprache und Anstand wird gerühmt. Man denke!

Friedrich schickt Ihnen alles Verlangte, auch die Briefe von Fichte. Friedrich glaubt nicht, dass dieser schuld sei an Schelling's Zurücktreten, sondern er meint, dieser müsse noch andre Ursachen haben[1]. Lassen Sie es mich gestehen, dass ich eben nicht sehr trauern würde, wenn die Annalen ungeboren blieben. ‚Tristan,' ‚Lucinde,' Shakespear, das sind andre Dinge als Annalen. Friedrich hat Frommann noch nicht gesprochen, seit er von Leipzig ist, aber nach dem, wie er sich vor der Messe geäussert, wird ihm allerdings daran liegen, dass die ‚Charakteristiken' &c. gedruckt werden. U[nger] hat keinen 7ten Shakespear hergeschickt. Von Kotzebue wissen wir nichts besonders, es steht in den Zeitungen nichts anders, als was in jeder Theecoterie von ihm erzählt wird und so umgekehrt. Rücken Sie nur heraus mit Ihrer Teufelei[2]; er kann sich gratuliren, dass er zu einer solchen Anlass gegeben. Das ist das beste, was er je veranlasst hat. Wir freuen uns recht darauf.

Ich schicke Ihnen hiebei 7 Stück Fried. d'or für Kruse. Es macht noch einen Thaler mehr, den sind Sie wohl so gefällig dazu zu thun. Die andern 10 Stück liegen zu Ihrer Disposition. Der ‚Florentin' wird wirklich gedruckt zu meiner grossen Angst. Wollte doch Gott, wir könnten dasselbe von der ‚Lucinde' sagen. Doch hat der

1) Schelling lehnte die Theilnahme an den von A. W. Schlegel projektirten ‚Kritischen Jahrbüchern der deutschen Litteratur' ab. Schleiermacher's Brfw. 3, 234; Haym 738.

2) A. W. Schlegel's ‚Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue.'

Freund das Dichten nicht verlernt trotz seinem jetzigen Philosophiren. Den Freitag war mein Geburtstag, da hat er mir drei Gedichte gemacht: zwei Sonette[1]), die vor den ‚Florentin' gedruckt werden, und noch ein Gedicht[2]), das ich hier beilegen werde, wenn mir Zeit zum Abschreiben bleibt. Es ist nämlich auf einen welcken Veilchenkranz, den Auguste einst für ihn gewunden, und den er mir überreichte. Es ist göttlich! Und ist es nicht wieder der ganze Friedrich, der mir unter einer grossen Menge der herrlichsten Blumen, Früchten, schönen Flammen und Musik dieses rührende Andenken giebt — ein Todten-Opfer im vollsten blühendsten Leben! Ja, so ward mein Geburtstag begangen. Wären Sie doch zugegen gewesen, unser Entzücken und der innige goldne Frieden hätte Sie gewiss herzlich mit den Familienfesten ausgesöhnt. Wenn Sie wieder bei uns sind, will ich es Ihnen umständlich erzählen. Sie sollen sich schon freuen.

So eben sehe ich in Ihrem Brief, dass Sie darauf rechneten, Ihr Brief würde den Montag ankommen. Er ist aber erst heute früh gekommen und heute geht ja keine reitende Post. Wir können uns also zum Antworten noch alle künftige Tage Zeit nehmen. Sie bekommen das Paket ja doch wohl noch zur rechten Zeit.

Die Schüssel zum Hause haben wir hier; die Faber giebt acht. Ich habe mir Ihr Clavier mit her genommen. Wäre es Ihnen etwa ungelegen, es mir noch auf einige Zeit zu lassen? Seien Sie so gut, mir Antwort darauf zu schreiben, wenn es noch geht.

Wie aber der Friedrich ins Philosophiren hineinge-

1) In F. Schlegel's W. Bd. 9 unter den Ueberschriften: ‚An die Dichterin', ‚Farbensinnbild.'

2) ‚Der welke Kranz' in Fr. Schlegel's W. 9, 94. Vgl. darüber dessen Brief an Tieck (Holtei 3, 319 f.) und Waitz, Caroline 2, 124.

rathen ist, darüber muss ich Ihnen was Possierliches erzählen. Gestern Abend schlief er auf dem Sopha ein und wie es spät ward und ich ihn weckte, sagte er noch halb träumend: „Ja ja, ich werde mich gleich analysiren“ und wiederholte dies, da ich entsetzlich lachte, wohl noch einigemal ganz ernsthaft. Kommen Sie bald und wohnen Sie bei uns, es ist recht artig und freundlich hier. Adieu, lieber Freund.

33.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena] den 31. October 1800.

Mit klopfendem Herzen und erröthenden Angesichts, als müsste ich sie Ihnen selbst in die Hände geben, schicke ich Ihnen die Aushängebogen [1]; die übrigen sollen folgen, so wie ich sie erhalte. Sie behalten sie geheim, lieber Freund, wenigstens fürs erste; an die Herz, und wenn Sie es gut finden, Ihrer Freundin, mögen Sie das Geheimniss anvertrauen. Wenn ich meiner eignen Ueberzeugung trauen dürfte, so würde ich Sie ersuchen mir lieber nicht Ihr Urtheil darüber zu schreiben; denn nun hilft's nichts, es muss fertig gemacht werden und an Muth darf es mir nicht fehlen; aber Friedrich behauptet noch immer, es wäre recht amüsant, trotz dem dass es mir je länger je mehr kindisch vorkömmt. Die beiden Sonette sind von Friedrich, sie werden vorgedruckt. Er hat sie mir heute vor acht Tagen an meinem Geburtstage gemacht. Das zweite ist sogar mit allen Flammen, Farben und Blumen Wort für Wort aufgeführt worden. Nämlich des Morgens gab er mir die Sonette; auf den Abend waren wir bei Paulus, da ward ich denn in ein Zimmer geführt, wo

1) des ersten (und einzigen) Bandes von ‚Florentin.‘

mir zuerst grüne, rothe und weisse Flammen entgegenbrannten, die Ritter chemisch veranstaltet hatte. Diese Farben haben mehr als einen Sinn: für uns bedeuten sie Glaube, Liebe und Hoffnung; in der ersten Person wird Ritter gemeint als die weisse Flamme, die zweite, rothe ist Friedrich, und ich habe der Hoffnung Grün. Bei diesem Feuer brachten mir Ph[ilipp] und die kleine Paulus, beide phantastisch aufgeputzt, ein Gehänge von Orangeblüthen und einen Kranz von Myrthe und Lorbeer, mit den Kindern nahte sich die Paulus und bekränzte mich damit, neben ihr stand Friedrich und brachte mir reife Pomeranzen und Rosen in einer Schale und (hier erkennen Sie den ganzen Friedrich) mitten in diesem Tumult von Leben, Feuer, Blüthen und Früchten, während Ritter auf dem Clavier die Arie von ‚Erwin und Elmire' spielte:

> Mit vollen Athemzügen
> Saug' ich, Natur, aus dir,

und die Paulus es sang, brachte er mir einen verwelkten Veilchenkranz, den ihm Auguste einmal geschickt hatte, mit einem höchst rührenden Gedicht dazu. Ich war, als alle diese Dinge wie bekannte Erscheinungen so nach und nach heraustraten, wie in einem Traum, in dem man träumt, dass man träumt. Erst wie das Ganze beisammen war, besann ich mich, dass es das Sonett sei.

Friedrich schreibt Ihnen noch nicht; er ist auf seine bekannte Weise mit einem Gegenstande immer so einzig beschäftigt, dass es ihm nicht möglich ist, etwas anders vorzunehmen. Jetzt ist er nun wieder ganz bei den Vorlesungen. Wird er aber schwer über den Dingen, oder die Dinge schwer über ihm — es ist nicht zu entscheiden, aber gewiss ist, dass das Leben ihm sauer wird. Gott helfe ihm und gebe ihm Ruhe! Wie die Vorlesungen ausfallen werden, das hängt nur vom Beifall ab, und dieser hängt ja wieder von den Vorlesungen ab. Aber hier

ist es, wo die Ruhe ihn verlässt. Wie viele bezahlende Zuhörer er haben wird, ist noch nicht ausgemacht, und zu manchen Ausgaben haben ihn seine sanguinischen Hoffnungen verleitet, denen man nur fruchtlos widerspricht; ja sogar die schädlichsten Folgen hat es auf seine Stimmung und seine Arbeiten, wenn man es wagt diesen zu widersprechen. Wilhelm ist noch nicht hier, kommt aber recht bald. Cotta hat geschrieben und scheint zurückzuziehen; Wilhelm ist ganz beruhigt darüber, dass die Annalen den Weg vieler Projecte gehen; Friedrich wünscht nichts mehr als das; Ritter ist über und überfroh darüber, und Sie, mein Freund, welche Hast haben Sie denn mit diesen Annalen? haben Sie nichts besseres zu thun? Denken Sie doch an Ihren Roman, an den Plato; lassen Sie Friedrich an den Plato, an die griechische Poesie und an die ‚Lucinde' denken, Wilhelm an Shakespeare und an ‚Tristan' — seht, das sind andere Dinge! Mir war recht bange zu Muth bei diesen kritischen Anstalten. Lasst ja die Kritik zu Hause; es ist ein schlechtes Handwerk und ist in schlechten Händen; und Ihr sollt Euch nicht die Finger damit beschmutzen, denn Ihr lernt nichts zu von Eurem Kritisiren und die andern danken schön. —

34.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Jena [1]).

Mit hoher Freude erinnere ich mich noch des lieben heitern Morgens, als ich mich zuerst auf die kleinen Geschichten in diesem Buche wieder besann. Sie lagen schlummernd in meiner Seele wie Veilchen während des Winters; ein neuer Frühling, die rückkehrende Sonne hatte sie alle geweckt. Glühend und freudig ungeduldig

1) Nicht veröffentlichte „Zueignung an den Herausgeber" des ‚Florentin.'

schrieb ich die ersten Blätter nieder und legte sie dann so zufrieden und unbefangen in meinem Schreibpulte hin, als hätte ich ein ganzes Werk vollendet; denn das, was ich mir heimlich zu den paar Seiten noch hinzuträumte und vorphantasirte, war für mich Absichtslose so gut, als stände es fertig vor mir auf dem Papiere. Ich hatte nicht den Muth, Dir von meinem Phantasienspiel zu erzählen, und auch nicht die Zeit; Du warst so reich, hattest der lange Dich Erwartenden so vieles mitzutheilen; ich vergass es selber und darüber wirst Du Dich nicht wundern. Endlich, wie Du einst Dich freutest, dass ich anfinge, Sprache für den Ausdruck meines Gemüths zu finden, da fasste ich mir ein rechtes Herz, und Du sahst die Blättchen. Wie nun eben eine mässige ökonomische Mittheilung nie meine Stärke war, und wie ich in dieser leicht zu weit gehe, so wie in der Zurückhaltung, so musste auch jetzt alles auf einmal heraus, da ich so lange ganz geschwiegen hatte, und ehe Du Dich noch recht besinnen konntest, hatte ich Dir alles unter und durcheinander erzählt. Wer mir nun keine Ruhe liess, bis ich sie nach weltlicher Weise ausführlich vollendete, das warst Du, und ich gehorchte in Demuth; denn mein Wille war es gar nicht. Für mich, auf meine Weise, war es vollendeter, als ich es noch insgeheim mit mir herumtrug und still bald so, bald anders ausbildete, meine Phantasie, durch nichts wirkliches gehemmt, durch nichts, was einem so in der Welt im Wege liegt, gestört, sich allerliebste wunderbunte Sächelchen hinein mengte, (Du hast ja selber so oft mich mit dem kleinen Philipp verglichen, dessen Poesie recht sentimental mit der Beschreibung eines rauschenden Wasserfalls anhebt und sich dann ganz naïv mit einem Zwieback endiget, den ein Wandersmann in den Wasserfall eintaucht) als jetzt, da mir von allem dem so wenig gelungen ist, was ich eigentlich wohl meinte, und mir meine Bilderchen selber ganz unbekannt vorkommen.

Es ist nichts darin so fröhlich und wehmüthig, so gerührt und ergötzt, als ich selber war, da als es noch in mir lag. Immer glaubte ich genau das hinzuschreiben, was ich eben dachte, aber es war Täuschung: vorwärts, vor der Feder schwebte mir das rechte Wort; rückwärts, hinter ihr standen dann ganz andre Worte, die ich nicht wieder erkannte, wie einer, der eine Quecksilberkugel mit den Fingern greifen will — wenn er sie dann eben zu haschen glaubt, so hat er immer nur kleine Kügelchen davon abgelöst, während ihm die eigentliche grosse Kugel immer wieder entschlüpft, bis sie zu lauter Theilen geworden und er das Ganze nicht wiederfindet.

„Wer wird aber auch eine so quecksilberne Phantasie haben?“ höre ich Dich fragen. — Ich habe sie nun leider einmal so, und dass ich jetzt für sie verantwortlich sein soll, überrascht, beschämt mich nicht wenig. Ja Du bist schuld an allem dem, und darum ist es billig und Du wirst mir erlauben, dass ich Dir ganz eigenst zueigne, was ohne Dich sicher nicht existiren würde.

„Und hiemit soll es nun endigen?“ so wirst Du freilich nicht fragen, aber Du siehst voraus, dass es viele andre fragen werden, die einen ordentlichen, befriedigenden Schluss ungern vermissen. Befriedigenden Schluss! Sieh, mein Freund, bei diesem Wort musste ich aufhören und konnte lange nicht weiter schreiben. Es war mir, als müsste ich mich besinnen, was denn wohl ein befriedigender Schluss sei? Was den meisten so erscheint, ist es nicht für mich. Ach da in der Wirklichkeit, in der Gewissheit, da geht mir erst alle Wehmuth und alle Unbefriedigung recht an. Meine Wirklichkeit und meine Befriedigung liegt in der Sehnsucht und in der Ahndung. — Ich hatte meine Augen aufgehoben, und sieh da, die Sonne war untergegangen; mir gegenüber lagen die schönen Berge im herbstlichen bläulichen Duft; die höchste Spitze schimmerte und flammte in der Glut

des scheidenden Strahls, während das Uebrige im tiefen Schatten versank; und als ich noch erfreut und bewegt hinsah und die weissen Streifen am Himmel zu wunderbaren, leichten, durchsichtigen Gestalten sich formen und wieder zerstören sah, und ich kindlich bald eine gewohnte Gestalt des Lebens, bald eine überirdische Erscheinung oder willkürliche Geburt einer übermüthigen Phantasie darin erkennen wollte, da blickte plötzlich jenseits über das Gebirg herüber der Silberschimmer des Mondes, als ob er von der scheidenden Sonne gesandt wäre, uns für ihre Trennung zu trösten. Denk Dir das ganze Bild! es war Ruhe, Bewegung und Verkündigung — Verheissung der ewigen Gegenwart, des neuen Daseins bei der anscheinenden Beendigung.

Wie Du nun lächelst über diese Dithyrambe und nicht begreifst, wie mich dieser Eifer so inmitten der besonnenen Ruhe befallen kann! O ich bitte Dich, finde es nicht unschicklich, und lass es Dir auch hier wie immer von mir gefallen, dass ich alles durcheinander werfe und überall g a n z bin, wie ich bin; es ist mir jetzt klar geworden und ich weiss keine andere Manier zu erfinden, Dir deutlich zu machen, was mir klar geworden; nämlich, dass ein Gedicht keinen schliesslicheren Schluss zu haben braucht als ein schöner Tag.

Gewöhnlich findet man aber keinen Schluss eines Romans beruhigend, ausser wenn der, für den man sich am meisten interessirt, sich verheirathet oder begraben wird, und man wird sich beklagen, dass man hier auf keine von beiden Weisen zur völligen Ruhe kommt. Wie Du hierüber urtheilen wirst, bin ich begierig zu erfahren; was mich aber selbst betrifft, so muss ich Dir nur gestehen, ich bin nie ganz beruhigt, wenn mir der Dichter nichts hinzu zu denken oder zu träumen lässt. So kann ich mich mit einer einzigen Geschichte recht lange beschäftigen und freuen, indem ich ihr bald diesen bald jenen Ausgang

gebe. Es geht mir damit wie den kleinen Mädchen, welche lieber mit einem nackten Puppenkörper spielen, den sie sich jede Stunde anders ankleiden und ihm eine ganz verschiedene Gestalt geben können, als mit der prächtigsten und aufs vollendetste angezogenen Puppe, der man die Kleidungsstücke und damit auf immer ihre vollendete Bestimmung angenäht hat.

Ich frage wiederum: Was hätte denn aus diesem Mann, den ihr den Helden nennt, werden sollen? — „Freilich, der Held eines Romans muss entweder verheirathet oder begraben werden.“ — Verheirathet! Können wir uns damit beruhigen? Sehen wir nicht an Eduard und Juliane [1], dass oft von da an erst alles Leid und alle Verwirrung anhebt. — Der Tod! Ja, das wäre wirklich ein Schluss eines Romans, bei dem wir uns beruhigen müssten. Aber hier muss ich meine Klage und meine Reue wiederholen, dass dies Buch ein Roman und nicht, wie es wirklich ist, eine wahre Geschichte ist genannt worden.

Für mich ist das Buch also hier zu Ende, denn Florentin's Einfluss reichte nicht weiter. Uebrigens wissen wir ja, dass er in der That nicht mehr mit dem Ernste Scherz trieb, sondern wahrhaftig seinen Entschluss, das, was für ihn sein Schicksal war, ausführte, die Vortheile, die Feinheiten der Kultur verschmähte und zu seinen geliebten Wilden zurückkehrte. Er war Anführer und Erster einer ganzen Nation, die ihn wie einen Göttlichen verehrte. Noch einmal sah ihn die Familie in ihren Pflanzungen als Abgesandten seines Volkes, und er kehrte stolz wieder zurück, als man ihn zu bleiben bewegen wollte. Seitdem wissen wir nichts von ihm. Er lebt vielleicht noch und erzählt seinen Enkeln die unglückbringenden Wunder und das glänzende Elend der Europäer.

1) Florentin's Freund und die Braut des letztern.

35.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 17. November 1800.

Gott mag wissen, welche Buchdruckerpolitik es sein mag, einen auf den letzten Bogen 14 Tage warten zu lassen! Doch hier ist es endlich sammt und sonders. Das Gedicht an meinem Geburtstage von F[riedrich] schreibe ich Ihnen nächstens ab, denn ich bin heute nicht ganz wohl und sitze hier neben meiner kleinen Paulus, die auch nicht wohl ist und die auf dem Sopha ausgestreckt liegt; aus dem Schreiben wird also heute nicht viel, Friedrich hat Ihnen aber selber geschrieben. Von Falk's Taschenschwärmerei [1]) habe ich nichts gesehen als die in Kupfer gestochne Karrikatur; diese Ansicht hat mich genugsam gewarnt, die gedruckte nicht weiter zu beleuchten. Gott bewahre, wer wird dergleichen ordentlich lesen! Werden Sie etwas gegen diesen allgemeinen Lumpenhund thun? Doch nicht! —

Die Menschen hier neben mir, Friedrich mit eingerechnet, machen einen solchen Lärm, dass ich kein gescheutes Wort schreiben kann. Freuen Sie sich nur darauf, dass ich Ihnen bald wieder schreibe und zwar recht hübsch. Aber Aufträge muss ich Ihnen geben, davon rettet Sie kein Gott und keine Predigt; und zwar für unsere lieben Paulusens. Sie werden es desto lieber besorgen, wenn ich Ihnen sage, dass *ich* mich kaum *mehr* sehne, Sie hier zu sehen, als die kleine Paulus. Neulich träumte sie sogar, dass Sie hier wären! Nun möchte diese liebe Paulus so gern Teltower Rüben essen und lässt mir keine Ruhe, ich soll ihr welche aus Berlin verschaffen. — Und nun noch eins. Könnten Sie mir wohl

1) Dessen ‚Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire' für 1801. Waitz, Caroline 2, 139.

irgend eine hebräische Merkwürdigkeit verschaffen, die ich dem Paulus zum Weihnachten geben könnte? Es darf so gering sein, als es immer will, und muss nicht theuer sein, das Ganze ist auf einen Scherz angesehen, wie Sie leicht denken können. Ueber Ritter soll ich Ihnen schreiben? Ich kann ihn Ihnen mit nichts vergleichen als mit einer elektrischen Feuermaschine, an der man nur die stille Künstlichkeit bewundert und eben nichts gleich wahrnimmt als das klare Wasser. Wer sie aber versteht, bringt auf den leisesten Druck eine schöne Flamme hervor. Uebrigens ist er auch, wie der erste Brief in der ‚Lucinde', Schelmerei und Andacht und Essen und Gebet, alles durcheinander. — Paulusens und Ritter empfehlen sich Ihnen aufs freundlichste. Friedrich trägt mir auf, Ihnen zu schreiben, dass er in der nächsten ruhigen Stunde die Ankündigung der ‚Monologen' gewiss machen wird.

36.

Schleiermacher an Dorothea in Jena.

Berlin, den 6. December 1800.

Schelten dürfen Sie nicht, liebe Freundin, dass ich Ihnen noch nicht wieder geschrieben habe. Da war erst der ‚Florentin' zu lesen, und das konnte, da Jette und ich ihn zusammen lesen wollten, nur an einem ruhigen Abend geschehen, wo Herz abwesend war. Ihnen etwas darüber zu sagen, dazu bin ich noch gar nicht competent, das verspare ich, bis ich ihn einmal wieder allein und mit Bedacht gelesen haben werde, wozu ich noch nicht wieder habe kommen können. Jetzt kann ich Ihnen nur sagen, dass er ein sehr niedliches Buch ist, dass vieles drin mir sehr vorzüglich angelegt und ausgeführt geschienen hat, dass die Sprache etwas eigenthümliches hat, was ich noch nicht zu charakterisiren weiss, aber

was einen sehr angenehmen Eindruck macht, und dass ich mich besonders darüber gefreut habe, dass die psychologischen Leser bei der Erzählung des Florentin, wo sie vollkommene Aufschlüsse über das Entstehen seines Charakters suchen werden, so hübsch geprellt werden. Nur die Stanzen! diese sind meiner Meinung nach ein grosser Fehler. Bedenken Sie nur, wie unwahrscheinlich, dass ein Maler solche Stanzen improvisirt! beinahe eben so unwahrscheinlich, als dass eine Frau, die nur eben zuerst einen Roman schreibt, nebenbei solche Stanzen macht. Bewundert haben wir Sie überhaupt was ehrliches, Jette und ich; auch gezankt wurde dabei, denn wir waren über manche Dinge sehr verschiedener Meinung. Doch das sind nur einzelne Dinge, die ich sparen muss, bis ich ihn noch einmal gelesen habe. Machen Sie nur, dass das Velin bald kommt. Jette ist ohnedies höchst ungeduldig, den ‚Florentin' bald in jedermanns Händen zu wissen, theils aus bekannter Menschenliebe, theils damit er durch seine persönliche Gegenwart die nachtheiligen Gerüchte widerlegen möge, die ihm vorangegangen sind [1]).

Dann wollte ich Ihnen gern etwas erfreuliches über ihre Commissionen sagen; aber da hat mir das Warten wenig geholfen. An der einen verzweifelte ich gleich. Was nennen Sie eine hebräische Merkwürdigkeit? Ein seltenes Buch? Das getraue ich mir hier gar nicht aufzutreiben. So etwas findet man nur von Ohngefähr, nie wenn man es sucht, auch möchte da wohl alles, was hier zu finden ist, bei Paulus zu spät kommen. Zu den Teltower Rüben hatte ich aber die beste Zuversicht und bin nicht wenig verwundert gewesen, hier nicht zu reussiren. —

1) Julian Schmidt (Litteraturgesch. 2, 222) rechnet diese Erzählung zu dem „besten, was die Romantik im Fach der Novelle geschaffen hat." Vgl. das Urtheil Schiller's in dessen Briefw. mit Goethe 6, 20. 22, das seiner Frau in ‚Schiller und Lotte' von Fielitz 3, 175 f. und Solger's in dessen nachgelass. Schriften 1, 15.

Endlich habe ich noch gewartet, dass Friedrich mir wie verheissen die Platonica mit nächstem Posttag schicken würde, und dies bekenne ich Ihnen als eine grosse Thorheit, denn wie ist wohl daran zu denken, dass er in solchen Sachen einmal seinen bestimmten Termin hält.

Nun habe ich Ihnen zwar gesagt, warum ich noch nicht geschrieben habe; aber kann ich Ihnen denn nun heute schreiben? Bei Gott nicht; ich muss machen, dass diese Entschuldigung, so wie sie da ist, zur Post kommt. Jette grüsst. Sobald ich das Manuscript meiner Predigten los bin, schreibe ich Ihnen ordentlich. Treiben Sie nur indess den Friedrich zum Plato, und was die Hauptsache ist, Kinder, seid recht glücklich.

37.

Dorothea an A. W. Schlegel in Braunschweig [1]).

[Jena, in der Weihnachtszeit 1800.]

Jena will sich krank lachen; nun denken Sie, wie mir es erst gehet! Paulus, so trocken er ist, und seine Frau, so krank sie ist, sind gleich den Abend bis zwölf Uhr aufgesessen und es war an keinen Schlaf zu denken, bis der liebe Kotzebue zu Grabe geläutet war. Die kleine Caroline [2]) singt und spielt bu bu bu; Philipp wird nicht ermangeln, bu bu bu seinen Kameraden auf dem Markt vorzudeklamiren, wie er es mit dem Merkel-Sonett machte; die Weihnachtspuppen heissen Puseltusel [3]). Kurz, machen

1) In A. W. Schlegel's Briefwechsel auf der Dresdener Bibliothek (Bd. 24 c. Nr. 167) und in Klette's gedrucktem Verzeichniss desselben (Bonn 1868 S. 7) irrthümlich mit Fr. Schlegel's Brief vom 6. April 1801 vereinigt.

2) Sophie Caroline Eleutherie Paulus, in ihrer frühesten Jugend Caroline genannt.

3) Name der Tochter des kamtschadalischen Dorfschulzen Toyon in ‚Kotzebue's Rettung.'

Sie sich gefasst, dass es Ihnen mit Kotzebue so geht wie jenem Wandrer in der Epistel mit ‚Malborough[1]).' Sogar Frommann's können der Lust zu lachen nicht widerstehen; nur freilich schlagen sie immer gleich darauf ein Kreuz wegen der Inhumanität. Es ist auch allerliebst componirt; besonders die ‚Ode' ist eine wahre Parodie. Was Goethe gesagt hat, wird Friedrich Ihnen schreiben.

Seien Sie und Caroline herzlich bedankt für die Besorgung des Caffees und Zuckers. Das Geld soll im Januar ganz gewiss bezahlt werden. Leben Sie wohl, lieber Freund! Dorothea.

[Nachschrift Friedrichs.] Zu Goethe bin ich gleich gegangen, um den Effect recht frisch zu vernehmen. Er hat es durch alle Kategorien gelobt, am meisten das, was ich vor allem liebe, nämlich die ‚Reisebeschreibung.' Es ist noch vieles mündlich darüber zu reden; es sind mir ganz neue Lichter über die Komödie aufgegangen. — Es ist ein Brief von Harburg eingelaufen und ein lächerlicher Beitrag zum ‚Athenäum.' Es muss jemand in der ‚Hamb. Address-Zeit.' witzig haben sein wollen.

Was ist denn das, was Hardenb[erg] noch mehr interessiren würde? Darauf würde ich wohl auch sehr begierig sein. — In höchster Eile.

38.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 17. Januar 1801.

Sie sind wohl so gütig, liebster Freund, und vertheilen die Exemplare. — Ich habe recht gelacht, wie ich

1) „Das Liedchen von Marlborough," schreibt Goethe in seinen Briefen aus Verona (W. 27, 74), „hört man auf allen Strassen." Vgl. dessen II. Röm. Elegie.

das närrische Buch auf Velin sah, und sein zweiter Theil muss sich unterdessen jämmerlich plagen, ehe er an's Tageslicht kommt. Ueber die schönen Sonette habt ihr bösen Menschen auch nicht ein Sterbenswörtchen geschrieben.

Verwirrung in der Gesundheit? Die haben wir auch. Im Beutel? Die haben wir auch. In den bürgerlichen Verhältnissen? Auch daran kann es uns nicht fehlen, und doch sind wir vergnügter, als Sie, unser Freund, es scheinen zu sein; und doch ist es wieder eben dieser Freund, der mich so vorzüglich lehrte, aller dergleichen Verwirrungen ungeachtet und sie vernichtend vergnügt zu sein. Also werde ich glauben müssen, dass doch noch eine andre grössere, tiefere Verwirrung an Ihrer Verdriesslichkeit schuld ist als die gezählten. Was ist Ihnen, lieber Schleyer? O wären Sie hier, könnten Sie mit uns leben! wie ganz anders, wie viel leichter werden einem die Fatalitäten hier zu ertragen als in Berlin! Aber ich verzeihe Ihnen nicht, dass Sie so gar nichts schreiben von dem, was Sie beunruhigt. Erinnern Sie sich, wie Sie mich um Facta quälten. — Wilhelm ist immer noch nicht hier. Er ist ein wunderlicher Mensch, ich werde ihn nie verstehen; ich bin es überzeugt und habe den stärksten Glauben, dass er sehr etwas edeles im innersten Herzen trägt, aber man wird oft sehr irre an ihm. Meines Bedünkens ist er der objektivste Dichter; denn ihn selbst aus seinen Gedichten kennen zu lernen, wird man nie sonst versuchen, dieses müsste denn selbst die Subjektivität darin sein. Eigentlich bin ich ein bischen böse mit ihm — daher alle diese Ausfälle.

Lieber Schleyer, wenn Sie noch etwas auf mich halten, so verlieren Sie sich in keine Recensionsanstalt, und rathen Sie auch dem Friedrich nicht dazu; ich hasse dieses ganze Wesen, und mein nächstes Gedicht soll wo möglich diesen meinen Hass aussprechen. Gestern hat der Ph[ilipp] ein Wort darüber gesagt, das mich herzinniglich

erfreute. Er tobte nämlich im Zimmer umher, und da ich ihm nun deutlich machte, dass, wenn er lärmte, so störte er mich im Arbeiten, und wenn ich schlecht arbeite, so werde ich schlecht recensirt, so fragte er natürlich, was Recensirt sei. Ich sagte ihm, der Hofrath Schütz schriebe eine Zeitung, darin mache er jedem Schande, der ein Buch schreibt, das ihm nicht gefällt, und das nennt man Recensirt. Sei doch gescheut, sagte Ph[ilipp], und gräme Dich darum nicht. Thut das der Hofrath Schütz, so schreibe Du auch eine Zeitung und sage darin, der Hofrath Schütz verstände nichts davon; damit ist die Schande aus. Sagen Sie selbst, ist dies nicht der Inbegriff aller Recensionsanstalten, und kann man gründlicher darüber urtheilen? Eure Conjekturen über den Plato und die Uebersetzung dazu, das ist die beste Recension. Adieu, ich habe heute noch eine Million Briefe zu schreiben.

39.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

Jena, den 16. Februar 1801.

In Friedrichs Namen schreibe ich Ihnen heute, lieber Freund; er ist nicht wohl, hat sein Haupt auf ein Kissen und seine Füsse unter einem Kissen gestreckt und gesteckt und lässt Sie grüssen. Erstlich wartet er sehnlichst auf den ‚Phädrus‘; er muss bald kommen, sonst kann er zu Ostern gar nicht mehr gedruckt werden. Das Anerbieten vom ‚Protagoras‘ nimmt er an. Alles übrige schreibt er Ihnen mit nächster Post. Sie, lieber Schleyer, haben den Friedrich recht im Herzen erfreut mit ihren zwei letzten Briefen. Kommen m ü s s e n Sie aber irgend einmal; unsren Friedrich fesselt das Lesen hier sehr. — Jetzt werden meine Berge bald den Schnee los, das wird eine herrliche Zeit wieder werden; o wenn Sie herkämen und den Früh-

ling sähen! Hardenberg ist wieder in Weissenfels und immer noch krank. Meines Bedünkens wird er auch wohl nicht wieder gesund.

40.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena] den 27. Februar 1801.

Friedrich ist vor der blosen Idee, so viel Briefe schreiben zu müssen, so erschrocken, dass ich ihm das wirkliche Schreiben, nur so viel es angeht, abnehmen will. Sie haben mir recht lange nicht geschrieben, lieber S., sind Sie so ungeheuer fleissig? Wir sind auch fleissig, aber eben nicht ungeheuer. So der rechte stupende Fleiss, der zur Zeit der Hypochondrie noch Mode war, der wäre uns ungemein gesund, aber zu dem kömmt es nicht bei uns. Uebrigens aber geht es uns gut und am Immergrün der Hoffnung fehlt es uns nie. — Ich freue mich ganz unendlich mit dem ‚Herkules Musagetes‘ [1]). Sie wissen, oder wissen Sie nicht, dass diese Elegie den Aufsatz ‚über Lessing‘ in den ‚Charakteristiken und Kritiken‘ beschliessen soll? Ich finde diesen Titel sehr wohl ausgedacht. Wilhelm und Friedrich haben sich darin charakterisirt und alles übrige kritisirt. Aber die Elegie! Sagen Sie mir nur, dass sie Ihnen eben so gefällt, Sie eben so rührt als mich, sonst ärgere ich mich. Ueber die beiden Sonette im ‚Florentin‘ haben Sie ihm so nichts gesagt! Friedrich wird das Dichten immer leichter, dafür aber, soll ich l e i d e r sagen? das eigentliche Arbeiten und alles Geschäft um so schwerer. Nun, es wird ja alles noch leicht werden. —

1) In den ‚Charakteristiken und Kritiken‘ 1, 271—281, in Fr. Schlegel's W. 9, 265. Vgl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten 4, 269.

41.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena] den 16. April [1801].

Auch Sie müssen mein langes Nichtschreiben verzeihen, lieber Schleierm.: es geht uns jetzt so wunderlich, dass alle Freunde und Bekannte abwesend sind, so dass wir mit dem Schreiben kaum herumkommen. Wir leben jetzt so einsam hier wie die Robinsone; der Ritter ist verreist, die Paulus ist verreist; das waren die einzigen, mit denen wir hier so eigentlich lebten, die Flugvisiten sind nicht zu rechnen. Sie haben mir ja recht viel ergötzliches geschrieben über meinen guten Sohn ‚Florentin.‘ Der arme Mann muss sich doch auch wieder viel gefallen lassen, von dem ihm nichts träumte, so lange er noch als Idee spukte. Habe ich ihn in die wirkliche Wirklichkeit bringen müssen, damit er von Merkel gelobt, von Brentano condemnirt wird und die Reichsstadt Hamburg ihn als Bürger anerkennt? — Der zweite Theil sollte zur Messe fertig sein und ist es leider nicht; für meine Poesie war dieser Winter nicht eben glücklich, und seit einigen Wochen ist meine Gesundheit leider sehr schlecht. — Ich muss noch immer daran denken, dass man überall den Dalton [1]) im ‚Florentin‘ erkennen will! Und das so grob, so massiv! Eben so gut könnte man in der Clementine den alten Fasch, im närrischen Oberstwachtmeister den alten Wilknitz und im Grafen den Fürsten Reuss oder Dohna erkennen wollen; denn ungefähr eben so vielen Antheil haben diese Personen an den Charakteren als Dalton an dem des Florentin, und wenn Sie wollen, so will ich Ihnen zu jedem meiner Geister einen Körper anzeigen, den ich irgend einmal passend fand, über die Sie

1) Eduard d'Alton. Vgl. A. W. Schlegel's W. 9, 372; Waitz, Caroline 2, 122; Allg. Deutsche Biographie 1, 372 f.

sich wundern oder auch todtlachen werden; denn manchmal war es wahrhaftig nicht viel mehr als eine Figur, um die Sperlinge wegzuscheuchen, die ich mir ausbildete und der ich einen von meinen ungebornen Geistern gab. Wir haben heute den ersten vollkommen schönen Frühlingstag, ich eile ihn zu geniessen und dabei in Liebe der Abwesenden zu gedenken. —

42.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena] den 15. Juni 1801.

Lieber Freund, es war unsre gute Meinung, Sie sollten von unsrer Miserabilität nicht eher etwas erfahren, bis sie wieder vorüber wäre; dass W[ilhelm] es erzählen würde, darauf war nicht gerechnet. Ja ich war schon wieder einmal hart daran. Ich befand mich schon lange nicht gut, bald an den Zähnen, bald hier, bald dort. Leipzig[1]) mit seiner Kellerluft und seinem Zugwind, die dort vorgefallenen Gespräche und Unterhandlungen mancher Art, die mir innerlich heiss machten, während mich jene äusserlich erkälteten, trugen nicht wenig zum Ausbruch des Uebels bei; dennoch hielt ich mich immer tapfer, bis ich wieder her kam; hier behielt der Böse die Oberhand und ich musste mich geduldig ergeben — *enfin* — das dümmste und schlimmste war, dass Friedrich endlich der Unruhe, den Nachtwachen und nächtlichen Erkältungen erlag und einige Tage sogar im Bette bleiben musste! Wir sind aber nun beide mit starken Schritten auf dem Wege der Besserung, nur wie ‚Rothkäppchens' Grossmutter: „was matt."

Aber wie, wie oft dacht ich an meinen Wächter und Freund in Berlin, wenn ich so deutlich sah, wie Fried-

1) Hier weilte Dorothea im April. Waitz, Caroline 2, 73. 105.

rich sich anstrengte und sich doch von keinem wollte ablösen lassen; Ihnen hätte er aber die Sorge anvertraut. Du gute liebe Jette! wie vermisste ich Dich! Denk Dir nur, dass ich ganz ohne Freundin in dieser Krankheit war; die Paulus ist nicht hier, und einige andre Damen machten mir höfliche Visiten. Ja ja! es ging doch recht gut, sei also ohne Sorge; es ist auch gut, dass man erfahre, was man im Nothfall wohl kann. Verzeiht, lieben Freunde, die wenigen Zeilen, das Schreiben strengt mich doch an, ich bekomme etwas Kopfweh. Behaltet mich lieb, ich grüsse Euch.

43.

Dorothea an Schleiermacher in Berlin.

[Jena, im December 1801.]

Allerliebster Freund und Schleiermacher, diesesmal haben Sie uns wieder einmal Unrecht gethan; wir sind, wie Sie nun wissen werden, ganz und gar nicht durch Ungeschicklichkeit schuld daran, dass Sie in Unruh haben harren müssen, sondern die Posten gehen miserabel, und Sie haben den Brief, den ich schrieb, dass Friedrich nicht den 24. kommen würde, zu spät erhalten, wie Sie nun wohl einsehen werden. Ich schreibe es Ihnen blos noch einmal, damit Sie sich es notiren, uns Unrecht gethan zu haben; es ist für ein andresmal. Nun haben Sie den Friedrich[1]; halten Sie ihn sicher und halten Sie ihn warm. Denken Sie aber auch oft meiner, und lasst mich der Dritte sein, wo Ihr beide versammelt seid. Was werden Sie zu allem dem meinen, was Friedrich Ihnen nun mittheilen wird? Warum kann ich nicht gleich bei Euch sein? Friedrich ist oft zu kurz in seinen Mittheilungen,

1) Traf am 2. December in Berlin ein.

ich bin ganz gewiss recht nothwendig zwischen Euch als Auslegerin und Ergänzerin. —

Brinkmann's Unglück 1) hat mich wahr und wahrhaftig ganz erschüttert! Wie ich es in Ihrem Briefe las, bekam ich auf der Stelle die heftigsten Kopfschmerzen, so sehr bin ich darüber erschrocken. Das ist entsetzlich und ich sehe nicht ein, wie er sich wird trösten können. Wie aber auch in aller Welt mag er der ungetreuen Thetis einen solchen Schatz vertrauen? Kann er sich noch immer nicht überzeugen, dass er von den Damen nichts zu hoffen habe? und weiht er ihnen dennoch immer wieder sein kostbarstes? Der arme Mann! Herzlich bedaure ich ihn! Es ist doch wahr, wenn ich gegen jemand etwas habe, so darf er nur ein Unglück haben, sogleich ist mein Zorn und mein Hass fort, und er selber erscheint mir anders. — Adieu, lieber guter Freund! Seid nur recht vergnügt miteinander, nebeneinander und übereinander. Viele tausend Liebesgrüsse an Jette.

44.

Philipp Veit 2) an Friedrich Schlegel in Berlin.

[Jena im December 1801.]

Guten Morgen, Friedrich! Weisst Du, was mir heute geträumt hat? Du wärst wieder angekommen, da wäre nun die ganze Stadt in Aufruhr, und es würden grosse Feste angestellt, und alle Häuser, alle Bäume, alle Zäune, alles, alles wäre mit grossen, grossen Bildern behängt, mit alten gelehrten Leuten, Cervantes, Meister, und ich weiss nicht mehr alles; und jedes Haus, jeder Baum hatte

1) Der schwedische Diplomat Brinkmann war in Ungnade gefallen, weil er ein Staatsgeheimniss vor Frauen ausgeplaudert hatte. Vgl. dessen Lebensbild in Varnhagen's Vermischten Schriften 3. A. 3, 142.

2) Damals 8 Jahre alt.

wohl 20 Bilder. Die ganze Stadt voller Studenten, man konnte gar nicht durch. Ich, der nicht wusste, was das bedeuten sollte, lief nach Hause und wollte mich erkundigen, was dies sei. Wie ich vor der Thür war, sahest Du und die Mutter schon aus dem Fenster. Ich wollte fragen, aber Mutter winkte mir, ich sollte schweigen. Ich lief wieder fort und begukte die Bilder. Vermehren[1]) hat auch mit grossem Geschrei (Du weisst doch, dass er so sehr schreit, wenn er spricht) die Bilder angesehen und hat auch eben gesagt, dass die Bilder Meister und Cervantes wären. Ich weiss auch noch, wie Meister und Cervantes ausgesehen haben. Meister hatte einen runden Hut mit einer goldenen Schnur, einen rothen Schleier und einen kleinen Säbel; Cervantes aber einen dreieckigen Hut mit grossen goldenen Klunkern daran, ebenfalls einen rothen Schleier, eine eiserne Rüstung und einen langen, langen Säbel. Meine Mutter weckte mich und es war aus. Du musst nur nicht denken, dass ich flunkere, denn es ist alles wahr. Lebe wohl. Grüsse Schleiermacher'n von mir und von der Mutter. Adieu.

45.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Berlin

Jena, 7. December 1801.

Hat der Junge nicht niedlich geträumt, lieber Friedrich? Ich trieb ihn an, dass er es gleich aufschreiben musste, mit denselben Worten, wie er es mir den Morgen gleich hersagte. Es wird dich amüsiren. Ich wollte ihn nichts fragen, damit er nicht Gelegenheit bekäme, sich

1) Am 26. Januar 1802 schrieb derselbe in Philipps Album:
Liebe Deine Mutter, so wirst Du glücklich.
Bilde Deine Anlagen, so wirst Du gross.
Bleibe Der, der Du bist, so wirst Du gut.

etwas zu erfinden, aber ich hätte gern wissen mögen, was er sich unter ‚Meister' vorstellt? Er glaubt gewiss, dass Wilhelm Meister ein berühmter gelehrter Mann sei. Er ist überhaupt heute sehr possierlich. Er war den Morgen wieder gar nicht zur Ernsthaftigkeit zu bringen, und wie ich ihn darüber ausschelte und ihn frage, was er sich nur des Morgens gleich beim Aufwachen denkt, sagt er: „Ach, mein erster Gedanke ist gleich, wie ich es Dir nur verbergen will, dass ich aufgewacht bin." —

Meine Angst, dass Brentano meinen Brief lesen möchte, war ungegründet. Es wäre doch herrlich, wenn das mit Tieck wirklich wahr würde[1])! Brentano hat mir vorgestern sein Lustspiel[2]) vorgelesen. Das könnte gewiss recht gut werden, wenn er sich nun dabei hielt und etwa ein Dutzend solcher Stücke schrieb. Seine Charaktere eignen sich ganz herrlich zu Masken. Nur müsste er sich aufopfern lernen und wohl um die Hälfte abkürzen. Aber es ist recht lustig und komisch.

Heute Nachmittag liest mir Ast seinen Sophokles vor. Darum schreibe ich Vormittag und so kurz: denn ich muss auch noch an Charlotte schreiben, von der ich gestern eine freundliche Einladung erhielt. Meine Stube dort steht schon für mich in Bereitschaft. Ich muss ihr nun antworten, dass ich nicht eher reisen kann, bis Du mir geschrieben. Ueberdies sind auch die Wege jetzt so schlecht. Ach es langweilt mich auch endlich, dass ich nichts von Dir höre und sehe; das ist nun mein vierter Brief. Ich gehe gar nicht aus, das Wetter ist so ganz abscheulich. Vermehren's gehen auch noch nicht aus. Gestern Abend war Ritter wieder hier. Er arbeitet jetzt am

1) Tieck's projectirte Anstellung als Regisseur des Stadttheaters zu Frankfurt a. M. Holtei, Briefe an L. Tieck 1, 94 f. und L. Tieck von Köpke 1, 299.

2) Ponce de Leon. Vgl. Diel-Kreiten 1, 155 ff.

Taschenbuch[1]), das doch wohl zu Ostern oder früher noch fertig werden soll. Herr Pernot ist immer sehr freundschaftlich und besorgt für mich. Er lässt sich Dir *respectueusement* empfehlen.

Schreibe mir nur recht viel, gebe Gott etwas erfreuliches! Was machen denn die Berliner mit Dir? . . . Wenn noch aus Dresden etwas wird und auch unser grosser Plan ausgeführt wird, so ist es besser, wir gehen gleich von Leipzig auf Erfurt und kommen nicht wieder hier her. Es ist kürzer und besserer Weg; ich habe auf der Karte genau nachgesehen. Solltest Du also von Berlin aus gleich nach Dresden gehen, so schreibe mir erst umständlich, welche Bücher und welche Papiere ich nach Paris verpacken und was ich mit den übrigen zu thun habe? Ich werde aber alles übrige auch in Ordnung bringen, damit Vermehren uns ohne Confusion alles nachschicken oder zurückbehalten kann.

46.

Dorothea an L. Tieck in Dresden[2]).

Jena, den 17. December 1801.

Werther Freund! ich bin so frei gewesen, in dieser Sache etwas eigenmächtig zu handeln, worüber ich Sie zuvörderst um Verzeihung bitten muss. Die Sache schien mir auf einmal durch Ihre Zustimmung als ein wirkliches Geschäft, die ich erst als einen blossen Einfall behandelte. Da nun ein Geschäft etwas ehrwürdiges ist, so konnte ich es unmöglich in B[rentano]s Hände geben, sondern ich

1) Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur. Herausgegeben von J. W. Ritter. 2 Bde. Heidelberg 1810.

2) Aus Holtei, Briefe an L. Tieck 3, 345 ff. Vgl. Diel-Kreiten 1, 162 ff.

habe Frommann zu Rathe gezogen, der sich auch der Sache ernstlich und treulich angenommen hat. Ihren Brief an die Direction hat er an einen seiner Correspondenten nach Frankfurt geschickt, der zum Glück ein angesehener Mann und einer der Theater-Directoren ist, auch B. kennt ihn als solchen. Dadurch gewinnt es in den Augen der Frankfurter mehr Solidität, als wenn blos B. sich dafür interessirte; B. hat aber zu gleicher Zeit und wie von selber an seine guten Freunde schreiben müssen, „wie er gehört, Herr Tieck wolle das Amt annehmen, und wie er ihnen Glück dazu wünsche und —“ *enfin* mehr dergleigleichen, dass es Ihnen vielleicht helfen, aber gewiss nicht schaden kann; denn wer weiss, in welchem Ruf B. in seiner Vaterstadt stehet? Ihren Brief habe ich ihm auch nicht gegeben, sondern schicke ihn Ihnen hiermit zurück: denn erstlich machen Sie ihn darin zum Director des Geschäftes, welches er nicht sein soll und nicht sein darf; zweitens hätte er sich durch diesen Brief nach seiner Art berechtigt gefunden, grade zu Goethe zu gehen, um mit diesem sich ein *air* zu geben; das wäre gar nicht zu wünschen gewesen, sondern es hätte Goethe nur aufgebracht und verdriesslich gemacht, denn B. ist jetzt fataler als jemals. Frommann war gestern bei Goethe und er hat ihm gesagt (Goethe nämlich zu F.), dass er Ihnen schon alles selbst geschrieben habe. Einen Brief an die Direction hat er an Frommann nicht gegeben, welches ich eben nicht artig finde. Doch vielleicht erreichen Sie Ihren Zweck auch ohne diesen. Auf Ihren Brief an die Direction habe ich noch Ihre vollständige Adresse gesetzt; Sie werden nun also von ihr direct Antwort erhalten oder auch durch Frommann. An B. schreiben Sie nur einen kurzen freundlichen Dankbrief für sein Andenken; ich habe ihn schon von Ihnen gegrüsst und Sie entschuldigt, dass Sie ihm noch nicht geschrieben; also brauchen Sie ihn weiter nichts zu meliren. Das ist weit besser.

Von Friedrich habe ich meistens nur verdriessliche Briefe, nämlich Briefe, in denen er verdriesslich ist; er hat viele hässliche Geschäfte, und was noch schlimmer ist, er konnte sie noch gar nicht besorgen, weil er seinen Koffer nicht hatte, der auf der Post zu Halle stehen geblieben. Nun hat er ihn aber wohl, und nun erwarte ich mit jedem Posttag ängstlich meine Bestimmung von ihm zu erfahren, wenn ich nach Dresden fahren soll. Es kömmt ganz auf Friedrich an, lieber Freund; ich bin ganz reisefertig und sehne mich sehr von hier fort, wo es mir eben nicht gut geht, besonders seit Friedrich verreist ist; ich wäre so gern bei Ihnen in Dresden! Grüssen Sie doch die Ernst recht sehr von mir und übernehmen Sie meine Entschuldigung, wenn sie wegen meiner Zögerung ungeduldig wird. Ich möchte Ihnen gern alles sagen können, welche innige Freude Sie mir mit dem ‚Octavian' gemacht; Frommann hat ihn mir vorgelesen. Ich danke Ihnen tausendmal dafür. Nie habe ich wieder Ihre ganze Liebenswürdigkeit, die Tiefe und die Glorie Ihrer Kunst und Ihrer Liebe so gefühlt! Nehmen Sie meine Worte so an; ich möchte wohl, ich könnte es Ihnen besser sagen. Die ‚Lebenselemente' [1]) lese ich auch fleissig, und sie öffnen meinen Blick in die Natur und machen mich für jede Ansicht empfänglich. Ich habe schon so viel neues daraus gelernt, mehr als ich sagen kann; ich lese sie alle Tage fast und weiss sie fast auswendig. ‚Das Wasser' lese ich immer mit einer recht frohen frommen Empfindung, auch ‚das Licht'; es sind rechte Offenbarungen. Lachen Sie mich nicht damit aus, lieber Tieck. Sie mögen sonst so viel über mich lachen, als Sie wollen.

Was meinen Sie zu den Gedichten, die Friedrich in

1) Im Musen-Almanach für 1802 von A. W. Schlegel und Tieck.

Vermehren's ‚Almanach' hat? Ist das nicht entzückend und rührend aus den Minnesängern[1]?

Leben Sie recht wohl, seien Sie recht glücklich, und mögen Ihnen doch Ihre Vorsätze und Wünsche alle erfüllt werden.

Ihre ergebene D. Veit.

Viele freundschaftliche Grüsse an Ihre liebe Amalia, und die kleine Dorothea küsse ich.

1) ‚Ein Lied des Heinrich von Veldeck' in Vermehren's Musen-Almanach für das Jahr 1802 und in Fr. Schlegel's W. 9, 117.

Aus Dorothea's Tagebuch.

1. Oft lachen sie mich aus und fühlen sich recht über mich erhaben, wenn ich die schicklichen Worte, die modigen Ausdrücke, mit denen sie so leicht sich alles bezeichnen, zu entbehren scheine: so wie gross, erhaben, modern, antik, gothisch, liebenswürdig, wunderbar, himmlisch, göttlich — — — und mehr. Ach, ich kenne diese Worte ja wohl, es sind Worte! aber ich scheue mich sie zu brauchen. Sie könnten von heute an etwas ganz anders bezeichnen, grade das Gegentheil, und man würde sich gar nicht darüber wundern. Das was man nicht nennen kann, ist ja doch immer das liebste und beste und eigentlich das, was man meint. Warum spricht man denn so viel?

2. Wunderliche Krankheit, in der sie nichts fühlen als ihr Gefühl und nur ihr Denken denken! wie die Maler die keine Landschaft malen können, ohne sich selbst als zeichnende Figur im Vorgrund zu setzen. Sie sehen nur ihre eigne Gestalt in aller Welt, als ob diese Welt hinter ein Spiegelglas gestellt wäre.

3. Gelehrte, Verliebte, Müssige und Mädchen sind unbändig auf Briefe verpicht; Geschäftsleute gar nicht.

4. Nur ein Mensch, der nach einem Freunde sich eben so wie nach einer Freundin sehnt, verdient beide.

Aber es giebt Menschen, die von der Erde gehen, ohne je darüber betrübt oder besorgt gewesen zu sein, dass sie niemand darin geliebt haben.

5. Dass in einem solchen Leben, wo uns nicht blos Thorheiten, sondern auch Schmerzen umzingeln; dass da der Mensch ein nasses Auge bewahren muss für rothe, ein beklommenes Herz für ein blutendes, und eine leise Hand, die den schweren Leidenskelch dem Armen, der ihn leeren muss, trauernd hält und langsam nachhebt! — Und wenn du so bist, so rede und lache, wie du willst; denn die Menschen soll niemand belachen als einer, der sie recht herzlich liebt.

6. Komm, liebe müde Seele, die du etwas zu vergessen hast, entweder einen trüben Tag oder ein überwölktes Jahr oder einen Menschen, der dich kränkt, oder einen, den du liebst, oder eine entlaubte Jugend oder ein ganzes schweres Leben; und du bedrückter Geist, für den die Gegenwart eine Wunde und die Vergangenheit eine Narbe ist, komm und erquicke dich an meiner Dichtung [1])!

7. Ach, du dauerst mich! denn die Wunden, die aufgedeckt werden können, sind nicht tief; der Schmerz, den ein menschenfreundliches Auge finden, eine weiche Hand lindern kann, ist nur klein. Aber der Gram, den der Freund nicht sehen darf, weil er ihn nicht nehmen kann; dieser Gram, der zuweilen im beglückten Auge in Gestalt eines plötzlichen Tropfens aufsteigt, den das weggewandte Angesicht vertilgt, hängt überdeckt schwerer

1) Darunter steht von anderer Hand: „Die Zeigerstange der Dorfuhr rückt blos um Stunden des Hungers und des Schweisses, aber der mit Brillanten besetzte Sekundenzeiger fliegt um öde, durchweinte, verzagende Minuten.“

und schwerer am Herzen und zieht es endlich los und fällt mit ihm unter die heilende Erde hinab.

8. Fange deine Herzenskultur nicht mit dem Anbau der edlen Triebe, sondern mit dem Ausschneiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verwelkt oder ausgezogen, dann richtet sich der edlere Blumenflor von selbst kräftiger in die Höhe. Das tugendhafte Herz wird wie der Körper mehr durch Arbeit als durch gute Nahrung gesund und stark.

9. Im Feldzug gegen die Franzosen machten die Oesterreicher verschiedene Gefangene, davon sich einer zu seinem Vortheil auszeichnete. Er war Gemeiner. Der Erzherzog Carl, der die österreichischen Truppen commandirte, ward aufmerksam auf ihn und frug ihn manches über die französische Armee; er gab auf alle Fragen sehr bescheidene, aber bestimmte und richtige Antworten, redete aber den Erzherzog immer *Citoyen* an. Die umstehenden Offiziere mussten ihren Unwillen, der allerdings sichtbar ward, unterdrücken, da es der Erzherzog geschehen liess. Als der Gefangene drauf weggeführt wurde, konnte sich einer von ihnen, der ihn hinaus begleitete, nicht enthalten, ihn hart deswegen anzulassen. *Gueux!* sagte er ihm, *comment tu as l'impertinence de nommer citoyen l'Archiduc? Pardon*, antwortete der Gefangene, *je sais que le Prince n'est pas citoyen, mais un pauvre prisonnier fait tout pour flatter son vainqueur.*

10. Der kaiserliche Minister . . . sollte mit Buonaparte wegen des Friedens unterhandeln und fing seine Rede damit an: *Monsieur, sa Majesté l'Empereur reconnait la République Française. Monsieur*, unterbrach ihn Buonaparte, *je ne sais pas trop bien si la République reconnait l'Empereur — mais que l'Empereur la reconnaisse*

où non, la République Française ressemble au soleil. Malheur a l'aveugle qui ne le voit pas. N., dem man dies erzählte, sagte darauf: *Quelle bêtise! comme si deux personnes, voulant passer un contrat, commençaient par se dire: Monsieur, j'ai l'honneur de reconnaitre votre existence!*

11. In einer Gesellschaft wurde ein Gedicht sehr schön gefunden; einige andre tadelten es, weil es, wie sie sagten, keine neue Erfindung wäre, sondern es hätte schon ein früherer Dichter denselben Gedanken gehabt. H., die dabei war, sagte, dies ist ein Tadel, der den Dichter, aber nicht das Gedicht trifft, so wie man das Haar einer Person nicht für schön will gelten lassen, sobald es nicht eigenes ist. Irgend einem hat es doch einst angehört!

12. D[orothea] war in einer Gesellschaft lieber Freunde und man freute sich über ihre fröhliche Laune und ihre Munterkeit, da sie doch eigentlich mehr Ursache zur Verstimmtheit gehabt hätte. Meine Stimmung ist, schrieb sie damals an ihre Freundin, wie die einer Bouteille Champagner-Wein, die man Tags vorher aufgemacht hat: stark geschüttelt und mit Zucker bestreut moussirt er wohl noch.

13. Richter[1]) fasst oft die beiden äussersten Enden (seiner Meinung nach) zusammen und glaubt dann das Weltall zu umfassen. — Welches sind denn die äussersten Enden?

14. Friedrich meint, im Richter wäre ausser Sterne auch noch viel Jacobi, in seinen delikaten Missverhältnissen — nur bei weitem ungebildeter. Diese überdelikate Zartheit behandelt Richter doch meistens, besonders bei Frauen, so link und so ohne alle richtige Kenntniss wie

1) Jean Paul.

ein Handwerker, der mit rauhen ungewohnten Händen irgend einen Schmuck oder Kopfputz anfasst, den er nicht gerne verderben möchte: ängstlich, mit zwei Fingern, am äussersten Zipfel. — Der vermischte König im ‚Märchen' von Goethe scheint auf den Richter zu gehen; käm' einmal ein geschäftiges Irrlicht und leckte ihm die Goldadern heraus, so würde er sehr ungeschickt zusammenfallen.

15. . . . dass die alte, halb vernachlässigte, halb strenge und orthodoxe Erziehung besser gewesen sei. — Im Grunde ist alles dies ja nichts weiter als eben das grosse Rad der Zeit. Eins ist so nothwendig als das andre. Jene Erziehung war auch an sich wohl nicht gut; grosse Menschen kamen trotz ihr herauf, neben welchen tausende untergiengen; auch jetzt kommen wieder einige, die alles Uebrige verdunkeln. Viele, die sich damals des Drucks der Kinderjahre erinnerten, glaubten, es dahin bringen zu können, dass er aufhöre, und dass dadurch die Bildung allgemeiner würde. Es war eines Versuchs wohl werth. Jetzt sehen wieder diejenigen, die durch diesen Versuch glauben gelitten zu haben, alles Schädliche dieser Methode ein und finden etwas anders nothwendig; aber ist es billig, dass sie gerade darum das Vorige wieder haben wollen? Es ist ja im ganzen alles eins: das Grosse lässt sich nicht verderben, und das Gemeine kann untergehen, und darum ist es auch recht, dass man den Kindern ihre wenigen Kinderjahre nicht trübt. Es ist aber gut, dass nicht alle so beruhigt darüber sind, es bliebe sonst wohl immer beim Alten.

16. Es ist ordentlich eine Art von Bestimmung, dass die Menschen mit den Eltern und der Erziehung, die sie bekamen, unzufrieden sind! Denn so war es sonst, wo es

doch ganz anders war als jetzt, und so ist es jetzt wieder, trotzdem. Im ganzen scheint die neuere Methode den Instinkt der Thiere unter den Menschen allgemein zu machen: die Alten lieben ihre Jungen mit der grössten Aufopferung, und die Jungen bekümmern sich nicht um die Alten. Bei den Menschen scheint dies sogar im umgekehrten Verhältnisse immer zu steigen.

17. Friedrich glaubt, die Versuche über die Religion, die er schreiben will, werden sich gegen die ‚Reden über die Religion' [1]) ausnehmen wie Cardenio gegen Don Quixote.

18. Wenn man den Roman der Genlis, *Les voeux téméraires*, in einem Strich durchgelesen hat, mit allen ihren Künstlichkeiten und appretirten Tugenden und Delikatessen, so sehnt man sich ordentlich nach ein wenig derber Natürlichkeit, nach einiger Härte, wie man sich nach einer Krankheit, in der man zu Habersuppen verdammt war, nach irgend einer Säure sehnt. — Die Langeweile, die einen wegen der gänzlichen Abwesenheit des Witzes dabei ergreift, abgerechnet, ist das Buch weder so gut, noch so schlecht, als man es findet. Viel Phantasie, aber ohne Blüthe und ohne Frischheit, alles wie im Treibhause getrieben. Viel Kenntniss ihrer Welt, *bon ton*, Galanterie, aber alles geschnürt und im Reifrock. Die Charaktere werden jedesmal erst beschrieben, und dann müssen sich die Menschen in diese Vorschrift einpassen, wie die Probe auf eine Rechnung. Die Heldin, eine völlige Engländerin, flieht die menschliche Gesellschaft mehrere Jahre lang, es wird aber sehr künstlich doch so eingerichtet, dass sie immerwährend gesehen und beobachtet wird; sie ist unaufhörlich von einem ihrer ge-

1) von Schleiermacher.

heimen Anbeter unsichtbar umgeben, der ihre geheimsten Bewegungen, sogar des Nachts in ihrem Zimmer bemerkt. Zwar liegt ihr Zimmer so hoch, dass man von draussen nicht geradezu hineinsehen kann, aber der Liebhaber, der Jahre lang weder schläft noch isst, um in immer veränderten Verkleidungen um das Schloss herum zu schleichen, kann doch wenigstens am Schatten ihrer Gestalt und ihrer langen Haare, der am Plafond sichtbar ist, wahrnehmen, dass sie unruhig auf und abgeht. Auf jedem noch so einsamen Spaziergang muss sie entdeckt und gesehen werden. Diese Eitelkeit ist mit der devotesten Ehrfurcht dargestellt und der Schleier der ausgelassensten Prüderie über sie gehängt. Und welche Prätensionen an die Männer! Es ist naiv, so etwas zu gestehen, als wäre es sehr tugendhaft. Die Darstellung in einzelnen Scenen ist von hinreissender Lebhaftigkeit, wie die am Krankenbett des Lord Clarendon, ihre Unterredung mit ihm bei Entdeckung ihrer Unschuld, die *Contenançe* der versammelten Familie, ihre Phantasie in der Nacht seines Todes u. m. dgl., nur wird der Eindruck durch die ermüdenden Selbstbeobachtungen wieder vermindert. Thränenströme durchwässern das ganze Buch auf eine höchst traurige Art. Alles ist auf ächt Parisisch künstlich darin: Felder und Wälder, Wasser und Brücken, Bauern und Bauernhochzeiten, sogar die Kühe dieser Bauern und die ganze Natur. Unter diesem Gerüst von weltlichen Verhältnissen und kränklichen Delikatessen athmet die Liebe mit grosser Beängstigung und hat kein glückliches Fortkommen. Die moralische Tendenz ist übrigens nur: dass es für einen Mann gefährlich sei, ein Malteser Ritter zu werden, von wegen des Keuschheits-Gelübdes, und dass eine Wittwe sich hüten muss, mit goldnen Buchstaben auf das öffentliche Monument ihres verstorbenen Mannes zu schreiben, dass sie niemals die Frau eines andern wer-

den wolle, weil beide nicht sicher sind, ob es sie nicht einmal gereuen wird [1]).

19. In den alten Romanen blieben die Helden treu und sich selber in ihrer einmal beigelegten Gestalt gleich, während die Begebenheiten unaufhörlich um sie wechselten, und das Schicksal gewaltig mit ihnen spielte. Tausend Gefahren, in die bald ihr Leben, bald ihre Tugend gerieth, überwanden sie durch Hülfe eines wohlthätigen Zauberers oder der unmittelbaren göttlichen Einmischung mit grosser Standhaftigkeit: Schiffbruch, Gefangenschaft, Sturm, Noth und Trennung; sie überstanden heldenmüthig jede Prüfung, und am Ende ward die Tugend glänzend belohnt, das Laster kräftig bestraft. In den beliebten Romanen unsrer Zeit sind die Begebenheiten einfach, ja man dürfte es kaum Begebenheiten nennen — es ist das Leben jedes Standes, mit seinen Mühseligkeiten und seinen Freuden, von denen die Helden jedesmal das Gepräge tragen. Weder Zufall, noch die Vorsehung führt sie in Noth; ihre Verwirrungen entstehen durch den Wechsel in ihrem Innern, sie haben keinen andern Kampf zu kämpfen, als den mit ihren eignen Wünschen, Vorurtheilen, Grundsätzen und Entsagungen und mit den kleinlichen verwirrten Verhältnissen der verfeinerten Welt. Jene waren Dichtungen einer starken Phantasie, diese sind mehr Raisonnement, spitze Ausbildung ihres Gefühls und des Grundsatzes, sich und andre unaufhörlich zu beobachten und jede Handlung bis in ihrem Innersten so lange zu verfolgen, bis die Motive derselben ausgespähet worden.

1) Mit einigen Correkturen abgedruckt im Athen. 2, 322—324 und in A. W. Schlegel's Werken 12, 54 f., dem der Herausgeber Böcking, wie auch Koberstein (4 A. 3, 2237) diese Kritik irrthümlich zuschreiben.

Rousseau und Robertson[1]) sind wohl die Schöpfer dieser Gattung; jedes Urbild aber muss übertroffen werden, wenn es nicht sinken soll. So sind denn auch die meisten nur Abarten von ‚der neuen Heloise,' vom ‚Grandison,' und der ‚Clarissa.' Die Menschenkenntniss ist so tief, so mannichfach und so unausweichbar in ihnen, dass es gar nicht fehlen kann: jeder gebildete oder sich bildende Mensch muss irgendwo in einer dieser Darstellungen der unendlich tiefen und feinen Psychologie sein Inneres aufgedeckt finden und kann sich allda wie in einem Spiegel vollkommen anschauen, ohne die Selbstkenntniss mit eigener Erfahrung erkaufen zu dürfen. Welch ein Vortheil, sein innerstes Gemüth vor dem Richterstuhl der Poesie prüfen zu lassen, anstatt es wie ehemals der strengen Kirche zu eröffnen! Die Jugend wird durch keinen Roman mehr zu phantastischen Ideen hingerissen, sie findet sich vielmehr in jeder Lage, in jeder Situation des ruhigen Lebens, mit einigem Raisonnement und Selbstkenntniss zu irgend einem Ideal erhoben; sie findet allenthalben sich ganz natürlich wieder[2]). Dafür dass unsre Romane etwas bürgerlich sind, darf doch die Mutter die Neigung der Tochter, romantisch zu leben, nicht mehr befürchten. In dem ‚Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1800' ist ein kleiner Roman dieser Art ‚die Frau von vierzig Jahren' von Huber. . . .

20. Nur den Diamant darf man in einer grossen einfachen Fläche schleifen, in der er in eignem gediegenem Glanz leuchtet; seine Festigkeit und Undurchdringlichkeit verwehrt jeder fremden Kraft die Fläche zu ver-

1) Lies Richardson.

2) Bis hierher, theils erweitert, theils verkürzt, in Dorothea's ‚Gespräch über die neuesten Romane der Französinnen' in Fr. Schlegel's Zeitschrift ‚Europa' 1, 2 S. 98 ff. aufgenommen.

letzen und den Glanz zu trüben. Weniger edle Steine müssen facettirt geschliffen werden, damit sie von allen Seiten ein wenig schimmern und nicht durch jede Reibung getrübt werden.

21. Ich kann mich mit allen Schwachheiten aussöhnen, nur zwei ausgenommen; die erste die: keine Schwachheit haben zu wollen, die zweite: keine andre zu dulden. Es sind die Schwachheiten der Despotie und darum die unleidlichsten für einen freien Menschen.

22. Es kam ein Kalbsbraten auf die Tafel, einige fanden ihn zähe und man erlaubte sich Anmerkungen darüber. Wilhelm sagte: Ich glaube es ist kein Kalb, sondern ein wieder kindisch gewordener alter Ochse.

23. Einer rühmte sich, er habe gar viele Freunde, die er oft bewirthe, daher gienge an seinem Tisch viel darauf. Ach, sagte ein andrer, ich kann alle meine Freunde mit einem einzigen Groschenbrod sättigen.

24. In einer schönen Ehe ist es nothwendig, dass die Frau gerade so viel Verstand besitze, um den des Mannes zu verstehen; was darüber ist, ist vom Uebel.

25. Friedrich ist unter den Menschen, was die Orgel unter den Instrumenten.

26. Tieck doch eine Harmonika! Die Orgel öffnet und erhebt die Seele; zur Harmonika muss man die Stimmung mitbringen; auch lassen sich nur wenige Stücke darauf spielen. Friedrich meint aber, das wäre vielmehr Jean Paul, Tieck wäre ein Waldhorn. Er hat auch Recht.

27. Im ‚Florentin' [1]) fehlt Sebastian Bach und überhaupt ganz die alte deutsche Musik; nämlich die reiche Harmonie bei dem Aussparen der Melodie. Die alte italienische, nämlich einfache Ausführung des schönen Gedankens fehlt nicht so ganz. Am allermeisten hat er doch von der Oper ‚Tarare' von Salieri. Unter den Gemälden hat er am meisten von Paul Veronese's Hochzeit zu Cana.

28. Ob mir mein Bestreben wohl gelingen wird, Friedrich sein Geselle zu werden: nämlich das in seinem Sinn auszuführen, was er für mich angelegt?

29. Das wäre ein Zweck! Der andre wäre, mit dem Schreiben so viel verdienen zu können, dass Friedrich nicht mehr für Geld zu schreiben braucht.

30. Bei Friedrich wird die Wirklichkeit zur Poesie, bei Wilhelm aber die Poesie zur Wirklichkeit; daher das Edle im Leben und den Ansichten des ersten und das Verkehrte und Unschickliche in denen des letzten.

31. Wilhelm nimmt alles seiner Natur Fremde in sich auf, wenn es die poetische Probe hält. Von Friedrich aus strömt Poesie über alles Umgebende.

32. Zweierlei Strahlen hat die Sonne: leuchtende und wärmende. Die letzteren theilen sich allen mit, erwecken und beleben und ihre Wirkung bleibt lange zurück. Die ersteren lassen keine Spur zurück, sobald sie selbst verschwunden sind, aber von ihnen kömmt Farbe und Licht. Die wärmenden Strahlen sind die Liebe, die leuchtenden die Phantasie der Natur.

1) Dorothea's unvollendeter Roman.

33. Wenn eitle Frauen nicht länger mit Jugend kokettiren können, so geschieht's mit Alter. Wenn sie lange sich zehn Jahre jünger angegeben haben, so machen sie plötzlich einen Sprung und geben sich zehn Jahre älter an.

34. Ueberall ist Friedrich als tadelsüchtig und ungerecht verrufen; ich weiss niemanden als ihn, der so tief und gross an jeder Sache grade das Gute aufzufinden weiss.

35. Mir ahndet eine rechte Verwandtschaft zwischen den beliebten Panoramen, der ‚Georgique' des Delille und Haydn's ‚Schöpfung;' ich weiss aber nicht worin, denn ich habe die ersten nicht gesehen, die andern nicht gelesen und die dritte nicht gehört.

36. Ich kenne zwei hübsche Frauen, die sich beide sehr schön kleiden, aber auf die verschiedenste Weise. Die eine bekümmert sich eigentlich nicht um die Mode, sondern nur um das Edelste und Kostbarste, und weil sie nichts trägt, als was ihr angemessen ist, so steht ihr alles, was sie trägt, obgleich es nicht allein gegen, sondern vielmehr über die Mode ist; man macht ihr daher alles nach, weil man es in der Mode glaubt, und es kleidet doch andre ganz hässlich. Die andere ist nicht allein sehr bemüht, das zur Mode zu machen, was sie trägt, sie nimmt auch die Moden mit vielem Eifer und Feuer an und bildet sich recht treuherzig jedesmal ein, das zu sein, wovon sie das Costüm trägt, und macht mit dem grössten Ernst die Capriolen und Gesichter dazu: Französin im Caraco, Engländerin mit Hut und Schnürleib, Türkin mit dem Turban, Griechin mit der Tunika u. s. w. Man könnte Friedrich und Wilhelm mit ihnen vergleichen.

37. So wie man von einer schönen Rede sagen kann, sie sei musikalisch, so könnte man Sebastian Bach seine Handstücke beredt nennen.

38. Friedrich hat wahren männlichen Enthusiasmus für das Wahre und Göttliche. Wilhelm kann sich nur engouiren wie eine Frau. Ich weiss kein deutsches Wort dafür.

39. Der Ursprung der Ungleichheit unter den cultivirten Menschen liegt ganz simpel in den beiden Hilfszeitwörtern Sein und Haben.

40. Von dem Augenblick an, dass mir jemand Gefälligkeiten, die er mir erzeigte, vorrückt, fühle ich mich quitt gegen ihn. Es ist das beste Mittel, mich von aller Dankbarkeit zu heilen.

41. Caroline[1]) beurtheilt alle Menschen ganz gleich, nämlich sie hält sie alle für dummer, als sie selbst ist, behandelt sie aber sehr verschieden und in unendlichen Nuancen, ihren Absichten gemäss. Ich hingegen beurtheile die Menschen wieder ebenso verschieden, behandle sie aber alle gleich, das heisst, ich behandle sie gar nicht, ich gehe blos mit ihnen um oder traue ihnen. Da ich niemals Absichten habe, so verwechsle ich das oft und werde betrogen, statt dass Caroline sich immer selbst betrügt. Kurz, wir fehlen beide, sie in der Beurtheilung, ich in der Behandlung, wenn man eigentlich meine gleichmüthige Offenheit ‚Behandlung' nennen will.

42. Man sagt von einigen schlechten Königen, dass

1) Schlegel, geb. Michaelis.

sie liebenswürdige Privatmänner sein würden. Friedrich ist ein schlechter Privatmann, wäre aber ein ausserordentlicher König geworden.

43. Viele Stücke werden nicht ausgepfiffen, weil die Leute vor vielem Gähnen den Mund nicht spitzig machen können.

44. Die N. hatte sich in der Rolle als Maria Stuart zum Nachtheil ihrer Gestalt genau nach dem alten Costüme gekleidet, nur den Kopfputz hatte sie etwas modernisirt gehabt, wie die Zuschauerinnen behaupten wollten. Es ist ein Beweis, sagte Friedrich, dass sie sich eher entschliessen kann, den Leib als den Kopf herzugeben.

45. Man erzählt, Goethe sollte gesagt haben: „Ich weiss wohl, es giebt jetzt einige Leute, die behaupten, Schiller wäre kein Dichter! so lange ich aber lebe, soll sich gewiss niemand unterstehen, es zu sagen.“

46. Kein Wunder, dass die Franzosen sich so leicht wie die Helden des Alterthums vorkommen, da die alten Helden ihrer Dichter und Geschichtschreiber ächte Franzosen sind.

47. D[orothea] sagte, Goethe und Schiller sähen aus ihrer Loge im Weimarer Theater wie die beiden Genien in der Zauberflöte, die sich sorgfältig hüten, dass ihnen die Flamme nicht von den Köpfen fällt.

48. Goethe sowohl als Schiller können sehr leicht in Verlegenheit *vis-à-vis de certaines personnes* gerathen, der ganze Unterschied ist nur, dass Goethe dann höflich, Schiller aber grob wird.

49. Man zieht den Racine dem Corneille vor, weil er vollendet ist; mich dünkt es gereicht dem Corneille zum Ruhm, dass er es nicht ist: Racine ward alles, was aus ihm werden konnte, Corneille hätte weit mehr werden können.

50. So wie jetzt viele ihre Dichtungen „psychologische Gemälde“ oder auch „romantische Gemälde“ nennen, so könnten die Portraitmaler unsrer Zeit ihre Portraite: gemalte Psychologieen oder gemalte Romane nennen.

51. Die Dichter Narcisse? — Nicht alle. Der wahre göttliche Dichter ist Pygmalion. Dieser vergöttert das Werk seiner Kunst und belebt es durch seine Liebe; jener sieht nur sein Bild darin und ist in sich selbst verliebt.

52. „Er verdient es nicht, soviel Talent zu haben,“ sagte D[orothea] von Wilhelm.

53. Ein wunderliches Geschlecht haben die grossen Dichter unsrer Zeit hervorgebracht:

Statt Freud und Leid
Den kalten Neid,
Kein Herz im Leib,
Aller Welt Eitelkeit,
In Thränen eingeweiht.
Arm und Bein gebunden,
Kein Glied oder Sinn gesund
Als die Finger und die Zung'.
Was sie sich sollten zu h a b e n befleissen,
Das wollen sie alles selber s e i n.
Statt sich zu vergnügen am Sonnenschein
Und voller Lust die Wonne saugen ein,
Bilden sich die tauben Narren ein,
Lieber selber die Sonne zu sein.

Verschlösset ihr Priester der Weisheit
Dem blöden Geschlechte doch
Die göttliche Wahrheit!
Sie waren erschaffen
In Demuth zu glauben
An Gott,
Der ausser ihnen waltet.
Sie glauben
Auch jetzt wieder
Eure Lehre
Der eignen Gottheit
In ihnen selber
Und beten nur
Sich selber an.

54. Corneille hatte wirklich eine romantische Ader; diese hat kein Franzose in ihm ahnden können, am wenigsten Voltaire.

55. Für mich ist ‚der Meister' ein Buch, das ich verehre, studire, immer wieder und wieder lese, das mir nicht vom Tisch und nicht aus dem Gedächtniss kömmt, das aber meiner innersten Natur so grade entgegen ist, dass ich wohl sagen muss: Ich verstehe es nicht. G. selber macht mir denselben Eindruck wie ‚der Meister.'

56. Ein grosser Kritiker ist Wilhelm, sagte D[orothea], schade dass er kein Urtheil hat.

57. Genau genommen ist Wilhelm wohl so gross als Friedrich, aber nicht nach Gewicht, sondern nach Mass: was dieser in die Tiefe hat, misst jener in die Breite.

58. Da es nun einmal gegen die bürgerliche Ordnung ist, und es durchaus nicht erlaubt wird, romantische Poesie in das Leben zu führen, so bringt man lieber sein Leben in die romantische Poesie hinein; dagegen kann

keine Polizei und keine Erziehungsanstalt etwas haben. Wenn auch die Romane nun etwas lumpig und alltäglich ausfallen, das thut nichts; desto besser, so kann die Jugend sie lesen ohne Gefahr, auf romantische Ideen zu kommen.

59. Das deutsche Publikum hat doch die Eigenthümlichkeit, dass es Nachahmungen und Copien lieber hat und besser versteht als Originale.

60. Es ist doch nicht möglich, obscöner zu sein als Huber und unmoralischer als Lafontaine; man hält sie aber nicht dafür, weil sie so ehrbare Gesichter schneiden und so gar ehrlich prosaïsch sind.

61. Kirnberger gab einer Dame Unterricht im Klavierspielen und ward oft abgewiesen, weil die Dame ihr Zimmer scheuern liess. Kirnberger ward ungeduldig. „Aber auch ewig scheuern!“ rief er, „wann ist es denn endlich einmal bei ihr rein?“ — Man könnte dies auf manche Leute anwenden, die so entsetzlich viel lernen. Wann werden sie denn etwas wissen? — Am Ende sind diese doch immer noch golden gegen die andern, die alles wissen wollen, ohne es zu lernen. Das wäre dann wieder ein Unterscheidungszeichen zwischen Dummen und Narren.

62. Seine Eigenthümlichkeit nicht verläugnen, nach seinem eignen Gemüth und Gewissen leben, ist unanständig und arrogant, als wenn man auf einer Maskerade ohne Maske erscheinen wollte.

63. Goethe's ‚Faust‘ ist kein Fragment, sondern Fragmente.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

64. Wie mag wohl die christliche Tugend der Demuth sich mit dem Glauben an Unsterblichkeit vertragen, da dieser doch eine grosse Arroganz ist? — Aber Gottes Barmherzigkeit ist unendlich.

65. Von den Abgüssen in Dresden.

Castor und Pollux. Göttliche Darstellung der männlichen Freundschaft, der Verbrüderung, der gemeinschaftlichen Weihe, des Ewigen. Das schönste harmonische Gedicht.

Laokoon. Eine grosse Tragödie, das unbezwingbare Schicksal, das den Unschuldigen mit den Schuldigen ergreift. ‚Alarkos' [1]) ist mit keinem Kunstwerk als mit dem Laokoon zu vergleichen: er ist ein dramatischer Marmor, wie jener eine marmorne Tragödie.

Apollo von Belvedere. Er und die Madonna von Raphael sind von allem, was ich noch gesehen habe, für mich allein eine würdige Darstellung der Gottheit. Keine Spur des Irdischen.

Der sterbende Held. So rührend und wahr, dass es mir bange ward, als ich zurück auf ihn sah, der Schein der Fackel von ihm wich und er nun in seinen Schmerzen und in der Todesnoth allein im Finstern zurückbleiben musste.

Die beiden Ringer. Ein vortreffliches Kunstwerk. Das höchste Studium.

Der todte Patroklus und Ajax. Lebendiger und todter Stein im höchsten Gegensatz.

Ein kleines Mädchen, das mit Würfeln spielt;

Ein Knabe, der sich einen Dorn aus dem Fuss zieht. Lieblich und wahr.

Agrippina. Vortreffliche Lage. Man beneidet ihre Ruhe.

1) Fr. Schlegel's Trauerspiel.

66. Glossen zu J. J. Rousseau's Brief an M. d'Alembert sur le Spectacles.

141). „Le bon emploi du temps rend le temps plus précieux encore; et mieux on le met à profit, moins on en sait trouver à perdre.*

141. L'on croit s'assembler au spectacle, et c'est là que chacun s'isole; c'est là qu' on va oublier ses amis, ses voisins, ses proches, pour s'intéresser à des fables, pour pleurer les malheurs des morts, ou rire aux dépens des vivans.“

Rien de plus vrai, et voilà ce que j'ai toujours sentie au spectacle, ou dans toute autre assemblée dont le but était l'amusement. Chacun était seul, pour voir, pour entendre, chacun ne pensait qu'a sa propre personne, on était là pour son argent; que l'un d'eux devienne malade, qu'il meure, ses plus proches voisins n'y prendront d'autre part, que de le transporter, pour s'en defaire le plus vite que possible, pour ne pas se laisser troubler dans leurs plaisirs, ou dans les sentiments tendres ou heroïques dont ils se laissent toucher dans le même moment. On est vraiment seul, dans la foule.

142. — — „ainsi les combats des gladiateurs, qui sous la république animoient le courage et la valeur des Romains, n'inspiroient sous les Empereurs à la populace de Rome que l'amour du sang et la cruauté: du même objet offert au même peuble en différens temps, il apprit d'abord à mépriser sa vie, et ensuite à se jouer de celle d'autrui.“

Nicht mehr als jede Kraft, die, auf Unkosten aller andern herauf getrieben, zum üppigen Auswuchs wird. Kann es in der Natur liegen, dass die Menschen Mitgefühl für Leiden haben sollen, während sie es selbst ver-

*) Seitenzahl von Bd. 11 der in Zweibrücken (1782) erschienenen *Oeuvres complettes de J. J. Rousseau.*

achten? Was ist denn der Krieg mehr als jene Kampfspiele? — Rousseau's Antithesen sind nicht blos witzelnde Spiele, wie sie oft bei Voltaire es sind — es ist treffender Witz — plötzlicher Blick in sein Inneres und auf die Originalität seiner Ansichten; aber eben ihrer grossen Schönheit halber nur desto blendender; sie führen durch die feinste Sophisterei unvermerkt auf einen ganz andern Weg.

144. *„Il n' y a que la raison qui ne soit bonne à rien sur la scene."*

Und das mit Recht. Das Schauspiel soll menschliche Leidenschaften und Schicksale darstellen. Die Vernunft kann nicht interessiren, so wenig auf dem Theater, als im Leben; sie braucht und verlangt eben als Vernunft kein fremdes Interesse zu erregen.

145. *„Qui est-ce qui doute que sur nos Théâtres la meilleure Piece de Sophocle ne tombât tout-à-plat? On ne sauroit se mettre à la place de gens qui ne nous ressemblent point."*

Liegt hier nicht eine Schiefheit? Es war ja von der Komödie, von Verbesserungen der Sitten und des Geschmacks die Rede, wie kann man hier die Tragödien des Sophocles anführen? Und was das Versetzen betrifft, so sollte es doch auch sogar den Franzosen leichter werden, sich in jenen Menschen des Alterthums als in ihren wunderlichen Helden und Heldinnen wieder zu finden.

147. *„Ne sait-on pas que toutes les passions sont soeurs; qu'une seule suffit pour en exciter mille, et que les combattre l'une par l'autre n'est qu'un moyen de rendre le coeur plus sensible à toutes? Le seul instrument qui serve à les purger est la raison, et j'ai déjà dit que la raison n'avoit nul effet au Théâtre."*

Soll denn das Theater die Leidenschaften des Zuhörers besiegen oder erregen? Keins von beiden: es soll sie nur mit allen ihren Folgen schön und wahr darstellen;

es soll, als Werk der Kunst, die Seele erheben und den Geschmack veredeln. Nur durch die Vernunft kann man die Leidenschaften besiegen; aber nicht durch eine vorgestellte, sondern durch die, die in einem jeden wirklich lebt und die durch Veredlung und Bildung erst herrschend werden kann.

147. — — „mais loin de choisir pour cela les passions qu'il veut nous fair aimer, il est forcé de choisir celles que nous aimons.“

Wieder eine witzige Anthithese, aber ohne Gründlichkeit. Was sind das für Leidenschaften, die wir als Leidenschaften lieben sollen?

150. — — „Je doute que tout homme à qui l'on exposera d'avance les crimes de Phèdre ou de Médée, ne les déteste plus encore au commencement qu'à la fin de la Pièce“

Niemand wird die Verbrechen weniger verabscheuen. Wem erregen sie nicht Schauder bei der Vorstellung? Aber zugleich fühlt man inniges Mitleid mit Phädra und mit Medea. Sollte dies nicht ein sehr wahrer und erhabner Zweck des Künstlers sein? — Hätte man im Leben selbst Gelegenheit, die Entstehung der meisten Verbrechen so wahrzunehmen, so würde nicht die Verabscheuung der That mit dem Mitleiden gegen den Thäter so intolerant verwechselt werden; man würde nicht so oft so hochmüthig vergessen, wie sehr jeder seinen Leidenschaften und wie oft den Umständen oder der Einwirkung des Schicksals unterworfen ist, und dass der Tugendhafteste nicht sicher ist eine That zu begehen oder zu veranlassen, durch die er den Tod auf dem Schaffot verdiente.

154. „La charge ne rend pas les objets haïssables, elle ne les rend que ridicules; et de là résulte un très grand inconvénient, c'est qu'à force de craindre les ridicules, les vices n'effraient plus, et qu'on ne sauroit guérir les prémiers sans fomenter les autres. Pourquoi, direz

vous, supposer cette opposition nécessaire? Pourquoi, Monsieur? Parce que les bons ne tournent point les méchans en dérision, mais les écrasent de leur mépris, et que rien n'est moins plaisant et risible que l'indignation de la vertu. Le ridicule, au contraire, est l'arme favorite du vice. C'est par elle qu'attaquant dans le fond des coeurs le respect qu'on doit à la vertu, il éteint enfin l'amour qu'on lui porte."

Wenn es wahr ist, dass die Lasterhaften sich so fürchten lächerlich zu werden, so würde die Tugend ja wohl thun, die Verachtung etwas fahren zu lassen und lieber die Waffen zu ergreifen, durch die allein es vielleicht zu bessern ist. Wie kann der Tugendhafte immer mit seiner Verachtung ecrasiren wollen? Und wenn nur das Laster — nicht die Tugend — die Furcht vor dem „Lächerlichwerden" hat, wie kann sie dadurch im Herzen des. Tugendhaften verlöscht werden? Es muss doch eine schwache Tugend sein, die sich durch Waffen besiegen ässt, die sie verachtet! —

155. — — „Ainsi jamais ils ne sont à sa mesure, et toujours nous voyons au Théâtre d'autres êtres que nos semblables."

Daher also die Iffland'schen Charaktere. Was würde Rousseau sagen, wenn er seine Idee so realisirt sähe, wenn er unser jetziges Theater kännte!

163. „Si le Grecs supportoient de pareils Spectacles, c'étoit comme leur représentant des antiquités nationales, qui couroient de tout temps parmi le peuple, qu'ils avoient leurs raisons pour se rappeller sans cesse, et dont l'odieux même entroit dans leurs vues."

Supportoient! Den Griechen war ihr Theater heilig, sie fanden da ihre Götter, ihre Helden und Menschen, ihre Sitten und die Sitten ihrer Vorzeit. Rousseau spricht auch mit einem *air de superiorité* von den Alten; ob er wohl den rechten Sinn dafür hatte? In einer An-

merkung sagt Rousseau, seine Gründe wären nicht sowohl die Resultate seines Studiums gewisser Stücke, sondern des Theaters überhaupt; und doch scheint mir sein Raisonnement über einzelne Stücke und gewisse Dichter vortrefflicher, als da wo er über die Kunst überhaupt spricht. So ist z. B. seine Kritik des Molière in dieser Abhandlung ganz vortrefflich, geistvoll und recht aus der Tiefe und wohl treffender und mehr werth als alles, was er vorher von der Komödie überhaupt sagte. ‚Der Misanthrop' ist ganz vortrefflich, mit echtem kritischem Scharfsinn und wahrer tiefer Menschenkenntniss recensirt; und die Wärme seines eignen Herzens, sein Mitgefühl für fremde Leiden und seine bis zur Schwärmerei gehende Liebe für Wahrheit und sein Hass gegen jede Heuchelei ist durchaus so sichtbar darin, besonders noch in den Charakteristiken des Alcest und des Philint. —

183. — — „*Ils avoient une telle idée de la modestie du Sexe, qu'ils auroient cru manquer aux égards qu'ils lui devoient, de mettre une honnête fille sur la Scene, seulement en représentation.*“

In einer Anmerkung zu dieser Stelle sagt er: in der Tragödie hätten sie eine Ausnahme von dieser Regel gemacht, aus dem Grund, weil sie gern glauben mochten und glauben liessen, dass Frauen von hohem Rang die Schamhaftigkeit ablegen dürften und immer eine Ausnahme von dem Gesetze der Moralität machten. Wie durchaus schief und unwahr ist dieser Grund!

184. „*Un enfant ne sauroit se nourrir de son pain, s'il n'est coupé par sa gouvernante. Voilà l'image de ce qui se passe aux nouvelles Pièces. La Bonne est sur le Théâtre, et les enfans sont dans le Parterre De l'usage antique et du nôtre, je demande lequel est le plus honorable aux femmes, et rend le mieux à leur sexe les vrais respects qui lui sont dûs?*“

Wird hier nicht die vorgestellte Person mit der vorstellenden offenbar verwechselt?

188. „On prétend nous guérir de l'amour par la peinture de ses foiblesses . . .“

Wer hat das wohl gewollt oder unternommen?

192. „Qu'on nous peigne l'amour comme on voudra; il séduit, ou ce n'est pas lui.“

Wer erkennt in diesen Ausfällen gegen die Liebe, deren es in diesem Aufsatz noch bitterere giebt, nicht den Dichter ‚der neuen Heloise‘? Unter welcher traurigen Gestalt mag sich dem armen guten Rousseau wohl immer die Liebe gezeigt haben? Rousseau liebte mit der Einbildungskraft, nicht mit dem Blut und nicht mit dem Herzen, und unglücklicher Weise fand er wohl keine andern Weiber als Coquetten, Intrigantinnen und alberne gemeine Geschöpfe. Warum will denn R. durchaus, dass die Menschen nicht lieben sollen? Alle seine Philosophie wird es nicht beweisen können, dass eine Gesellschaft von Menschen einen Staat bilden könne, ohne sich zu lieben. Was ist strafbar, was ist es nicht in der Liebe? Das Böse, das durch die Liebe geschieht, ist immer relatif, aber die Liebe selbst ist göttlich, nothwendig. Oder meint R., dass es für die Menschen besser wäre, wenn sie wie die Herrnhuter nach dem Loos oder der Nummer ihre Verbindungen schlössen? Freilich hätte die Polizei dann weniger zu thun. Anstatt, wie Rousseau sagt, sich durch das Schauspiel von der Liebe heilen zu lassen, wäre wohl zu wünschen, dass die Menschen sie dort kennen lernten, die sonst leben und sterben, ohne sie gekannt zu haben.

198. „Telle est la simplicité du vrai génie: il n'est ni intrigant ni actif; il ignore le chemin des honneurs et de la fortune, et ne songe point à le chercher; il ne se compare à personne; toutes ses ressources sont en lui seul; insensible aux outrages, et peu sensible aux louanges, s'il se

connoît, il ne s'assigne point sa place, et jouit de lui-même sans s'apprécier."

Sehr fein und wahr bemerkt R. den Unterschied des Grossstädters und des Menschen von Talent, der in einer kleinen Stadt lebt.

Das Gemälde der Lebensart der Montagnards (Seite 199—200) ist erstaunlich reizend. Wer möchte nicht jeden Luxus der grossen Städte gern ewig missen und liebend unter ihnen leben? Aber wer ist nicht überzeugt, dass der menschliche Geist gewiss nicht da stehen bleibt, wenn er erst auf den Weg der Kultur gekommen ist. R. möchte so gern der Kultur ein Ziel gesteckt haben; so ein klein wenig müssen seine Landleute doch verfeinert sein, aber nicht mehr als nöthig ist.

207. „Si nos habitudes naissent de nos propres sentimens dans la retraite, elles naissent de l'opinion d'autrui dans la Société. Quand on ne vit pas en soi, mais dans les autres, ce sont leurs jugemens qui reglent tout; rien ne paroît bon ni désirable aux particuliers que se que le public a jugé tel; et le seul bonheur que la plupart des hommes connoissent, est d'être estimés heureux."

216. „L'opinion, reine du monde, n'est point soumise au pouvoir des Rois; ils sont eux-mêmes ses premiers esclaves."

216. „Les opinions publiques, quoique si difficiles à gouverner, sont pourtant par elles-mêmes très mobiles et changeantes. Le hazard, mille causes fortuites, mille circonstances imprévues font ce que la force et la raison ne sauroient faire; ou plutôt, c'est précisément parce que hazard les dirige, que la force n'y peut rien: comme les dés qui partent de la main, quelque impulsion qu'on leur donne, n'en amenent pas plus aisément le point désiré."

219. „Tite Live dit que les jeux scéniques furent introduits à Rome l'an 390 à l'occasion d'une peste qu'il

s'agissoit d'y faire cesser. Aujourd'hui l'on fermeroit les Théâtres pour le même sujet, et sûrement cela seroit plus raisonnable."

Unmöglich war es R. nicht bekannt, dass das beste Mittel gewisse Epidemien zu verhüten, Freude, Fröhlichkeit und Zerstreuung ist, und wenn auch nicht die Ansteckung ganz verhindert, doch die grässlichen Folgen zum Theil vermindert. Wie konnte er behaupten wollen, die Vorurtheile der jetzigen Zeiten oder die traurige Religionssitte die Häuser der öffentlichen Vergnügungen während solchen Krankheiten zu verschliessen, wäre vernünftiger als die alten römischen!

221. „La Tragédie n'étant d'abord jouée que par des hommes, on ne voyoit point sur leur Théâtre ce mêlange scandaleux d'hommes et de femmes, qui fait des nôtres autant d'écoles de mauvaises moeurs."

Warum sollte denn diese Vermischung überhaupt auf dem Theater skandaleuser sein als in der Welt? und wie soll sie zu den schlechten Sitten beitragen? Wer kennt nicht die Sitte der Griechen, die vielleicht dadurch selbst, dass Männer Weiberrollen spielten, entstand oder umgekehrt die Weiber entbehrlich machte? Ist dies etwa besser, die öffentlichen guten Sitten betreffend?

222. „Enfin leurs Spectacles n'avoient rien de la mesquinerie de ceux d'aujourd'hui. Leurs Théâtres n'etoient point élevés par l'intérêt et par l'avarice; ils n'etoient point renfermés dans d'obscures prisons; leurs Acteurs n'avoient pas besoin de mettre à contribution les Spectateurs, ni de compter du coin de l'oeil les gens qu'ils voyoient passer la porte, pour être sûrs de leur soupé." —

Am zweiten März

1800.

Was lockt beim ersten Strahl der Morgensonne
Den Schlaf vom ruhgewohnten Lager fort?
Was gleiten Thränen mir bei jedem Wort,
Was flüstert, zittert, bebt mit seltner Wonne?

Geheime Kunde
Giebt jeder Laut,
Klingt so vertraut,
Tönt wie von Freundes Munde,
Wird zum Gesang,
So froh und bang. —

Hebt Glück der Gegenwart die Brust
so tief bewegt?
Ist Ahndungs-Sehnen künft'ger Lust
in ihr erregt? —

Erinn'rung ist es, schwebt auf goldnem Strahle
Des Tags herauf, der einst so schön geglänzt.
Das Haupt mit ew'gen Sternen hell umkränzt,
Reicht sie mir lächelnd ihre Sehnsuchtsschale,
Nun freu' ich mich des Tags zum zweiten Male.

Bei Uebersendung des Buchs ‚Sohar' [1]).

Wie lange war ich nicht im Ernst gesonnen,
Mit einem Scherz dies Buch zu übersenden!
Es wollte niemals sich recht schicklich wenden,
Witz und Erfindung waren wie zerronnen.

Nichts war dabei als Zeitverlust gewonnen;
Doch länger soll die Täuschung mich nicht blenden,
Als möchte wohl ein gutes Licht noch spenden,
Worauf mein Kopf sich Tage lang besonnen.

1) Statt der „hebräischen Merkwürdigkeit," welche Dorothea in dem Brief an Schleiermacher vom 17. November 1800 für Paulus „zum Weihnachten" wünschte, überreichte sie ihm das Buch ‚Sohar', den „merkwürdigen" chaldäischen Commentar zum Pentateuch.

Propheten-Ernst und feierliche Würde,
Die sind, so sagt man, immerdar mein eigen,
Weil fremd die leichte Anmuth mir geblieben.

Mich zu befrei'n von jenes Vorwurfs Bürde,
Und dass ich auch den Wink verstand, zu zeigen,
Ward dies Sonett durch Gunst der Kunst geschrieben.

Bei Erblickung der Handschrift eines verstorbenen Freundes [1].

Die theuren Hände, die dies schrieben,
Sie sind in Staub zerfallen schon;
Den Freunden sind die Zeichen blieben,
Er selbst schwebt licht vor Gottes Thron.

Dort wird ihm Seligkeit zum Lohne,
Nach der sein Leben sich gesehnt;
Dort trägt er freudenreich die Krone,
Die seine Liebe stets gewähnt.

Er ging zuerst aus unserm Kreise;
Schliesst ihn, ihr Freunde, näher an!
Wir treffen nach vollbrachter Reise,
Wer's treu gemeint, uns wieder an.

D.

1) Des Dichters Novalis († 25. März 1801). Aus ‚Europa' 1, 1 S. 77.

II. In Paris.

1802—1804.

47.

Dorothea an Schleiermacher in Stolpe.

[Paris, den 21. November 1802.]

Ich habe noch immer nicht gelernt, das was mir angenehm ist, als nothwendig anzusehen, darum bin ich noch immer nicht dazu gekommen, Ihnen zu schreiben. Jetzt aber soll und muss es geschehen; seit einigen Tagen drängt es mich gewaltig, es länger nicht zu verschieben, und so verschiebe ich es auch länger nicht, unbekümmert, wann der Brief fortgeschickt wird; darum werde ich das Datum auch erst beim wirklichen Abgang anmerken. Ich könnte Ihnen sehr viel erzählen, zu viel! Denn wo soll ich anfangen und was erzähle ich zuerst? Es geht mir wie einem, der viel Schulden, viel Ausgaben zu bestreiten hat und der nur eine kleine Summe erhält, mit der er nur einen Theil bestreiten kann; was macht er zuerst? Die Herz hat Ihnen geschrieben, dass es uns hier nicht gefiele. Daran hat sie Recht und doch nicht Recht; denn sie kann es eigentlich nicht wissen, inwiefern es uns gefällt oder nicht. Wir kamen von Dresden, aus den Armen der schwesterlichsten Liebe, verliessen Tieck's, die wir nun erst recht lieb gewonnen haben, die Natur und die Kunst, und kamen nach Paris mit der Erwartung, hier wenigstens einen Theil dieser Herrlichkeiten wiederzufinden. Von der Natur nahmen wir an der Gränze Deutschlands, am göttlichen Rhein, Abschied. Von den

Freunden in Paris, von denen wir so viel gehofft (wir waren in Dresden verwöhnt worden), mussten wir auch bald Abschied nehmen, denn wie sehr hatten wir uns verrechnet! — Dass wir die schönsten Stunden bei den Gemälden und Kunstsachen zubringen, werden Sie sich gewiss denken. Friedrich hält auch hier eine deutsche Vorlesung über deutsche Litteratur; er hat viele Zuhörer, von denen aber nur zwanzig ungefähr bezahlen. Wenn er nicht seinen Saal theuer bezahlen müsste, würde er doch eine hübsche Einnahme haben, denn es bezahlt jeder zwei Carolin, aber so wird wenig Geld dabei gewonnen, aber Friedrich thut es gern, und es wird ihn auch hier in grossen Ruf bringen und sehr bekannt machen. Wer in Paris nur einmal durchgedrungen ist, der ist geborgen. Es sind eine Menge Deutsche hier, und an allen Ecken findet man alte Bekannte. Wir leben fast unter lauter Deutschen, die man hier erst recht schätzen lernt, denn wie dumm die Franzosen sind, das ist unglaublich! Wenn man nichts mit ihnen zu thun hätte, so wäre es ein herrlicher Spass, sie zu sehen und zu hören. Was weiter von uns zu sagen, und wie wir uns tummeln und was wir thun und was wir lassen, siehe das steht geschrieben in der ‚Europa'![1] Wir lassen es uns herzlich sauer werden. Mir reisst oft die Geduld, wenn es manchmal mit aller Anstrengung nicht gehen will, und ich es so gar nicht dahin bringen kann, dass der Friedrich ein paar Jahre sorgenfrei leben und denken könnte! Friedrich zeigt sich aber in dieser sorgenvollen Zeit gross und immer liebenswürdiger; er hat grosse Geduld mit mir und weiss immer einen Trost aufzufinden, der mich beruhigen muss. Täglich fühle ich mich in der Seele mehr und näher an ihn gezogen, und recht fühle ich das Glück mit ihm zu

1) Europa. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von F. Schlegel. 1 und 2 Bd. Frankfurt a. M. 1803.

leben. Wie sehr bedauern wir Sie, lieber Freund, dass Sie noch allein sein müssen! Es ist recht hart: aber auch wie allein sind Sie! und die arme Leonore so allein, die arme Jette so mehr noch als allein, in schlechter Gesellschaft! Welcher Sturmwind hat Euch arme Menschen so auseinander gejagt!

Schelten Sie den Friedrich nicht so wegen des Platos; der arme Mensch thut, was er kann, und mehr, als er sollte. Ihr Herren habt gut reden, die ihr nicht für das tägliche Brod zu sorgen habt und in aller Ruhe ein Stück fertig machet. Frommann hat sehr Unrecht: man thut wohl etwas mehr als seine strenge Pflicht für ein Werk wie dieses, wenn man es nicht für seine Pflicht hielte, den Autor zu hudeln; ich kenne diesen sanften Herrn Frommann! Noch haben die Buchhändler, nach dem Zeugnisse aller, keinen Schaden an Friedrich, und sie könnten ihm wohl einige Freiheit gestatten; er muss sich gar wunderlich drehen; das bedenkt aber keiner von den Herrn, und gewiss ist auch keiner von ihnen, der so viel arbeitet als er, und so wenig davon hat. —

Was meinen Sie zu dem Streit von Wilhelm mit der A. L. Z.? Ich für mein Theil halte es nicht für schicklich, dass er sich so empfindsam mit hineinmischt, es war durchaus Schelling's Sache, sich scharf und trocken und medizinisch zu vertheidigen, wie er medizinisch angegriffen worden ward, ohne alle Sentimentalität[1]). Friedrich ist nicht ganz meiner Meinung, aber ich fürchte, so wie es

1) Nachdem die Jenaer Allg. Litt. Ztg. (1802 Nr. 225) ihre Spalten dem Gerüchte geöffnet, Schelling habe durch medicinische Pfuscherei den frühzeitigen Tod der Auguste Böhmer, der Stieftochter von A. W. Schlegel, verschuldet, veröffentlichte letzterer die Flugschrift ‚Rüge einer in der Jenaer L. Z. begangenen Ehrenschändung.' Vgl. die Note in Schleiermacher's Brfw. 3, 327 und die gegen Schelling sprechende Litteratur in Janssen's Zeit- und Lebensbilder 3 A. 176 f.

jetzt ist, wird wieder ein hässlicher *esclandre* daraus, wobei doch ein jeder, der es liest, denkt, was er will. Warum sind Sie so sehr dagegen, dass Fr. etwas in Vermehren seinen Almanach giebt? Was geht einen die Nachbarschaft in einem Almanach an, es singt jeder sein Lied, und keiner redet mit dem andern oder inkommodirt den andern; man steht ja auf keine Weise für seinen Nachbar. Vermehren verdient es in mehr als einer Rücksicht sehr wohl, dass man sein Unternehmen unterstützt, denn obgleich er ein mittelmässiger Dichter, ist er doch ein guter Redakteur, freut sich mit jedem Beitrag und bezahlt ihn gut und bittet um neue, statt dass man einem Buchhändler sehr viel gute Worte geben muss, eh er einen Almanach von den Schlegel's und Tieck nehmen, und es als eine hohe Gnade anrechnen wird, wenn er es thut. Die Leute kaufen nun einmal lieber einen Almanach von Vermehren und Nöller und Haug[1]) u. s. w. als einen von Schlegel's und Tieck, und diesen Lieblingsdichtern zu Gefallen lesen sie auch gern einmal ein Gedicht von Schlegel; es kömmt so in viele hundert Hände und weckt doch wohl manchen Sinn und erwirbt manchen Freund, anstatt dass ein Almanach, der sich unter seinem Namen ankündigt, aus Opposition weder gelesen noch gekauft wird. — In Goethens und Schiller's Musenalmanach waren genug solcher Leute dabei. Sie bekommen ganz gewiss keinen Buchhändler zu einem zweiten Almanach, während Vermehren seiner immer fortgehen wird. Ich weiss nicht, ob Friedrich wieder etwas darin geben wird, aber ich werde ihm gewiss nicht abrathen. Und wie denn, lieber Freund, seit wann wollt Ihr denn eine Loge machen? Seit wann ist Euer Kreis als geschlossen anzusehen? Mich dünkt wohl, allen die da glauben, wird u. s. w.; man

1) Nöller und Haug lieferten Beiträge zu Vermehren's Musen-Almanach f. d. J. 1802.

sollte nicht so spröde sein, wenn es Menschen giebt, die sich gern an das Gute anschliessen und an dem Guten mit Herzhaftigkeit Theil nehmen wollen. Könnt Ihr die Feinde vertragen, so müsst Ihr Euch auch Freunde erhalten und erwerben können. V. ist ein rechtlicher Mensch und meint es ehrlich mit uns allen und mit der Poesie, besser als er sagen kann, und damit seid zufrieden; er nimmt Euch nichts, aber Ihr könnt ihm vieles geben.

Uebrigens lese ich hier in Paris als ein Gegengift viel in der Bibel — Luther's Uebersetzung. Man ist wohl nicht gescheut, wenn man jemals glaubt, die Bibel hinlänglich gelesen zu haben. Ich lese mit Aufmerksamkeit beide Testamente und finde nach meinem Gefühl selbst das protestantische Christenthum doch reiner und dem katholischen weit vorzuziehen. Dieses hat mir zu viel Aehnlichkeit mit dem alten Judenthum, das ich sehr verabscheue. Der Protestantismus dünkt mich aber ganz die Religion Jesu zu sein und die Religion der Bildung; im Herzen bin ich ganz, soviel ich aus der Bibel verstehen kann, Protestantin; das öffentliche Bekenntniss davon halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nöthig, denn sogar in diesem öffentlichen Bekenntniss liegt mir eine katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit. Genug, dass ich es weiss und es glaube. Haben Sie wohl je das Leben der Madame Guyon [1]) gelesen? Ich las es kürzlich, und es hat mich sehr interessirt, obgleich ich sie unerhört stolz und eitel finde; aber ich verstehe einige Gemälde von christlich-mystischen Sujets durch die Guyon sehr gut, die ich erst gar nicht verstand. Es ist sehr spät und wie Sie an meiner Schrift sehen, bin ich schläfrig. Jetzt fällt mir es erst ein, dass Sie es lächerlich finden werden, dass ich gerade Ihnen dieses Glaubensbekenntniss abgelegt habe. — —

1) *La vie de Mad. de la Mothe-Guyon, écrite par elle-même.*

48.

Dorothea an Schleiermacher in Stolpe.

[Paris 1803.]

Ich wollte, ich könnte mit Ihnen sprechen, theuerster Freund, das heisst, ich hörte Sie sprechen und sagte nichts oder weniges, und Sie wären doch mit mir zufrieden; schreiben aber wird nicht gelingen, es ist mir, als wüsste ich Ihnen gar nichts zu sagen, und doch weiss ich, es ist anders. Wissen Sie noch, lieber S., wie Friedrich nach Dresden gereist war, und Sie im Thiergarten mit mir spazieren gingen und mir zuredeten? Sie wissen vielleicht gar nicht einmal, was Sie mir thaten. Ehe ich Ihnen damals klagte, glaubte ich mich unglücklich wegen Friedrichs Abreise; nachdem Sie mir aber trostreich zugeredet hatten, und ich allein war und mich besann, fand ich, dass ich gar nicht deshalb unglücklich war, sondern dass ich nur geängstet wäre von der Ahndung, dass nun mein Schicksal unwiderruflich beschlossen sei, nicht mehr auszuweichen — welch eine Fülle von Ideen und Entschlüssen und Sorgen kamen in jenem Augenblicke über mich und verdrängten alles Wehklagen! Ohne Ihre Worte, ohne Ihren sanften eindringlichen Trost und Ihr festes Zureden hätt' ich lange mich noch mit den wüsten unnützen Wehklagen herumgetrieben. Wie oft gedachte ich seitdem jener Stunde. —

Wir bleiben in Paris, bis sich uns eine Aussicht zu einem sichern Einkommen zeigt, es sei auch, wo es wolle; Friedrich ist entschlossen, allenthalben hin zu gehen, wo er Ruhe findet, seine Plane auszuführen — allenthalben! Schleiermacher, denken Sie sich etwas für ihn aus, er selber bietet die Hände zu manchem hier, wozu der Entschluss ihm hart ankam; es sind mehrere Dinge eingeleitet, gebe Gott, dass doch nur eins glücklich ausgeführt

wird. Möchte uns doch der Himmel einmal wieder alle zusammenführen wollen! Aber das ist ein Wunsch, der uns nur manchmal leise, ganz leise im Herzen aufkommen darf; bittere Sorgen verdecken wie schwarze Gewitterwolken den blauen Himmel der Wünsche und Hoffnungen in uns. Himmelschreiend ist es, dass Friedrich hier nicht wenigstens ein Jahr lang ungehindert und ungestört studiren kann; welche Schätze wären sein und der ganzen Welt! Aber es will nichts, nichts gelingen; Sie würden jammern, wenn Sie sehen könnten, wie der Arme sich fruchtlos, unnütz bemüht und abarbeitet! Es hat sich in mir die Ueberzeugung festgesetzt, dass ich ihn am Fortkommen hindre, nämlich mein Schicksal war es von jeher, mich quälen zu müssen unter der Disharmonie, die mit mir geboren ward und mich nie verlassen wird, nun muss er auch darunter leiden! Ich glaube gewiss, es wird Friedrich nach meinem Tode recht gut gehn; aber zu jener Disharmonie gehört auch mit dazu, dass ich trotz dieser Ueberzeugung nun doch noch immer fest an der Erde klebe und mich von eitlen Hoffnungen nicht rasch losreissen kann; ich finde noch zu viel Seligkeit im Leben mit Friedrich und mit Ph., aber mit mehr Ruhe sehe ich schon der Abnahme meiner Kräfte zu, und ich reisse kein Mittel mehr an mich wie sonst, um gesund zu werden. Ich denke, ich werde so wie mein Vater sterben, nämlich aus Schwäche, ohne Schmerzen, ein bloses Erlöschen[1]); diese Vorstellung hat weiter nichts bitteres für mich ausser die Trennung meiner geliebten Menschen; diese bedeuten die beiden Thränen, die hier fielen, nicht mich selber, grämen Sie sich also nicht darüber. — —

1) Vgl. den Bericht über Moses Mendelssohn's Tod von dem Hofrath Marcus Herz bei Hensel 1, 34 f.

49.

Dorothea an Simon Veit in Berlin.

Paris, 15. October 1803.

Lieber Veit! Es ist schon sehr lange her, dass ich auch nicht die kleinste Zeile weder von Dir noch von meinem lieben Jonas gesehen habe! Auch die Herz hat nicht geantwortet. Ich weiss nicht einmal, ob sie meinen letzten Brief, den die Gräfin Schlabrendorf besorgte, richtig erhielt? — Dass ich so lange nicht geschrieben, müsstest Du mir nicht übel nehmen und überhaupt nicht so genau mit mir darüber rechnen. Ich schreibe so viel und muss so viel die Feder führen, dass mir es eine lieblichere Erholung gewährt, an meine Freunde zu denken als ihnen zu schreiben. Ueberdies war meine Lage so ungewiss, so trübe, ich wusste selber so wenig, wozu ich mich zu entschliessen hätte, dass ich es für besser hielt, erst diese Zeit abzuwarten, ehe ich wieder etwas von mir hören liesse. Ich war schon entschlossen, Paris zu verlassen, als auf einmal alles eine andre Wendung erhielt. Ich habe Pensionäre bekommen, die theils bei uns wohnen, theils blos den Tisch haben. Seit dieser Woche haben sich wieder drei junge Leute aus Köln [1]) bei uns engagirt zur ganzen Pension, Tisch, Wohnung &c. Uebrigens lassen diese sich von Schlegel ein Pivatissimum über Poesie und Philosophie lesen, das sie sehr gut bezahlen, es sind sehr reiche Leute. Nächst diesen haben wir einen reichen kriegsgefangenen Engländer und einen jungen Hannoveraner, die beide mit Schlegel die orientalischen Sprachen treiben; nächstdem noch eine junge Frau, eine

1) Die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und ihr Freund Bertram. Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 23—27; Unvergessenes von Helmine von Chézy 1, 256 ff. und deren Necrolog Dorothea's in der Augsburger Allg. Ztg. 1839, Beilage Nr. 241.

Deutsche, die mir in der Haushaltung sehr nützlich ist[1]). Unser Haus ist also so besetzt (bei Tische sind auch noch zwei junge Franzosen), dass ich nicht daran denken kann, jetzt weg zu gehen. Wenn die Anstalt so im Gange bleibt, so bin ich sehr gut daran und von allen Sorgen befreit. Uebrigens ist mein Leben und der Aufenthalt in Paris so sehr freudenvoll und nützlich zugleich, dass ich es wohl in der ganzen Welt nicht schöner zu finden hoffen darf. Bis jetzt habe ich also alle Ursache, die Aufopferung meines Vermögens nicht zu bereuen, sondern auch jede Aussicht, es wieder zu ersetzen; man muss nur nicht die Geduld verlieren und hübsch Muth behalten.

— — Gestern habe ich endlich Gelegenheit gefunden, ein Kästchen mit allerlei Kleinigkeiten für Jonas abgehen zu lassen, die ihm hoffentlich richtig überliefert werden. Seit länger als drei Monaten wartet dies Kästchen schon auf Gelegenheit, mitgenommen zu werden. Mein Portrait sollte eigentlich hineingesetzt werden, aber die zwei jungen Maler, die es anfingen, waren nicht glücklich mit der Aehnlichkeit. Endlich entschloss ich mich, es ohne Porträt zu schicken, um den lieben Jungen wieder an mich zu erinnern, an den ich Tag und Nacht denke. Wenn ich einmal einen ordentlichen Maler finde, der mich für weniges oder für gar kein Geld malen will, dass es eine Art hat, so soll es geschehen. In dem Kästchen, das ich gern reicher ausstaffirt hätte, wenn es meine Mittel erlaubten, liegt auch etwas für Dich, das Dir Freude machen wird, nämlich das Zeugniss der Polymathischen Schule[2]) über Philipp sein Wohlverhalten. Das war ein brillanter Tag, für mich sowohl als für ihn! Ich trug ihm auf, es Dir zu beschreiben; er hat es auch ge-

1) Alexander Hamilton, Gottfried Hagemann und Frau von Hastfer (Helmine von Chézy).

2) Vgl. über dieses Institut die von F. Schlegel herausgegebene Zeitschrift ‚Europa' 1, 2 S. 164—167.

than, aber, wie ich gesehen habe, ziemlich confus. Er ist ganz ausserordentlich beim öffentlichen Examen bestanden; er war der Held der ganzen Klasse, dergestalt dass der Director der Schule, Herr Butet, in Gegenwart zweier Gelehrten aus dem *Institut national* und in meiner und mehrerer Eltern Gegenwart sagte: „*Ce jeune homme est un très grand mauvais sujet, il écrase tous les jeunes gens de sa classe, je me vois forcé de l'ôter de là, et de le mettre trois classes au-dessus de la sienne.*“ Er hat also zwei ganze Klassen übersprungen, weil er immer noch zu stark für sie war. Am Tage der öffentlichen Belohnung erhielt er 6 Kränze vom *Préfet de Paris* und die Werke von Racine; nämlich er ward in sechs verschiedenen Fächern gekränzt und jedesmal vom *Préfet* umarmt, wobei die ganze Versammlung immer in ein lautes Beifalljauchzen ausbrach, nach Art der Franzosen, die immer laut applaudiren. Der *Préfet* sagte ihm endlich, als er zum sechstenmal ihn kränzen musste: *Jeune ami, vous paraissez tant de fois, que vraiment je ne vous oublierai jamais!* — Alles war gerührt, alle Mütter drängten sich um mich, alles wünschte mir Glück, sie stellten sich in zwei Reihen, als ich mit ihm zurückging. *Voilà la mère!* hörte ich ein paarmal wispern. Ein alter Mann kam mit seiner sehr hübschen Tochter auf mich los: *Permettez, Madame, que ma fille embrasse Monsieur votre fils; elle en est digne, elle a toujours aussi remporté les prix et l'estime de ses instituteurs et l'amour de ses parents.* Du kannst Dir recht die lebhaften, galanten, empfindlichen Franzosen dabei denken! Das was mich aber am meisten bei dem Spectakel ergötzte, war, dass Philipp unbewusst, still bescheiden, fast beschämt und bleich da stand, während alles über ihn in Lob ausbrach und gerührt war.

Es sind aber närrische Leute, die Franzosen! Alles ist öffentlich, alles ist ein Schauspiel und Lämpchen und Blumen und Musik! — Wenn sich unter den jungen

Deutschen, die sich hier befinden, endlich einer trifft, den ich für Philipps Ausbildung fähig halte, so nehmen wir ihn in's Haus und nehmen Philipp wieder aus der Schule; denn länger als diesen Winter findet er wohl nichts mehr zu erlernen dort. Die Ordnung ist gut, auch die Sitten, aber das Lernen geht sehr langsam. Französisch weiss er so viel, als Noth thut, und spricht und liest es, zum Erstaunen aller Franzosen, wie ein Franzose. Wenn sie vollends hören, dass er sein Deutsch vortrefflich spricht und der erste der Klasse im Lateinischen ist, so wollen die *membres de l'Institut national* aus der Haut fahren. Es wird nicht lange dauern, so machen sie ihn zum *membre!* Es ist aber für einen Deutschen immer noch zu wenig, wenn er etwas mehr weiss als ein *membre de l'Institut national.* Lebe wohl, theurer Freund, und schreibe mir doch einmal.

50.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Köln.

Paris, 2. Mai 1804.

— — Gestern war ich im Tribunat, habe für den Kaiser votiren und Carnot dagegen, ihn allein dagegen sprechen hören. Du wirst seine Rede im Auszuge im *Journal de Paris* von heute, 12 Floréal, finden, sie wird vollständig gedruckt und ich bringe sie Dir mit nach Köln. Meinem Gefühle nach gehörte mehr Muth dazu für das, was Carnot hier that, als dazu gehört, in eine Schlacht zu gehen. Ich erinnere mich lange nicht, ein so lebhaftes Interesse für eine mir eigentlich so fremde Sache empfunden zu haben. Die Stimmung des Volks, das zahlreich sich zudrängte, war merkwürdig genug, aber es durfte nicht laut werden. Carnot sprach mit ernster Freimüthigkeit und stark; wie sehr seine Rede gegen die

andern abstach, die sklavisch immer nur dasselbe wiederholten, das kannst Du Dir denken. Es war zum erstenmal, dass ich eine solche öffentliche Debatte hörte; ich kann Dir unmöglich beschreiben, wie heftig man aufgeregt wird; ich fühlte bestimmt, wie man in einem solchen Moment sich selbst vergisst und Leben und Gut und Blut für die Sache hingiebt; man ist wie im Fieber. — Wunderbares Volk! Wie ich sie so alle ansah, diese Menschen, die gleichsam die Geschichte überlebt haben, fiel mir der jüngste Tag von Tieck [1]) ein, wie alles plötzlich schneller geht, die Jahrszeiten wie die Tagszeiten, alles weit schneller sich dreht und sich verzehrt, bis alles von der gewaltsamen Anstrengung und zu früher Reife verderben muss. Wozu sonst Jahrhunderte gehörten, das haben sie alles während zehn oder zwölf Jahren durchrannt; man wundert sich, sie noch so jung zu sehen, da sie so vieles durchlebt. Mir war wunderbar zu Muthe und noch jetzt bin ich gerührt, wenn ich mich an den kleinen blassen Carnot erinnere, der mit heiserer Stimme, mit kranker Brust so kühne Worte sagte, dass alle Umstehenden davon wie elektrisirt wurden; und er allein und nun alle die andern gegen ihn!

Wie geht es Dir denn, mein bester Mann? Ich denke recht gut, hätte ich nur erst Briefe! Grüsse die Freunde recht herzlich. Ist Bettremmelchen mit dem Zimmer beschäftigt? Paris ist jetzt von Blumen und Blüthen verdeckt und recht hübsch anzusehen. Behalte mich lieb.

1) ‚Das jüngste Gericht.' Eine Vision in Tieck's poet. Journal 1, 1, 221—246.

Aus Dorothea's Tagebuch.

1. Götter, Helden müssen in Marmor abgebildet werden, aber keine Menschen, auch keine Handlung; vielleicht auch keine Leidenschaft; Leiden gewiss nicht. Laokoon ist dem Künstler, dem Alterthumsforscher nützlich, ein Studium wie ein Gewand, eine Büste; aber Statuen waren da, um angebetet zu werden, sie sollten wenigstens nur dazu da sein. Laokoon steht an der Gränze der Malerei, er ist mehr sentimental, mehr romantisch als naïv und antik. Aus eben dem Grunde ist mir der Apoll auch lieber als der Antinous, obgleich dieser vor den Augen des Künstlers eigentlich schöner; aber jener ist ein Gott und dieser ein schöner Mann, ein Boudoir-Stück, sowie die kleine Venus, die auf den Knieen liegt und sich abtrocknet; schön aber irdisch.

2. Die heilige Familie von Luini: Am meisten Aehnlichkeit mit Goethe's Poesie, mit seinem ‚Torquato Tasso', selbst mit seiner ‚Iphigenia.' Hell, hoch, tief, klar, klug, sinnig, fühlend; man kann nicht liebenswürdiger sein.

3. Das Christenthum gehört der Malerei, wie die Mythologie der Plastik. Und die Geschichte? Die indische, die morgenländische Mythologie vielleicht der Poesie? Denn Musik gehört sicherlich dem Christenthum.

4. Die Malerei gehört der Phantasie, die Bildhauerei den Sinnen.

5. Einige wollen, man solle die Kenntniss aller Dinge damit anfangen, dass man sich selber recht kenne; ich denke aber, man thäte besser damit aufzuhören; denn es ist sicher das Allerschwierigste, es gehört kein geringer Grad von Kenntnissen dazu, wenn man sich selber kennen lernen soll, sonst entsteht ein Irrthum, das ist die falsche Meinung von sich selbst oder die Einbildung.

6. Zum Leben gehört, dass man die Welt und alles ausser sich kenne, zum Sterben aber, dass man sich selber kenne, dass man gebildet sei.

7. Sie prätendiren in sich selbst zurück zu gehen: die meisten sind nie aus sich herausgegangen! Sie stehen also stille.

8. Friedrich ist der Gefahr so vieler andrer nicht ausgesetzt, dass sein Geist aus Mangel an Nahrung vertrockne; wohl aber, dass er aus Ueberfluss sich auf sich selbst zurück dränge und ersticke. Er kann drei Menschenalter leben, ehe er den bis zum dreissigsten Jahr gesammelten Reichthum verarbeitet.

9. Sich bilden ist das Streben des Lebens, aber gebildet sein kann man erst, wenn man stirbt. Welche vollkommne Ausbildung kann leben wollen? welche Ausbildung stört nicht das Leben?

10. Schielen ist kein körperlicher, sondern ein wahrer Charakterfehler; und ist es in der Kindheit aus böser Gewohnheit entstanden, so wird es in der Folge Charakterfehler. Warum sollte sich nicht ebenso gut eine

Schiefheit vom Körper dem Geiste eindrücken lassen, wie umgekehrt.

11. Ob Friedrich wohl dahin gelangen wird, sein ganzes Innere und das Wort seiner Ideen auszusprechen? Denn das wäre der höchste Punkt seiner Bildung; und er bildet sich blos, so lange er lebt, er müsste also dann sterben. Die Dichter, welche es gethan haben, sterben auch, entweder wirklich oder sie wiederholen sich, sind also geistig so gut als todt. — Friedrich seine Poesie löst kein Räthsel in unsrer Brust; im Gegentheil er legt uns welche vor, an deren Lösung der Geist sich ewig üben kann. Seine Poesie hat mehr von den zeugenden, wärmenden Strahlen der Sonne, als von den leuchtenden.

12. Jede freiwillige Entbehrung gewährt mir als Zeugniss der innern Kraft und Selbstüberwindung zugleich hohen Genuss. Aber dass ich den Triumph und das Mitleid der Feinde ertragen muss, dass ich diesen meinen Feinden noch täglich Verbindlichkeiten haben muss — ich halte es für einen gemeinen Zug meiner Natur, dass meine Indignation darüber mich nicht zu tödten vermag.

13. Und so will ich denn auch diese Indignation unterdrücken und Herr über sie werden; ich will in Demuth mich den Feinden preisgeben, da das Schicksal nicht will, dass ich siegen soll. Starb nicht der grosse Held verhöhnt von seinen Feinden?

14. Dem Lessing war nichts zu schlecht für seine Kritik.

15. Lessing tadelte die Vermischung des Komischen und Ernsthaften beim Cervantes. Das sind eigentlich französische Grundsätze.

16. Es ist doch unstreitig im ‚Laokoon' von Lessing viel Spiegel- und Wortfechterei. So verwechselt er einigemal Beschreibung mit Nachahmung und quält sich, verschiedene Arten der Nachahmung zu beweisen. Ebenso quält er sich, zu beweisen, dass es dem Dichter erlaubt sei, die zürnende, wüthende Venus darzustellen, aber nicht der bildenden Kunst. Natürlich nicht, die ergrimmte Liebe ist eine Idee, eine Abstraction, durch die willkürlichen Zeichen der Rede von selbst deutlich gemacht, vor Augen gestellt. Die bildende Kunst aber braucht die Darstellung der Person, nicht der Idee. Erschiene uns die Venus wirklich, wie wir sie so wohl in der Abstraction der Dichter kennen, als zürnende Macht, wir würden sie nicht als Venus erkennen; warum sollte man also die Copie ihrer körperlichen Erscheinung dafür erkennen? — Auch ist gewiss nicht, wie Lessing meint, die Erfindung leichter für den Maler oder Bildner als für den Dichter. Der Bildhauer hat die Geschichte des Laokoon nicht erfunden, die hat niemand erfunden, sondern er erfand die Wahrheit in Stellung, Geberde und Gruppirung, welches unendlich mehr Schwierigkeiten hat, da die geringste Unrichtigkeit in der Ausführung oder Darstellung uns stören würde, während wir in der Erzählung uns die ganze Scene willkürlich vorstellen dürfen.

17. Die Eitelkeit ist insofern sehr böse, weil weder Stolz noch Demuth bei ihr stattfinden kann.

18. Es wird viel zu viel gesprochen in der Welt.

19. Je grösser der Einfluss ist, den eine Frau über das Urtheil ihres Mannes hat, desto vorsichtiger sei sie, ihn zu bestimmen, desto gewissenhafter muss sie sein; denn nun hat sie für zweie Rechenschaft abzulegen.

20. Zu einer rechten, ächten Ehe gehört nothwendig, dass die Frau sich auch für die Geschäfte des Mannes interessirt und so viel möglich daran Theil nimmt. Es giebt kein Fach und keinen Stand, in welchem sie dies nicht mit Anstand, ja mit Anmuth zu thun vermöchte. (Männer, die ein Amt bekleiden, wo dies nicht möglich ist, diese müssen nicht heirathen). Es ist die einzige Art, sich auf eine dauerhafte und gründliche Weise die Anhänglichkeit des Mannes und die Herrschaft des Hauses zu versichern. Der letzten muss die Frau gewiss sein, aber nie sich darauf stützen oder Gebrauch davon zum Nachtheil oder zur Vernachlässigung und Erniedrigung des Mannes machen.

21. Man sei erzogen oder erziehe sich erst selber, ehe man andre erziehen will. So müsste man eben auch erst selber glücklich, das heisst mit sich selber einig und zufrieden sein, ehe man es unternehmen sollte, für andre etwas zu thun. Wer sich selber nicht zu helfen weiss, wie sollte der andern helfen können! Man wundre sich also nicht, wenn man so oft, wie man es nennt, Undankbare macht; hätte man auch noch so viel für sie gethan, so bald man es nur halb, nur nothdürftig, mit einem selbst unbefriedigten Gemüth gethan hat, so ist dem andern nur gar schlecht damit geholfen; er wird vielmehr erst jetzt mit dem ganzen Umfange seiner Bedürfnisse recht bekannt, da er diese sonst nur in Masse und wie in unerreichbarer Ferne zu erblicken gewohnt war; er hatte mehr ein dunkles Gefühl als eine bestimmte Ueberzeugung davon, durch diese hat er nun also ein unangenehmes Gefühl mehr und kann also, wenn er wahr ist, nicht sehr dankbar sein. Es ist leider wahr, dass man mit den sogenannten Wohlthaten nur seinem eignen peinigenden Mitleiden eine Güte thun will. Gefälligkeit ist mehr als Wohlthätigkeit.

22. Ergebung in das Schicksal? — Kampf gegen das Schicksal.

23. Endlich kommt man doch dahin, dass man sich mehr für Ideen interessirt als für Menschen — und bei dem mässigsten Grad der Eigenliebe endlich am meisten für seine eigne Idee. — O nur die Liebe rettet uns aus diesem Pfuhl kalter Selbstsucht, eigensinniger Eitelkeit.

24. Die sogenannten Aufklärer halten den Unglauben zu gleicher Zeit für den Stand der Natur und für den Punkt der höchsten Bildung; als ob nicht schon darin der grösste Widerspruch läge! Glauben ist Stand der Kindheit oder der Natur; Verstehen oder Ueberzeugung die höchste Bildung; zwischen beiden steht der Zweifel; positiven Unglauben kann es nicht geben: Unglauben ist nichts, ist Leerheit.

25. Es ist doch kein Mann so gescheut, der sich nicht von Schmeicheleien, und kämen sie auch von einer alten Frau, einnehmen liesse!

26. Man muss alle Menschen ein ganz klein wenig besser behandeln, als sie verdienen; so entwaffnet man sie am leichtesten.

27. Den 1. März 1803 hat Philipp mir feierlich versichert, von nun an in allen Dingen die strengste Ordnung zu halten. — Den 2. März 1803 war Philipp unausstehlich gelaunt und geziert eigensinnig; ich musste ihm eine Strafpredigt halten.

28. Die berühmten *Pensées de Pascal,* sind mir ganz unglaublich trocken und langweilig vorgekommen. Es ist

doch eigentlich nichts so langweilig, als wenn ein Franzose ganz mit sich fertig und zufrieden ist.

29. Es war Sonntag, schönes Frühlingswetter, und auf dem Spaziergang drängte sich die Menge in Paris durcheinander: im schönsten sonntäglichen Anzuge die Bürger, die Eleganten in glänzender Vernachlässigung. Ein Wagen rollte rasch die Querstrasse herauf, den Spaziergang durchkreuzend; alles wich und floh. Ein alter, beinah blinder Bettler wich nicht aus; eine Frau liess in dem Moment, als sie ihn erblickte, den Arm ihres Führers, ergriff den des schmutzigen, auf eine seltne Weise zerlumpten, alten, ekelhaften Bettlers und führte ihn oder vielmehr hob ihn sechs, acht Schritte weit vom Fuhrwege ab. Der Alte war gerettet, noch ehe er seine Gefahr gekannt. *Allez, mon bon homme,* sagte die Frau. Die völlige Anspruchslosigkeit dieser Worte, ihre etwas rauhe Stimme rührten mich fast mehr als die That. Dieselbe — von einer feinen, höchst eleganten, vielleicht schönen oder für schön berühmten Pariserin hätte ganz und gar nicht die Bedeutung als bei jener simpeln Frau, die ohne Bedenken ihrer Regung folgt. Sie war übrigens nicht hässlich, diese Frau, auch nicht alt, aber ohne allen Anspruch auf das Gegentheil; sie war nicht elegant gekleidet, aber geschmackvoll, wohlhabend, beinah reich und mit einer gewissen Tüchtigkeit, von der Klasse, von welcher die verachtenden Eleganten sagen: *qui mettent une chemise blanche deux fois par semaine.* Dies ist grade die beste Klasse in Paris. Im ganzen darf man in Paris von niemand weniger erwarten als von den Leuten, die Aufmerksamkeit erregen oder berühmt sind, es sei durch Reichthum, Schönheit, Verstand, Gelehrsamkeit, ja sogar durch Herzensgüte. In der Regel leisten sie von allem dem grade am wenigsten, für was sie berühmt sind.

30. Die Freiheit des französischen Volks besteht mehr darin, über alles zu reden und sich um alles zu bekümmern als thun zu dürfen, was ihnen gefällt.

31. Was die Sitten betrifft, so ist alles erlaubt, ausgenommen was sie *mauvaise tournure* nennen. Es ist für ein deutsches Auge oft nicht sichtbar, worin der Unterschied einer guten oder schlechten *tournure* liegt.

32. *Liberté?* — Nein; dafür *Libertinage.*

33. Die Frauen haben es hier so weit gebracht mit ihren Prätensionen und den Gesetzen darüber, dass es sogar eine Prätension und zu einem mühseligen Stand geworden ist, keine zu haben. *Une femme à prétention* hat viel zu verantworten, aber sie kann dafür auch Gesetze geben; *une femme sans prétention* hat entsetzlich viel zu beobachten, eh man es ihr nur glaubt.

34. Man legt jetzt nicht mehr sichtbar roth auf; *une paleur intéressante* ist Mode. Sie haben wirklich keine Idee davon, dass durch die Mode die Blässe natürlich aufhört interessant zu sein.

35. A. *Monsieur R. est bien heureux d'avoir une femme, qui fait tant parler d'elle.*

B. *Mais vous ne savez pas, qu'on prépare une chute terrible à Madame R. à son retour de Londres.*

A. *Comment?* —

B. *Oh, c'est que Madame Buonaparte, Madame Louis et ma femme ont résolu, de ne plus porter de queues à leurs robes, et on sait que Madame R. a le pied excessivement grand, elle n'oserait jamais le montrer.*

Es waren zwei ernsthafte, gar nicht junge Männer,

die ich auf der Promenade dieses Gespräch führen hörte. B. war ein Offizier.

36. *Cette foule qui me poursuit, et m'impatiente avec son amour* — sagte Madame R. zur Madame S.; *chère amie, dites-moi, que dois-je faire pour en être quitte?* — *Eh, ma chère,* sagte Madame S., *vous n'avez qu'à parler!*

37. *Est-ce que je n'ai pas plus d'esprit que Buonaparte?* fragte Madame S. an Talleyrand? — *Non, Madame,* sagte dieser, *mais vous avez infiniment plus de courage.*

38. In Paris hört man oft von jemand ein Dutzend Thorheiten und Tollheiten erzählen und zwischen einer jeden ausrufen: *mais il a infiniment d'esprit!* — der Accent auf *infiniment.*

39. Es herrscht in Paris gar nicht der leichte Ton, den man sich so wunderbar vorstellt, sondern sogar der höchste Leichtsinn ist p e d a n t i s c h und gewissen Regeln der Tollheit unterworfen; der nackteste Anzug ist steif; es ist unglaublich, welche Mühe es hier kostet, im *négligé* zu sein.

40. Sie haben hier so wenig eignen Sinn und Originalität des Geschmacks, dass sie die hübscheste Frau ganz gleichgültig ansehen, wenn sie nicht etwa Mode ist. Ich hörte von einer sagen, die ich schön fand: *Madame M., oh, elle était vraiment belle, il n'y a pas encore quatre semaines!* — *Mais comment? elle n'a pas changé depuis, je pense.* — *Non, c'est qu'on ne parle plus d'elle* — *l'embonpoint est de costume dans ce moment!*

41. Bei Gelegenheit der Gemälde-Ausstellung zu Paris sagte einer von der Gesellschaft: Die Einnahme von

Troja muss doch sehr wichtig und interessant gewesen sein, da die Dichter und Maler noch immer ihre *sujets* davon hernehmen.

42. Man glaubt es nicht, bis man es selber sieht, dass die *parvenus* in Paris noch elender sind als die *ci-devant*.

43. Einer fragte mich, als man von den Pariser kritischen Journalen sprach: *Ne trouvez-vous pas la critique des Français sévère? — Sévère? non, Monsieur, mais cruelle!*

44. Den 6. April in Paris getauft und getraut in der schwedischen Kapelle. Am Sonntag Trinitatis, 27. Mai, zu Paris das erste Abendmahl in der schwedischen Kapelle [1]).

45. „Denn ihr wart wie die irrenden Schafe; aber ihr seid neu bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.“ Epistel Petri 1. Kap. 2 V. 25.

„Und dieselbigen muss ich herführen, und sie werden meine Stimme hören und wird eine Heerde und ein Hirt werden.“ Ev. Joh. Kap. 10 V. 16.

46. Carnot hat allein im Senat gegen die Ernennung des Consuls zum Kaiser gestimmt. Ich habe seine Rede gehört, sie war gut und dreist, war aber doch seines Muthes nicht würdig. Es gehört meinem Gefühle nach mehr Muth dazu, seine Stimme allein und unbegleitet und

1) Als Mendelssohn's Tochter führte sie den Namen Brendel und erhielt bei der Taufe die Namen Dorothea Friederike. Die Ehe ward durch Gambs, den Aumonier der schwedischen Kapelle, eingesegnet. Zeugen waren der Schriftsteller Schweighäuser, Kaufmann Gustav Meyer, ein Sohn von Johann Adolph Schlegel und Erdmuthe Hübsch aus Hannover, Helmine Chézy, Frl. v. Klencke &c.

mit der sichern Ueberzeugung des Alleinstehens zu erheben, als dazu gehört, in eine Schlacht zu gehen. Carnot war in meinen Augen sehr gross, unerreichbar.

47. Ich bin ganz überzeugt, dass die berühmte Transfiguration von Raphael am meisten und eigentlich von Giulio Romano ist. Die Frau im Vordergrunde hat sogar bestimmte Aehnlichkeit mit einer Frau auf der Beschneidung von diesem Meister; sowie überhaupt ihre ganze Wendung, ihr Gewand und der Ausdruck in den Köpfen der Apostel ganz in seiner Manier ist. Ich habe von Raphael nichts so Uebertriebenes, so Unchristliches gesehen als diesen Ausdruck und überhaupt dieses ganze Gemälde. Raphaels Geist spricht nicht darin, nicht seine Liebe, seine Süssigkeit. — Ich werde mich aber wohl hüten, es zu sagen.

48. Je öfter ich den Apollo von Belvedere ansehe, je weniger kann ich mich mit der Idee der Antiquare befreunden, dass seine Handlung die Erlegung des Python darstellen soll. Es liegt in der ganzen Figur und in dem ganzen göttlichen Ausdruck des Zorns, der Macht — ohne Anstrengung der Kraft — viel mehr als zu jenem Endzweck gehören würde. Sollte er nicht zur Gruppe der Niobe und auch die Diana offenbar zum Apollo gehören?

Zu einer Volksmelodie [1]).

Und muss es denn so sein?
Soll ich Armer hier verschmachten?
Will denn keiner meiner achten,
Lösen, ach, die herbe Pein?

Der Knabe hier verbannt
Von seiner Freundin süssen,
Muss hart das Glücke büssen,
Das er so schön gekannt.

Brich du armes Herz,
Brich in Lieb' und Schmerz.

Wohl steiget die Sonn' herauf
Und sinket wieder unter;
Die hellen Vöglein munter,
Die fliegen in freiem Lauf.

Ach dann des Abends Schein
Dort an den hohen Mauern,
Muss ich hier einsam trauern,
Der mehret meine Pein.

Lebend sterb' ich so,
Nimmer werd' ich froh.

D.

1) Aus ‚Europa' 1, 1 S. 75.

III. Zeit der Conversion in Köln.

1804—1808.

51.

Philipp an seinen Bruder Jonas Veit in Berlin.

Köln 1804.

Jetzt musst Du nicht mehr Deine Briefe nach Paris schicken, sondern nach Köln. Wir sind sehr glücklich angekommen, und es gefällt mir hier weit besser als in Paris. Der grosse Rhein, die Bilder und überhaupt die ganze Stadt, das ist alles sehr schön und prächtig. Ich habe auch den Dom hier gesehen, das ist das Schönste, was es giebt; auch nur das Inwendige ist so hoch, dass man schwindlich wird, wenn man herauf sieht. Also kannst Du wohl denken, wie hoch er von aussen ist; wenn er fertig geworden wäre, so wäre er fünfhundert Fuss hoch geworden, aber zum Unglücke sind nur ungefähr zweihundert fertig. Der ganze Altar ist von einer einzigen Platte schwarzen Marmors, 16 Fuss lang und 12 breit. Die grossen Leuchter, die erst ganz von Silber waren, sind, seitdem dass die Franzosen hier sind, von Kupfer, aber doch sehr schön. Es sind auch noch kostbare Reliquien da, welche sehr hoch gehalten werden.

Ich habe auch auf dem Rheine ein Floss gesehen. Das ist wirklich wie ein Dorf: es sind Häuser, Bänke und 500 Menschen drauf, und jeden Tag schlachtet man einen ganzen Ochsen. Man hat uns erzählt, dass einmal solch

ein Floss zwischen die grossen Schiffe getrieben ward, die am Ufer sind, und dass es da 50 wie Nussschalen zerknackt hat. — Alles befindet sich recht wohl hier; ich hoffe, dass niemand von Euch krank ist. Adieu, lieber Bruder, schreib mir bald. Philipp.

Mein lieb Väterchen! Ich danke Dir recht sehr, dass Du mir geschrieben hast; es wird nicht sehr lange dauern, so wirst Du einen Brief von mir erhalten. Ich werde jetzt suchen, in einer deutschen Schule den Preis zu erlangen, wie ich es in einer französischen gethan habe. Adieu, lieber Vater, grüsse alle meine kleinen Bekannten. Leb wohl.

52.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg [1]).

Köln, 19. Juni 1804.

.... Friedrich hatte, noch ehe Dein Brief kam, sich schon zu einer Vorlesung [2]) hier verstanden, wozu ihn die vornehmsten und geehrtesten Männer hier einluden. Diese muss er nun halten, sowie noch eine philosophische, die vor einem engern Ausschuss, unsern eigentlichen Freunden hier, zugesagt worden ist.... Wir leben hier unter lauter Freunden, Anhängern und Verehrern von Friedrich.... Die Aufnahme, welche uns widerfährt, ist so ausnehmend ehrenvoll und gutmüthig, wie ich Dir gar nicht genug beschreiben kann... Man hat dieser Stadt in den aufgeklärten Reisebeschreibungen sehr Unrecht gethan. Freilich lassen diese Leute nichts drucken und machen kein Geschrei von sich, sind aber nur um desto mehr werth. Man lebt hier sehr gut und fröhlich ungeachtet des französischen

1) Dieser und die folgenden Briefe an Frau Paulus aus ‚Paulus und seine Zeit‘ von Reichlin-Meldegg 2, 324 ff.

2) über Geschichte der Litteratur. S. Boisserée 1, 28.

Drucks, der härter ist, als man auswärts wohl denkt. . . . Dass der Schleiermacher nicht nach Würzburg gehen kann, ist recht betrübt, denn nun wird er vollends ganz verpreusst; es ist auch Euertwegen sehr schade; er ist ein vortrefflicher Mann und ein wahrer, aufrichtiger Freund, wo er es einmal ist, und dass er ganz der Eurige geworden wäre, daran ist kein Zweifel. Hast Du von Wilhelm nicht erfahren, was er eigentlich gegen mich hat? Denn wenn er mit seiner *ci-devant* Frau[1]) nicht gut steht, so weiss ich vollends nicht, was er von mir haben will. . . .

53.

Dorothea an Simon Veit in Berlin.

Köln, 28. August 1804.

Ich hoffe, Du bist glücklich wieder von Deiner Reise zurück und befindest Dich recht wohl; ich sehe der Nachricht davon mit Ungeduld entgegen. Wir sind immer noch in Köln, wie Du siehst; werden auch wenigstens den Winter über hier bleiben. Köln ist nichts weniger als angenehm oder amusant; aber es ist eine sehr merkwürdige, höchst interessante Stadt durch die Reste der Alterthümer, die hier zu finden sind. Man kann es füglich das deutsche Rom nennen. Es haften wenigstens nicht weniger Erinnerungen merkwürdiger Begebenheiten und Reste der vortrefflichsten einheimischen Kunstwerke an Köln als an der italienischen Hauptstadt. Ewig schade ist es, dass es die Franzosen besitzen, die schändlich mit ihren Provinzstädten umgehen, besonders mit den neu eroberten. Es ist, als ob sie nicht gewiss wären, sie zu behalten, so

1) Caroline, Dorothea's Gegnerin, liess sich 1803 von ihrem Manne A. W. Schlegel scheiden und vermählte sich einen Monat später mit dem Philosophen Schelling. Waitz, Caroline 2, 228—230; Aus Schelling's Leben 1, 255. 449 ff.

sehr drücken und saugen sie. Die armen Einwohner leben in beständigem Jammer, und dies ist hauptsächlich, was den Aufenthalt hier eben nicht besonders angenehm macht, und ohne einen besondern Zweck würde man es nicht leicht zum Aufenthalt wählen. Indessen befinde ich mich hier wohl, da man ungemein viel hier lernen, sehen und hören kann; auch sind wir unter den besten Freunden, überaus wohl aufgenommen und das Leben ist nicht theuer. Auch ist die Nähe der vielen interessanten Orte, wie Düsseldorf, Bonn, Koblenz, Mainz, Crefeld u. s. w., wo[hin] man ohne viele Kosten und sehr angenehm, sowohl zu Wasser als zu Lande reisen kann, etwas sehr erfreuliches. Wäre die Weinerndte so, wie man anfangs den Sommer sich dazu Hoffnung machte, ausgefallen, so wäre das ganz gewiss eine herrliche Sache, in der Weinlese am Rhein zu reisen. Leider ist dazu keine Hoffnung mehr. Doch werden wir auf allen Fall noch einige kleine Rheinreisen machen. Die hiesige Kaufmannschaft ist in Alarm wegen der Aufhebung der hiesigen Stapelgerechtigkeit, wodurch viele Häuser grossen Schaden leiden. Man hofft noch von der Gegenwart des neuen Kaisers, er werde die Erlaubniss zu einem Freihafen geben. Giebt er die nicht, so ist Köln ganz zu Grunde gerichtet und nichts mehr als ein grosses Dorf. Vieles hofft man auch noch von einer Specialschule, die sie hier zu errichten denken, die auf den Fuss einer deutschen Universität soll eingerichtet werden. Es wäre zu wünschen, dass sie zu Stande käme, weil in der ganzen umliegenden Gegend keine Anstalt für die erwachsene Jugend zu finden ist, wo sie die Studien endigen könnte.

Für Philipp ist indessen sehr gesorgt und er lernt viel und brav, so weit es seine Gesundheit erlaubt, die leider immer so ist, dass man ihn nicht viel anstrengen darf. Obgleich es mir ungemein weh thun würde, mich von ihm zu trennen, so weiss ich doch zu gut, was ich

Dir schuldig bin, lieber Veit, um ihn Dir länger vorzuenthalten, als Du mir es zu erlauben für gut findest. Ich werde mich im voraus darauf vorzubereiten und zu fassen suchen, damit ich ihn lasse, sobald Du es ernstlich forderst. Ich werde es nie vergessen, dass Du so gütig warst, ihn mir so lange zu lassen, und bin gewiss, Du wirst es, wenn Du ihn wiedersiehst, nicht zu bereuen haben. Es hat ihm noch nie an nichts gefehlt, weder an Liebe, noch an Sorgfalt, und ich bitte Dich zu bedenken, dass Du ihn, wenn Du ihn auch eine Zeit lang bei Dir zu behalten wünschest, am Ende nirgend besser aufheben kannst als bei uns, da er zum Kaufmann durchaus weder Lust noch Talent hat, und sich all sein Wesen am meisten zum Gelehrtenstande passt. Doch es bleibe alles Deinen Einsichten und Deinem wohlwollenden Herzen zu beurtheilen und zu beschliessen übrig.

Die Herz ist ja wohl auch von ihrer Reise zurück? Was Du mir gutes von ihr schreibst, macht mich sehr erfreut, aber es wundert mich ganz und gar nicht. Ich war von jeher überzeugt, dass sie eine vortreffliche Frau ist, und ich kann nicht unterlassen, mich über die Genugthuung zu freuen, die sie nun über ihre ehemaligen Widersacher haben muss, die alles, was ehemals nicht recht war in ihrem Hause, auf ihre Rechnung schoben[1]). Gott verleih ihr langes Leben, damit sie noch auf dieser Welt sich für die bittren Stunden schadlos halten kann, die sie oft genug erdulden musste. Grüsse sie herzlich von mir. Auch sonst, wen Du von Freunden siehst. Schlegel empfiehlt sich Deinem freundschaftlichen Andenken. Er ist im Begriff, eine Reise nach der Schweiz zu machen, dann geht er wieder auf einige Wochen nach Paris, um die Sakôntala aus der Ursprache zu übersetzen. Ich und

1) Ihr Gatte, der Arzt Marcus Herz, war im Frühjahr 1803 gestorben.

Philipp erwarten ihn alsdann wieder hier, wo sich das Weitere entscheiden wird. Lebe wohl und gedenke mit Deinem gewöhnlichen Wohlwollen Deiner Freundin.

54.

Philipp an seinen Vater Simon Veit in Berlin.

Köln 1804.

Ich gehe jetzt in eine Schule von ungefähr 200 Schülern. Ich will Dir schreiben, was ich darin lerne. Des Morgens von 8 bis 9 Lateinisch, von 9 bis 10 umwechselnd Naturgeschichte oder Rechenkunst, von 10 bis 11 Griechisch und von 11 bis 12 Schreibekunst; übrigens habe ich noch griechische Stunde beim Schlegel. Hier giebt es sehr viele schöne Bilder, welche bei Schuhflickern und Schneidern stecken und da, wo man es gar nicht denkt. Wie hat es Dir denn an dem Harz gefallen? Du musst da sehr viele schöne Sachen gesehen haben. Schlegel will auch eine ähnliche Reise machen, aber nicht nach dem Harz, sondern nach der Schweiz, erstens um seinen Bruder Wilhelm und dann die merkwürdigen und schönen Sachen zu sehen, aber er wird nicht sehr lange da bleiben. Aber wie geht es Dir denn und meinem Bruder Jonas und meinen alten Freunden? Ich kann ihnen nicht einzeln schreiben, weil ich, wie ich Dir gesagt habe, in die Schule gehe und ich also keine Zeit habe. Hier wird der Kaiser Napoleon mit vielen Vorbereitungen erwartet. Man schlägt Nägel in die Bäume, um Lichter dran zu hängen und diese sind alle so theuer geworden, weil man sie alle gekauft hat für die Beleuchtung. Schreibe mir recht bald und grüsse meinen Bruder. Lebe wohl, mein lieber Vater, bleibe mir immer gut.

Dein Dich immer liebender Sohn Philipp.

Ich habe Dir noch vergessen zu schreiben, dass die

Kaiserin in Aachen ist. Der *Maire* giebt sich Mühe, alles recht prächtig scheinen zu lassen, aber es fällt alles so lumpig und so schlecht aus, dass man nicht lassen kann darüber zu lachen. Unter anderm eine Jagd, die man angestellt hat. Nämlich man hat die Hasen acht Tage vorher gefangen, um sie, wenn die Jagd anfangen sollte, loszulassen. Als man sie nun herausnahm, so waren sie von den engen Körben so lahm, dass die Hunde sie gleich zerrissen haben. Die Jagd war also in einer Minute vorbei, und da spielte die Kaiserin mit ihrem Hofe Blindekuh. Ich könnte Dir wohl noch mehr schreiben, aber ich erspare mir es auf einen andern Brief.

55.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 20. September 1804.

Gestern ist unser Friedrich auf ein paar Monate verreist. Er geht nach Genf, um seinen Bruder zu sehen und um die Bekanntschaft der Madame Staël zu machen. Dann geht er nach Paris, und im November hofft er wieder hier zu sein. . . . Die Franzosen lieben überhaupt den Friedrich sehr. Wer von ihnen ihn kennen lernte, der wird ihm gleich gut und gefällig. Man thut das Aeusserste, ihn hier (in Köln) zu fixiren. Sie wollen ihn zum Professor an der hiesigen Secundärschule machen. Gestern, als er eben in den Wagen steigen wollte, bekam er noch ein Billet vom Präsidenten der Schulcommission, der ihm meldete, sie hätten ihn dem Minister in Paris (Fourcroy) vorgeschlagen, unterdessen hätten sie aber einen Brief vom Minister erhalten, worin er der Schulcommission schrieb, sie möchten ihm Schlegel vorschlagen. . . . Auf jeden Fall nimmt er es nur provisorisch an, dass man ihn nämlich, wenn eine Specialschule errichtet wird, zum

Professor an dieser Anstalt macht, bei welcher der Gehalt sich auf 6000 Livres beläuft. Bekömmt er diese Stelle, so bleiben wir allerdings, und das wird sich zwischen hier und einem halben Jahr entscheiden. ... Jetzt bin ich etwas griesgram und eisgrau geworden; ich fürchte, Du wirst Deinen Schimmel lieber haben als mich, wenn Du mich sähest. Wüsst' ich, dass Du in Mainz bist, um den Napoleon zu sehen, und Du kämst nicht ein Bischen den Rhein heruntergeschwommen, ich würde Dir auf ewig gram. Da sei Gott vor, dass Du der heiligen Philosophie entsagtest und ihr feindselig würdest um der Afterphilosophie willen. Sie, die Göttliche, ist ewig und war von Ewigkeit her; aber glaube ja nur nicht, dass unter dem hochmüthigen, streitsüchtigen Pöbel der Messias erwachen wird.... Es giebt keine Weisheit, die nicht schon längst verkündigt worden wäre.... Wer Dir sagt, er habe ein neues System erfunden oder dergleichen, den darfst Du dreist auslachen. Was Plato und Spinoza und Jakob Böhme und die Apostel gelehrt haben, das können sie jetzt umbacken und kneten und in andere Formen giessen; aber etwas neues lehren sie nimmermehr. ... Was in aller Welt will denn Euer Wagner[1]) von Friedrich? Wir hörten hier, er habe ihn ganz grob angegriffen. — Weisst Du nicht, was er will?

56.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 16. October 1804.

Wie danke ich Dir, geliebte, liebende Seele, dass Du mir Deine Empfindung für mich mittheiltest! Ja, ich fühle es und wiederhole es mit Freuden: — Du bist meine er-

1) Der Philosoph Joh. Jak. Wagner in Würzburg.

wählte, gefundene Schwester, und so wie Du, so fühl' auch ich, dass wir im Geiste unzertrennlich sind. . . . Ausser Friedrich's Schwester, Charlotte Ernst, habe ich nie eine Frau geliebt wie Dich. Sie ist eine vortreffliche Frau, aber freilich so verliebt in Dich, wie ich bin, würde sie vielleicht nicht sein; ja recht eigentlich verliebt, ich kann mich oft nach Deinen Augen sehnen, nach dem Ton Deiner Rede, wie ein Verliebter. . . . Von unserm Friedrich hab' ich erst einen Brief aus Coppet. Von der Staël schreibt er gutes. Er meint, sie sei zwar ganz und gar Französin, aber doch von der besten Gattung, die ihm noch vorgekommen sei; sie schiene sinnlich und veränderlich zu sein, aber nicht von der wüsten Coquetterie, die sonst bei ihnen so gewöhnlich ist. Im letztern, glaube ich, irrt der liebe Friedrich. Der ‚Delphine' [1]) nach zu urtheilen, gehört sie zu den Eitelsten der Eiteln. Sie scheint den Wilhelm noch sehr zu lieben, fährt Friedrich fort, obgleich sie in Meinungen und Grundsätzen sehr verschieden von den seinigen ist; denn sie soll voll von französischen Vorurtheilen stecken. Wilhelm soll sanfter geworden sein. Die Staël schreibt dies ihrer Erziehung zu. Friedrich meint aber, es sei weit richtiger dem angenehmen Gefühl seiner günstigen Lage zuzuschreiben. Ist es Dir nicht auch verhasst, wenn die Frauen sich so viel auf die Erziehung ihrer Liebhaber einbilden? Mich dünkt, darin thut die allerunbefangenste Frau das beste. Die Liebe, die nicht an und durch sich selber den Mann bildet, die wird es mit der prächtigsten Absicht gewiss nicht thun. Wie viel Frauen haben nun schon den Wilhelm erzogen? Eigentlich wird er aber nur, wie eine Springfeder, einmal von dieser, dann von jener Seite zusammengedrückt. Hört nun der Druck einmal auf oder

1) Vgl. Dorothea's Kritik über diesen Roman in ‚Europa' 1, 2 S. 88—102.

lässt nach, so fährt die Springfeder wieder ganz natürlich auseinander. Im November wird Friedrich in Paris sein. Oeffentlich Mittheilbares habe ich Dir noch gar nichts zu sagen. Noch ist alles über die Schulen hier und über Friedrichs Anstellung ungewiss. In Paris wird er erst die gewisse Bestimmung von allem erfahren. Es geht mit französischen Anstalten nicht so schnell. Herzlich wünschen wir beide, dass es erst entschieden wäre. Wir sehnen uns nach nichts so sehr als nach einem ruhigen und gewissen Auskommen. Besonders wäre es für Friedrichs Geist und seine Werke sehr erwünscht. Glaube doch nicht, lieber Engel, als ob ich vor dem Werth und der Würde des Goldes keinen Respekt hätte. Kein Mensch in der Welt hat es mehr erkannt als ich, da es mir beständig daran mangelt; aber wenn ich mein auserwähltes Glück, wornach Millionen Frauen sich vergeblich sehnen, nicht erkennen oder weniger schätzen sollte, wäre ich da nicht das undankbarste Geschöpf unter der Sonne? Das Nothwendige, Speis und Trank und reine Wäsche, ein gutes Bett und ein warmes Zimmer, hat uns noch nie gemangelt. . . . In der That, Liebe, war es recht wunderbar, wie uns in grosser, dringender Noth bei irgend einem Bedürfniss plötzlich eine Hülfe kam. . . . Das schönste Glück einer Frau ist mir auf Erden geworden. Keine Macht, kein Geschick kann mir rauben, was ich empfand und erkannte. Ich trage es für die Ewigkeit. Zwei gute Drittheile meines Lebens sind wahrscheinlich vorbei. Ist dieser geringe Theil, der noch zurückbleibt, wohl noch grosser Sorge werth?

57.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 8. December 1804.

Unser Friedrich ist noch in Paris; ich kann ihn erst in einigen Wochen wieder erwarten. Ueber seine Beförderung ist noch immer nichts entschieden, da er keine andere Stelle hier annehmen will, als wenn eine grosse Specialschule oder Universität hier errichtet wird, woran er eben in Paris arbeitet, dass es geschehe. Willst Du indessen in Deine Zeitung einrücken lassen, dass Friedrich Schlegel nach einer Reise an den Rhein, durch einen grossen Theil der Schweiz und einige Provinzen Frankreichs wieder in Paris ist, wo er sich mit dem Studium der morgenländischen Sprachen und besonders mit dem Sanscrit beschäftigt? Friedrich hat sein Urtheil über die Staël doch hernach sehr modificirt und kann ihr die viel zu grossen Prätensionen nicht absprechen; jedoch hat er viel Freundschaft für sie und kann ihr vortreffliches Betragen gegen Wilhelm nicht genug rühmen. Man soll sehr angenehm bei ihr im Hause leben. ... Die Lehrstühle sind in unserer Zeit wahre Marktschreierbuden geworden, und wie unwürdig es ist, von Buchhändlern abzuhängen, das haben wir erfahren. ... Ich habe, seitdem ich Goethe kenne, immer eine Art von Misstrauen gegen ihn gehabt. Man darf ja auch nur den ‚Meister' recht aufmerksam lesen und dabei sich seine Persönlichkeit recht lebhaft vor die Seele bringen, so wird man es ja schon ganz klar finden, wie er eigentlich weit mehr von einem mittelmässigen als von einem hervorstechenden Talente hält, und wie er nur so viel Sinn von den Menschen verlangt, dass sie seine Ideen, aber gerade nur seine Ideen auszuführen im Stande sind, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Er behandelt die Universität wie sein Theater und die Professoren wie

seine Schauspieler, die er dressirt, so Gott will, auch bilden will, aber freilich nicht jeden auf seine Weise, sondern hübsch harmonisch, dass ein jeder für sich eben nicht viel, aber alle zusammen das Kunstwerk bedeutend bedeuten. Dass er den Mittelmässigen jetzt schmeichelt, das muss er nun wohl thun, weil er keine bessern hat. Aber warum er die Guten hat gehen lassen, — das ist es, was wenige verstehen werden, und was mir ganz natürlich bei ihm dünkt. So ist es ihm eben recht. Alt war der alte Herr schon längst, sonst hätte er die ‚Eugenie‘ [1]) nicht dichten können: aber nicht alle, welche alt werden, sind deshalb so veraltet als er. Dazu muss man eben nie recht jung gewesen sein. Geh', er hat kein Gemüth und keine Liebe, und wenn es damit nicht richtig ist, kann alles auf die Länge nicht gut werden. . . . Dass Clemens Brentano nach Berlin zieht, um alte romantische Dichtung zu suchen, ist ein luminöser Gedanke; ich glaube aber, Du hast das erfunden; es ist viel zu excellent, als dass es wirklich geschehen sollte. Das ist ungefähr so, als wenn jemand nach Grönland reisen wollte, um Ananas wachsen zu sehen. Was Du von Fichte's Zweifelssystem sagst, ist sehr gut; es scheint freilich, als ob Zweifel und System einander nicht allein widersprechen, sondern eins das andere aufhebe. . . . Wenn Du sehen könntest, in welcher Einsamkeit und Einförmigkeit ich lebe! Es ist nichts, was so stärkt, so erhebt und eigentlich erfrischt als Einsamkeit, wenn man einsam zu sein versteht, und sie kann ordentlich zur Leidenschaft werden wie die Liebe zur Gesellschaft. . . . Je einsamer ich lebe, desto mehr sehne ich mich darnach. . . . Ich kann es wohl sagen, dass ich auf dem Wege bin, im Herzen recht glücklich, überschwänglich glücklich zu werden. . . . Will es das Schicksal, dass ich noch der äussern Sorge enthoben

1) ‚Die natürliche Tochter.‘

werde, so habe ich dann nichts mehr zu thun, als meine Seligkeit recht inne zu werden und zu sterben. . . . Auch habe ich gehört, Euer Landesherr will den Kindern nichts mehr zum heil. Nikolaus bescheeren lassen. Das nenne ich Aufklärung. Die armen Würmer müssen nun auch schon aufgeklärt sein! Da ist mein Philipp sehr weit zurück. Der hat zum Nikolaus bescheert gekriegt, weil es hier nun einmal so Gebrauch ist — und das Schlimmste ist, er hat sich gefreut damit. Es ist ein unglückliches Kind! Was soll daraus werden? Lebe wohl, geliebte, liebe Seele. Deine alte Dorothea.

58.

Dorothea an Simon Veit in Berlin.

Köln, den 5. Januar 1805.

— — Ich freue mich, von meines Bruders Glück [1]) zu hören. Gott erhalte es ihm! Von der jungen Frau habe ich von jeher sehr viel gutes gehört; dass sie aber, wie Du so ausdrücklich bemerkst, so sehr oekonomisch ist, sollte einem bei dem Sprössling dieser Familie, welche die Oekonomie bis zur Virtuosität gebracht, eher etwas bange machen. Jedoch traue ich darin meines Bruders Genius der Liberalität, der diesen oekonomischen Genius etwas mildern, sowie dieser den ersten etwas einschränken wird, und so wird ja wohl alles ganz harmonisch werden. Dass Jonas hinkömmt, freut mich erstaunt, es ist mir viel, viel lieber als zu dem verhamburgerten Joseph [2]). Da Lea wirklich sehr gescheut und sehr un-

1) Abraham Mendelssohn's Vermählung mit Lea Salomon, aus deren Ehe Felix Mendelssohn-Bartholdy entsprossen. Hensel, die Familie Mendelssohn 1, 72 ff.

2) Dorothea's ältester Bruder, der Gründer des Bankhauses Mendelssohn. Hensel 1, 39.

terrichtet ist, so kann ihre Aufsicht und ihr Umgang nicht anders als ganz vortrefflich auf den lieben Jungen wirken. Was mag ich ihm denn wohl geschrieben haben, das ihn so betrübte? Es thut mir wahrhaftig im Herzen weh.

Für den Philipp nimm noch einmal meinen wärmsten Dank, dass Du Dein unbestrittenes Recht nicht willst mit Gewalt geltend machen. Diese Deine Güte findet alle Dankbarkeit, so lange ich lebe. Da Du mir es so ganz und grossmüthig überlässt, so denke ich so: Unser Aufenthalt hier ist allem Ansehen nach von längerer Dauer; es wird sich nun in einigen Wochen entscheiden, ob auf sehr lange Zeit — gewiss aber auf einige Jahre. Es ist hier vollauf zu thun und die Aufnahme ehrenvoll und vortrefflich. Meine Meinung also ist: Du lässt mir den Philipp so lange ungefähr, als Jonas in Hamburg bleibt. Bis dahin werden Philipps Schulstudien geendigt sein, welcher Schlegel sich erst jetzt recht mit Eifer und Interesse annehmen kann, da Philipp schon so weit ist, dass er einen ordentlichen Autor mit ihm lesen kann. Zu der Zeit also, wenn Jonas zurück zu Dir kömmt, welches doch wohl in zwei bis drei Jahren geschehen wird, dann mache ich selber die Reise mit Philipp zu Dir nach Berlin, oder wohin Du willst, dann habe ich doch zu gleicher Zeit das Glück, meinen Jonas wieder zu sehen. Bis dahin werde ich, wenn ich das Leben erhalte, die Reise sicher mit Lust und Bequemlichkeit machen können, und Du hast dann die beiden Söhne zusammen und kannst den Philipp ein Brodstudium treiben lassen, welches Du nur immer für gut finden wirst für ihn. Auch darüber bin ich ganz Deiner Meinung: er braucht gar nicht zum Gelehrten erzogen zu werden. So viel kann ich Dir sagen, er bleibt sich beständig in seinem Wunsche treu, eine Beschäftigung in der Stille auf dem Lande zu finden; dahin ist seine ganze Phantasie gerichtet, und ich glaube nicht, dass eine andre Beschäftigung und Lebensart ihn jemals glücklich

machen wird. Bist Du also zufrieden, dass er ein botanischer Kunstgärtner etwa oder etwas dem ähnliches werde, so soll er alle Vorkenntnisse erlernen, welche dazu erforderlich sind; sein reichliches Brod findet er als solcher gewiss allenthalben. Doch davon nur beiläufig, es ist zu allem dem noch Zeit. Bist Du mit meinen Gedanken also einstimmig, so danke ich Dir tausend und tausendmal; wünschest Du es aber noch anders, so werde ich mich fügen. Aber Du machst mich recht glücklich, wenn Du es bei meiner Anordnung lässt.

Ich will Philipp anhalten, Dir recht oft zu schreiben. Ob er es aber alle Monate thun wird, dafür kann ich wahrhaftig nicht einstehen. Er hat in der That ziemlich viel zu thun, besonders da wir weit von der Schule ab wohnen. Ueberdies ist er kein grosser Held im Briefschreiben. Doch ist ihm diese Woche ein Meisterstück gelungen. Einer der Professoren gab der Klasse auf, dass jeder einen französischen Neujahrswunsch, an den Professor gerichtet, überreichen sollte. Du musst Dir nur vorstellen, dass die Professoren hier sehr gravitätisch und majestätisch mit schwarzen Talaren und Bareten vom Katheder herunter dociren und werden *Dominus* angeredet; übrigens aber sind es vortreffliche gelehrte Männer. Die Mitschüler, Jungens von 18 bis 20 Jahren, denn er ist in der ersten Classe, machten alle sehr poetische, hochfliegende Neujahrswünsche, worin alle Götter des Olymps paradirten; mein Philipp aber setzt sich hin und schreibt einen Brief ganz *à la* Philipp, ganz wie er Dir oder an Jonas schreibt, höchst kindisch und einfältig, übersetzt aber mit vielem Fleiss seinen sehr gut französisch geschriebenen Brief in gutes Latein und in schönes Deutsch, und so hat er wirklich den Preis über alle jene davongetragen[1]. — Nun, das nenne ich schwatzen. Lebe recht

1) Derselbe lautet: *Monsieur et très honoré Professeur, C'est par ces lignes que je vous rends un témoignage du plus*

wohl, lieber Freund, und gedenke meiner in Freundschaft. Schlegel ist noch in Paris, wird aber in 14 Tagen wieder hier sein. Lebe wohl.

59.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 4. Februar 1805.

Wohl war es eine schwere Ahnung, die mich neulich drückte, als ich Dir schrieb. Anstatt Friedrich, den ich erwartete, kam die Nachricht, dass er zum zweitenmale krank geworden und in grosse Noth gerathen sei und all' sein Reisegeld habe aufzehren müssen. Ich schickte sogleich alles, was ich hatte und was ich habhaft werden konnte; er ist wieder hergestellt und von Paris abgereist. Der Himmel weiss, wie ich ihn wieder sehen werde. Die lange Kränklichkeit, Gram, Noth, die Reise, der harte Winter! — ach Gott, wie wird das werden? Die Sachen stehen übrigens hier vortrefflich. Die Schule wird eingerichtet, die Stellen sind vortrefflich und Friedrich hier in so grossem Ansehen, dass sie beinahe alles auf ihn ankommen lassen. . . . Ich habe mich so rein ausgeplündert

profond respect et de la plus grande confiance que j'ai en vous. Ne dédaignez pas d'accepter cela de la main d'un écolier qui ne vous regarde pas comme un tyran, mais qui vous honore et respecte le plus sincerèment possible, et qui a entrepris de commencer cette année avec une grande application et amour des études. J'espère votre indulgence pour moi, et soyez assuré que je tâcherai toujours et dans toutes les occasions de vous servir. Sachant que le zêle et les bonnes intentions de vos éléves contribuent beaucoup à votre contentement, j'ai voulu d'abord vous assurer de mes sentiments, après quoi je vous souhaite la bonne fête, une santé parfaite, l'accomplissement de tous vos souhaits et toujours des agréables nouvelles pour votre gazette. Votre très adonné P. V[eit] Schlegel.

Folgt die deutsche und die lateinische Uebersetzung. Darunter steht: *La lettre écrite en trois langues a mérité le prix. Lugino.*

für Friedrich, dass ich nun hier in die bitterste Verlegenheit gerathe. Es kann sein, er bringt wieder etwas mit zurück, aber vielleicht auch nicht. . . . Jetzt nehme ich also meine Zuflucht zu Dir, Du hast mir ja so manchesmal aus der Noth geholfen! Und noch dazu bedarf der arme Friedrich Pflege, da er sich, wie ich erfahren, in Paris jämmerlich gequält hat. Hier bin ich allein, kenne keinen Menschen. . . . Schicke mir, so viel Du kannst, oder so wenig Du willst! Muss man nicht weinen, dass ein Mensch, wie Friedrich, sich so jämmerlich quälen muss?

60.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 13. Februar 1805.

Geliebte Paula[1])! Wie thut es mir in der Seele leid, dass ich Dir wahrscheinlich eine sehr unangenehme Empfindung durch meinen letzten Brief und meine Bitte gemacht. Hast Du etwa noch nichts abgeschickt, so wäre es mir sehr lieb; denn ich habe es nicht nöthig. Es hat sich einer der Buchhändler raisonnabel aufgeführt, und ich bin wieder aus der Verlegenheit gezogen. Sei ja nicht böse, dass ich mich in der Bedrängniss so geradezu an Dich wandte, und schreibe mir recht bald, dass Du nicht böse bist. Friedrich erwarte ich nun jeden Tag. Gott im Himmel weiss, wie ich ihn nur sehen werde. . . . Wäre nur Friedrich wieder erst hier! Liest Du denn die ‚Europa‘ nicht, und wie gefällt sie Dir? Schreib' doch! Auf welche Art in der Welt schimpft man jetzt auf Friedrichs Schriften? Hier am Rhein lebt man, wie jenseits des Styx die abgeschiedenen Seelen. Von der Oberwelt ist keine Kunde. . . . Ist es wahr, dass der *célèbre* Jacobi in

1) Paula = Frau von Paulus.

München als Direktor der Akademie angestellt ist? . . . An der Einrichtung der Schule hier wird nun in Paris gearbeitet. Kömmt sie nach unserm Wunsch zu Stande, so sind wir trefflich versorgt; wo aber nicht, so — ist der Himmel noch weiter blau. . . . Ich liebe Dich unendlich und ewig.

61.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 24. März 1805.

Seit 14 Tagen ist Friedrich wieder hier. . . Wie froh ich bin, ihn endlich nun wieder hier zu sehen, kannst Du denken. So können wir doch wenigstens zusammen erwarten, was uns ein gutes oder ein böses Geschick bringen will, und haben nicht ausser der Bangigkeit einer ungewissen Zukunft auch noch die Schmerzen der Trennung zu tragen. . . . Mit der Schule hier ist alles noch im weiten, weiten Felde. Der Himmel weiss noch, wie alles kommen wird; besonders, da sich wieder ein so schwerer Krieg zusammenzieht, darf man wohl kaum hoffen, dass man für die Errichtung einer Schule sorgen wird. Uebrigens wäre das Leben hier in der alten, merkwürdigen, alterthumsreichen, katholischen Stadt Köln, besonders für Friedrich und seine Studien und seine Wirksamkeit, vortrefflich, und ich für mich finde mein Schicksal, meine Bestimmung und mein Glück in Friedrich und nur allein in ihm. Wenn es ihm nur erst besser gehen wollte! Aber nie hat sich wohl im Leben dergleichen widersinniges Schicksal zusammengefunden. Wie kann man so hülflos sein und so geliebt, so berühmt und so gehasst?

62.

Abraham Mendelssohn an Jonas Veit in Berlin.

Hamburg, 26. März 1805.

Ich kann Dir, mein lieber Jonas, heute nur mit wenigen eiligen Worten für Deine sehr schöne Landschaft danken. Sie gefällt mir wirklich überaus und gefällt allen, die sie gesehen; sie ist fleissig und frei gezeichnet, schön sanft gehalten und macht einen angenehmen und gefälligen Effect; sie ist mir ein werthes und erfreuliches Andenken an Dich. Selbst Deine Bescheidenheit, Deinen Namen nicht darunter zu setzen, hat mich gefreut. Das Talent ist im ganzen jetzt sehr selten, aber dafür ist auch die vorlaute Unbescheidenheit desto grösser. Ich freue mich sehr, Dich bald hier zu sehen. Wenn wir nur genug zu thun bekommen, um Dich zu beschäftigen. An eine Wohnung für Dich in unserm Hause haben wir gedacht, und Du findest sie bereit. Ich lasse Lea weiter schreiben und grüsse Dich und Vater freundlichst.

Dein Abraham.

Auch ich, lieber Herr Veit! danke Ihnen herzlich für Ihr schönes, uns sehr erfreuliches Geschenk, das bereits unser Zimmer schmückt. Fahren Sie ja fort, sich ihrem Talent gemäss auszubilden, und geben Sie mir bald wieder Gelegenheit, Ihnen etwas so Hübsches, zierlich und fleissig Gearbeitetes zu verdanken. Auch Ihr Briefchen und die freundliche Erinnerung an mich hat mir viel Vergnügen gemacht. Zur Erkenntlichkeit beschäftige ich mich auch ganz hausmütterlich damit, Sie hier zu empfangen und so viel ich vermag, in jeder Rücksicht für Sie zu sorgen. Nur möchte ich das nicht, sobald ich wünschte, zu thun vermögen, da wir erst im Herbst eine bequeme Wohnung und eigene Wirthschaft einrichten können. Sollte Ihr Herr Vater indess sehr wünschen, Sie schon im Som-

mer hier zu wissen, so würde ich's wohl möglich machen, Sie auch früher zu empfangen. Und wenn Mendelssohn fürchtet, Sie im Comptoir nicht genug beschäftigen zu können, so werde ich Sie fleissig an die Fortsetzung des Zeichnens und der Sprachen, die Sie zu lernen angefangen, erinnern; denke Ihnen auch die Würde eines Vorlesers zu ertheilen — kurz, wir wollen schon suchen uns die Zeit nützlich und auch heiter und angenehm zu vertreiben und recht friedlich mit einander hausen.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater und Herrn Philipp Veit[1]) recht angelegentlich und behalten Sie in gutem Andenken

Ihre ergebene Lea Mendelssohn.

63.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 28. April 1805.

Gestern erst kam Dein Brief vom 19. Es ist herrlich, dass Du Dich so unser annimmst. Friedrich ist ganz Willens, Eurem Rathe zu folgen und an den Minister Zentner zu schreiben. . . . Das muss bald geschehen, noch ehe Jacobi in München ist, der, wie wir gehört haben, sehr bald hinreist. Du kannst wohl denken, dass, wenn der erst da ist, so wird er Himmel und Hölle bewegen, dass man den Friedrich nicht anstellt. Auch soll ein gewisser S[chelling] mächtig in München sein, der ein grosser Gönner Jacobi's und dem zu Folge wohl auch ein Feind von Schlegel ist. . . . Friedrichs Buch über Lessing[2]) müsste ihn eigentlich in Baiern sehr empfehlen, weil in

1) Bruder von Simon Veit.

2) Lessing's Gedanken und Meinungen aus dessen Schriften &c. Th. 1—3. Leipzig 1804.

den Commentaren und in den Zusätzen, die von ihm selber darin sind, seine Ansicht von dem jetzigen Zustande der Philosophie und der Litteratur in Deutschland bestimmt genug entwickelt ist, dass man wohl daraus ersieht, wie ganz anders seine eigene Philosophie und wie er so gar nicht Schellingisch ist. . . . Da sie mit aller Macht seinem litterarischen Ruhme nichts anhaben können, so suchen sie jetzt heimlich seiner bürgerlichen Existenz zu schaden, und dieses gelingt den Blindschleichen weit besser, wie es scheint. Sage mir doch aufrichtig, liebe Elisabeth, ob es dem Friedrich nicht in der Welt viel Schaden bringt, dass er mit mir verheirathet ist? Oder meint man etwa noch immer, wir lebten blos zusammen und wären nicht verheirathet? Und schadet ihm diese Meinung in der Welt? Sage mir etwas hierüber, Liebe, aber aufrichtig! Ich glaubte, in diesen Tagen schon eine Summe verdient zu haben, wodurch ich meinem Wunsche, Dich zu besuchen, um einige Schritte näher gekommen wäre; aber so gut wird es unser einem nicht so leicht. Jedoch ich gebe es noch nicht auf. Mein Muth hat etwas von der Spargelnatur an sich. Je öfter er abgeschnitten wird, desto dicker wächst er nach. . . . Es kommt kein Buch in meine Hände, das nicht ein Paar Jahrhunderte alt ist, und darüber komme ich mir selber so alt vor wie das tausendjährige Reich. . . .

64.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, am zweiten Pfingsttage 1805.

Ja, ja, Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen, und wir sitzen noch immer hinter dem warmen Ofen! Das ist doch zu viel. Sag' mir nur, ob es in Baiern auch so kalt ist wie hier und wie in der übrigen Welt. Ein Ge-

spräch vom Wetter gehört zu unserer Zeit ganz und gar nicht mehr zu den gleichgültigen oder überflüssigen. Am Ende kömmt der jüngste Tag in allem Ernst und zwar nicht, wie man geglaubt, mit Feuer, sondern *tout au contraire* mit Frieren und Zähnklappern. . . . An den Minister wird so eben geschrieben. Dass es nicht eher geschehen, daran sind Friedrichs überhäufte Geschäfte schuld. Er ist fleissiger als je. Er hält zwei Vorlesungen, arbeitet an seinem indischen Werke, und hat dieser Tage viel gedichtet zu einem Almanach[1]), der dieses Jahr von ihm erscheint. Er hat zu unserer grossen Freude ungemein an Leichtigkeit im Arbeiten gewonnen, und wären wir nicht in der äussern Lage so bedrängt, so dass die Nahrungssorgen uns so manche Stunde, so manchen Tag verderben und zu aller Arbeit unfähig machen, so wäre es noch ganz anders. Er könnte, so wie er jetzt arbeitet, innerhalb zwei Jahren alle Fragen beantworten, alle Rückstände ausarbeiten, die er der Welt und der Wissenschaft schuldig ist, und seinen Ruhm auf immer befestigen; aber freilich gehörten zwei Jahre der Ruhe und der Befreiung von Sorgen dazu. Ich denke oft, ich müsste ein Mittel ersinnen, ihm diese zu verschaffen, und dann ist es, als wollte ich mit dem Kopf durch ein dickes Brett rennen. . . . Was sagst Du zu Schiller's Tod? Was wird der arme Goethe anfangen? Ich bedauere jeden, der in diesem Alter einen Freund verliert. Friedrich meint, Voss würde jetzt wohl zu Schiller avanciren, bei Goethe nämlich. . . .

1) Poetisches Taschenbuch f. d. J. 1806. Berlin. Bei J. F. Unger 1806. Der in Bücherkatalogen und Litteraturgeschichten aufgeführte Jahrgang 1805 existirt nicht. Die Jenaische Allg. Litt. Ztg. (1806, 22. Mai S. 356), die Allg. Litt. Ztg. von Halle und Leipzig (1806, 14. Feb. S. 311) und A. W. Schlegel in dem Verzeichniss der Schriften seines Bruders (W. 8, 288) kennen nur den Jahrgang 1806.

65.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 13. Juli 1805.

Ich wollte Dir nicht eher schreiben, als bis wir Antwort vom Minister haben würden; aber diese Antwort bleibt noch immer aus. . . . An Graf Thürheim ist auch geschrieben, aber von diesem kann noch keine Antwort hier sein. Ich will es Dir nicht verbergen, Geliebte, dass wir hier nun recht sehr unruhig und ungeduldig wegen des Erfolges sind. Möchte es doch gelingen! . . . Der französische Gesandte in Hamburg, Reinhard, war mit seiner Frau einige Tage hier auf der Durchreise. Wir machten eine kleine Reise über Land in ihrer Gesellschaft und haben uns gegenseitig recht gut gefallen. Besonders schienen sie von Friedrich sehr eingenommen zu sein, von dem sie sich wohl eine ganz andere Idee mögen gemacht haben. Er betreibt es auch in Aachen, dass Schlegel hier bleiben soll. Schlegel würde auf jeden Fall Deutschland, um sich zu fixiren, vorziehen. . . . Den ‚Winkelmann' von Goethe habt ihr doch gewiss schon gelesen? Was sagst Du zu diesem sächsisch-weimarischen Heidenthume? Ich gestehe Dir, mir kömmt das Ganze sehr flach, ja gemein, Goethe's Styl unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christenthum sehr affectirt und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt. Die Briefe selber sind recht interessant; aber mich dünkt, es ist nicht recht, sie drucken zu lassen; denn sie sind ursprünglich gar nicht dazu geschrieben. . . . Uebrigens habe ich den ‚Florentin' wieder vorgenommen. . . . Schreib' doch, Geliebte, was das Buch von Goethe in Deutschland für eine Art von Wirkung hat? Sind die Katholiken da-

mit zufrieden oder nicht? Ist Schelling nicht in aller Eil' wieder zum Hegelthum bekehrt? Nach unserer Berechnung predigt er jetzt den Mahmud. Wir werden noch neue Kreuzzüge erleben und gegen die Hegelingen fechten. Wäre Friedrich nur zwei Jahre lang Herr seiner Zeit und ohne Sorgen, er sollte ihnen das Verständniss eröffnen!

66.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 5. August 1805.

Geliebte Elisabeth! Ich schrieb Dir am 14. Juli Vom Minister ist noch keine Antwort da. Vom Grafen Thürheim erhielten wir aber schon einige Tage nach Abgang unseres Briefes an Dich eine recht höfliche, recht verbindliche Antwort. Er versichert darin, den Friedrich sogleich in München vorschlagen zu wollen und ihm den Erfolg sogleich zu melden. Aus München haben wir schon früher unter der Hand erfahren, dass Friedrich angenommen würde, sobald Thürheim ihn vorschlägt. ... Man rüstet sich stark zum Kriege. Das Hoffen und Fürchten und Parteinehmen ist hier zu Lande recht interessant, weil es ganz allgemein durch alle Klassen der Einwohner mit gleichem Eifer getrieben wird. Gebe der Himmel, dass unser Loos noch entschieden wird, ehe es recht losbricht, damit wir am Ende nicht in eine noch ärgere Klemme gerathen! ...

67.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 12. October 1805.

Schreib' mir ausführlicher, geliebtes Kind, ob es einer blosen Wirkung der öffentlichen Angelegenheiten oder

wohl auch einer Einwirkung der persönlichen Feinde von uns zuzuschreiben ist, dass Friedrich einen förmlichen *refus* bekommen hat? Denn dass noch vor Ausbruch des Krieges Graf T. diesen *refus* aus München an Friedrich gemeldet hat, wird Euch doch bekannt sein? Das kam wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Wir hofften schon so gewiss einen glücklichen Erfolg. Jetzt freilich kann es uns eigentlich lieb sein, nicht in die allgemeine Verwirrung mitgezogen zu werden; jedoch unsere Lage ist jetzt sehr drückend, da auch die französischen Plane und Aussichten durch den Krieg zertrümmert sind. . . . Es fehlt mir so ganz an weiblichem Umgang; ja nicht einmal einen weiblichen Domestiken haben wir, sondern blos ein alter kölnischer Bürger ist unser Aufwärter. Da mein Mann nächstens eine Reise nach Deutschland macht, würde ich wie eine verzauberte Prinzessin hier mit dem alten Mann zusammen leben müssen. . . .

68.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 1. December 1805.

Wir bleiben diesen Winter noch hier. Es ist hier wenigstens noch ruhig und wohlfeiler zu leben als sonst wo. Zu Ostern wird Friedrich nach Deutschland reisen und sich zunächst in Berlin etwas aufhalten; unterdessen bleibe ich hier, und nachdem die Sachen sich wenden, kömmt er entweder wieder her, oder ich reise ihm nach. Diese Zeit wird betrübt für mich sein; denn er nimmt den Philipp mit, so dass ich dann ganz einsam und verödet leben werde. Doch auch dieser Plan hängt noch ganz von der Wendung der öffentlichen Angelegenheiten ab; es kann auch recht gut noch so kommen, dass die ganze Reise unmöglich wird. Hol' der Teufel die öffentlichen

Angelegenheiten, möcht' ich sagen, wenn er sie nicht bereits lieber schon geholt hätte! Man kann also nur sagen: Gott erbarme sich ihrer! Was macht der Vater (Paulus)? Er wird doch nicht im Ernste krank sein? Die Nachricht von seinem Unwohlsein hat uns sehr betrübt. . . . Dass Tieck katholisch geworden sei [1]), haben wir auch durch das Gerücht erfahren, officiell aber noch nichts. Die öffentliche Handlung, dünkt mich, wäre hier nicht wichtig, im Herzen war er es schon längst und viele andere mit ihm. S[ophie] B[ernhardi']s Katholicismus wird eben nicht weit her sein; sie gehört nun einmal zu den Zugvögeln und muss eben hin, wo der Wind hingeht Auch ‚Florentin' soll ich dichten? Was verlangst Du noch alles von mir in dieser miserabeln Zeit? Soll ich etwa auch eine Armee kommandiren?

69.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, Weihnachten 1805.

Allem Anschein nach werden wir uns wohl hier fixiren. Bonaparte hat der Stadt Köln ihre Schulfonds zugesichert. Das Decret ist zu St. Pölten ausgefertigt worden. Es wird nun hier eine Schule organisirt werden. Wenn die Bedingungen annehmlich sind, so wird Friedrich die Professur annehmen. Diese Organisation hat aber wohl noch ein halbes Jahr Zeit. Unterdessen hält er provisorisch eine Vorlesung, die ihm recht gut bezahlt

1) Burchard sagt von Tieck: „Nach der Mittheilung seiner Frau war er in Rom wirklich katholisch geworden, hatte aber späterhin in Deutschland es nie bekennen mögen“ (Rosenthal, Convertitenbilder 1, 391). Dem Zeugnisse der eigenen Frau gegenüber sind Köpke's Gegengründe (L. Tieck 2, 283 f.) nicht stichhaltig. Vgl. Chézy, Unvergessenes 2, 98.

wird. . . . Dein antichristlicher Eifer hat mich ganz ausserordentlich ergötzt! Der Tausend, Du disputirst ja wie ein Doctor! Nein, einer solchen Ueberlegenheit an Gründen bin ich nicht gewachsen. Ich habe überhaupt keine Gründe für meine Meinung; ich bekenne mich überwunden und geschlagen wie die Russen bei Austerlitz. Eine Stelle in Deinem Brief hierüber hat mich aber lange beschäftigt. Es waren die unterstrichenen Worte: Dass ich mich von der modernen katholischen Wuth hinreissen liesse. . . . Wenn dumme Leute uns mit den Affen und albernen Nachahmern auf eine Linie setzen, so habe ich nichts dagegen; denn sie gehen mich nichts an. Wenn aber eine so geistreiche Frau, wie Du, dies nicht zu unterscheiden weiss und nicht unterscheiden will, was denkende Männer, wie Friedrich und wie Tieck, thun, und was jene albernen Nachbeter treiben, dann steht es schlimm mit der Welt Liebe Elisabeth! Es ist eben so sündlich, Friedrichs Streben (denn von ihm ist eigentlich die Rede, da ich selbst nichts anderes will, als mich ihm anschliessen) — es ist also eben so sündlich, sein Streben, sein Verlangen nach der Wiederherstellung des ächt christlichen Glaubens mit jenen Affensprüngen zu verwechseln oder zu vergleichen, als den Geist Luther's mit dem faden Geschwätz, das uns von unsern protestantischen Kanzeln ertönt. . . . Es ist hier von etwas ganz Anderm die Rede als von Rosenkranz, von fetten Mönchen und von S. B. Da Du doch die Briefe in dem Almanach gerne liesest, so verweise ich Dich auf die Stelle darin S. 351. Was da von den alten Denkmälern gesagt wird, kann man füglich auf manche andere Missbräuche anwenden[1]). . . .

1) Fr. Schlegel's Briefe auf einer Reise durch die Niederlande &c. in seinem poet. Taschenbuch f. d. J. 1806; in den Werken unter dem Titel: Grundzüge der gothischen Baukunst Bd. 6, 210 f.

Ich behaupte, Du bist im Grunde ganz unbewusst katholisch gesinnt; denn Dein Eifer, Deine Kraft, womit Du Dich dagegen stemmst, das ist schon ganz und gar katholisch. Zur rechten Aufklärung unserer Zeit gehört dieser Eifer gar nicht. Zu diesem gehört die Neutralität zuerst, alsdann Bedeutungslosigkeit, Kraftlosigkeit, gedankenloses Nachplaudern, unbezähmte Eigenliebe, närrische Eitelkeit, platte Empfindlichkeit, Leerheit und Freudenlosigkeit. Was sagst Du zu meiner Litanei? Gott! sie ist so gut, als Deine gegen den Katholicismus! Herrnhuter werden? Nein, das geht nicht. Die sind wenigstens eben so geschmacklos als die Katholiken. Ich meinte, das beste wäre, wir errichteten eine ganz neue Freimaurerloge, verbunden mit einem Liebhabertheater, alles im griechischen Kostüm — das wäre für unser Zeitalter gewiss am passendsten! Goethe's neue Sachen lesen wir nicht. Erst die ‚Eugenie', dann der ‚Winkelmann'! das ist zu arg! Ich habe einen Roman aus dem Altfranzösischen (Merlin)[1]), einen aus dem Altdeutschen, ‚Lother und Maller' genannt. Besonders hab' ich es im Spanischen so weit gebracht, Calderon und Cervantes lesen zu können. Dies sind zwar alberne, dumme, gotteslästerliche, geschmacklose Katholiken, aber doch keine übeln Dichter. ... Wilhelm lebt noch immer bei der Staël. Hast Du seine Elegie von ‚Rom'[2]) gelesen? Wie gefällt sie Dir? Mir ist sie zu gelehrt; es soll aber ein Meisterstück der Versifikation sein. Die Staël schreibt einen neuen Roman über Italien, der aber vielleicht erst in einem Jahr erscheinen wird. Ich bin recht begierig, was der Umgang mit Wilhelm für Einfluss auf ihre Dichtkunst haben wird. Ich fürchte nur, sie wird am Ende mehr Einfluss auf ihn, als er auf sie haben. Wir kennen ja

1) Ergänze: übersetzt.
2) A. W. Schlegel's W. 2, 21.

seine liebenswürdige Weichheit! Wenn Du die hiesigen Geistlichen sehen würdest, so würdest Du doch eine ganz andere Ansicht vom Katholicismus erhalten!

70.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 23. Februar 1806.

Vorigen Sonntag war Carneval, der in hiesiger Gegend sehr lustig und ein Volksfest im eigentlichsten Sinne ist. In zwei, drei Tagen war an keine vernünftige Lebensart zu denken. Man hat immer so viel von der Finsterniss und Traurigkeit in Köln zu erzählen gewusst. Ich muss Dir aber sagen, dass wir das Volk nirgend so fröhlich, ja ausgelassen lustig gefunden haben als eben zu Köln. Wie es mit uns werden wird, wissen wir so eigentlich noch nicht. Es geht alles hier unerträglich langsam. . . . Diese unentschiedene Lage ist für jemand, der nicht reich ist, etwas sehr peinliches, und hat besonders eine ruinirende Unordnung in der Haushaltung zur Folge. Anstatt englische Geduld müsste man billig kölnische sagen; denn die Engel selber würden hier ungeduldig werden! Welche wunderbare Zeit ist dies! Diese ewige Austauschung und Verwechslung der Staaten! Wie ist es möglich, dass der Landesherr sich an seine Staaten, dass die Bürger sich an ihren Herrn attachiren! Die nächste Woche gehören sie einem andern an. Die Kriege sind nicht mehr ein tiefsinniges Schachspiel, sie sind ein Kartenspiel geworden. Nach dem Spiele werden die Bilder und Matadore wieder frisch umgetheilt, und jeder benützt sie in der Schnelligkeit, nachdem er zu spielen weiss. Unterdessen häufen sich die Beete, und einer muss sie am Ende bezahlen. Dieses-

mal hat das arme betrogene Oesterreich herhalten müssen; doch ist das Spiel noch nicht ganz zu Ende. Es sieht wieder sehr kriegerisch in der Welt aus, und die Wünsche der entgegengesetzten Parteien vereinigen sich darin, dass der neutrale Egoismus tüchtig in die Wäsche komme! Dass die Würzburger sich an den wieder hergestellten Heiligenbildern freuen, ist nicht allein verzeihlich, sondern auch natürlich! Warum hat man sie ihnen mit Gewalt genommen? Diese erzwungene Aufklärung kann keine bessern Folgen haben. Wir haben so lange von der Gewissensfreiheit, von der Duldung gesprochen. Nun es aber dazu kömmt, so zeigt es sich, dass wir sie nur für uns forderten, keineswegs aber geneigt sind, sie den Andersdenkenden angedeihen zu lassen. Die Protestanten forderten Freiheit für ihren Gottesdienst. Sie erhielten sie, und nun gönnen sie den Katholiken die ihrige nicht und hassen sie, weil sie auch ihre Freiheit behaupten. Lass' uns billig sein, liebe Elisa! ... Ob ich glaube, fragst Du, dass die ewige Jugend im katholischen Glauben stäcke? Freilich glaube ich das, und darum wäre es eben so erwünscht, dass Du katholisch wärest, damit Du bis in Dein neunzigstes Jahr so lustig und liebenswürdig bliebest, wie Du jetzt bist. Aber in allem Ernst, es ist merkwürdig genug, wie die katholischen Dichter so bis in das späteste Alter in voller Jugendkraft blühten. Calderon ist über 80 Jahre alt geworden, und seine letzten Sachen sind von seinen Jugendsachen an Kraft nicht zu unterscheiden. Cervantes war so alt, als jetzt Goethe ist, als er den ersten Theil des ‚Don Quixote' schrieb; seine andern Sachen sind noch viel später. Dagegen ist in Shakespeare, dem ersten der protestantischen Dichter [1]), sehr bemerkbar, wie seine Jugendsachen gegen

1) Die Berufung auf Shakespeare, der kein hohes Alter erreicht, mehrere seiner besten Stücke in den letzten Lebensjahren

seine im Alter geschriebenen abstechen. Man muss katholisch erzogen, mit diesen Ideen in der Kindheit zusammen gewachsen sein, wenn sie in der Poesie die rechte Kraft haben sollen. Aber warum sollte es deshalb einem Gemüthe nicht erlaubt sein, das sich von der Erscheinung angezogen fühlt, sich ihr hinzugeben? . . . Behüte uns Gott, dass wir in die Melodie mit einstimmen, die Goethe und Voss damals über Stolberg's Uebertritt zur katholischen Confession anstimmten, wo Goethe in der Recension von Vossen's Gedichten sagt, dass „Voss einen Freund bedaure, den er auf ewig verloren habe“ [1]. Weisst Du, was dies heisst? Ist das Aufklärung? Heisst das etwas anderes, als dass Stolberg auf ewig von seinem Freund losgerissen, d. h. verdammt sei? Sieh, Liebe! in ganz Köln, dem verrufenen Köln, ist nur ein einziger, unbedeutender Geistlicher, der im vergangenen Jahre ein einzigesmal in einer Rede sagte: „Die Protestanten könnten nicht selig werden,“ und dieser Mann ist seitdem bei allen lächerlich geworden?

Ich hasse diese Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen; es ist noch nichts gutes, nein nichts von ihr hergekommen. Schon, weil er so uralt ist, zieh' ich den Katholicismus vor. Alles Neue taugt nichts. Wir haben hier eigentlich die Religion oder besser die Confession noch nicht geändert. Man hat uns kein Glaubensbekenntniss abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen. . . . Un-

gedichtet hat und nach neuern Forschungen lebenslänglich Katholik gewesen, ist gänzlich misslungen.

1) Die Stelle lautet: „Wie muss es daher den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn, nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unsern Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreissen droht!“

geachtet aber dass wir für Protestanten gelten und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut. Die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesungen besucht und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Mässigung und seine Gründlichkeit erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeigt. . . . Wenn es je welche gibt, die so aussehen, als könnten sie einmal Feinde vorstellen wollen, so sind es die wenigen sogenannten Aufklärer. . . . Ob ich glaube, fragst Du, dass die Künste in Deuschland eine Folge des Katholicismus seien? Allerdings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholicismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem, ja Deutschland selber ist darunter zu Grunde gegangen und keine Kraft und kein Wille mehr darin, als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens noch sparsam glimmt. Willst Du mir das, wie billig, nicht auf's Wort glauben, so lies die alten Geschichten. . . .

Hätte ich nur Dein und Deines Wilhelm's[1]) Bild, ich würde mit Freuden jeden Morgen meine Andacht davor verrichten, obgleich ich schon eine recht schöne Mutter Gottes habe. Man hat sie mir zu meinem Namenstage geschenkt. . . . Eine neue Religion hätte Friedrich stiften wollen, meinst Du? Das kann er nicht gewollt haben. Man macht keine neue Religion. Hat er von Religion gesprochen und von Poesie, so war es immer die alte und zwar die alleräIteste, die uralte, die vor Alter ganz vergessene und deswegen für die ganze Welt wie-

1) Paulus' Sohn.

der neue[1]). Du kannst mir freilich den Einwurf machen: Warum existiren denn jetzt nicht noch grosse Dichter unter den Katholiken, wenn es blos diese Religion macht? Es ist wahr, das Zeitalter der Poesie und aller Künste scheint erloschen; aber es ist erst seit dem fürchterlichen Aufruhr der Reformation erloschen. Allenthalben hat dieser Aufruhr zerstört. . . . Ist nicht Klopstock's grosses Werk kalt und hat seine Absicht, Volkspoesie zu werden, verfehlt, weil es protestantisch ist?. . . . Unsere Gegner haben die ‚Europa' beschimpft, den Lessing[2]), dieses herrliche Werk! und über meine ‚romantischen Dichtungen', die freilich unter Friedrichs Namen herauskamen, sind sie wie die Harpyen hergefallen[3])

[Nachschrift von Friedrich Schlegel.] Schliesslich grüsse ich hiedurch Euch noch herzlich. In Ihre dogmatischen Streitigkeiten mit meiner Frau mische ich mich nicht. Sie sehen selbst, was Sie sich für eine Predigt zugezogen haben! Um aber doch zu beweisen, wie ansteckend das Streiten und Predigen ist, will ich wenigstens noch eins hinzufügen aus dem Meinigen. Wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muss ich nur gestehen, dass dies zum Theil

1) In der Sturmperiode schwirrten allerdings solche Ideen in Friedrichs Kopf (Athen. 3, 4 ff.; Brief n. 136 an seinen Bruder A. W.; Novalis' Briefwechsel &c. 84 ff.); aber schon 1805 (Windischmann, Supplem. 4, 434) erklärt er es für „Thorheit, eine neue Religion stiften zu wollen."

2) Lessing's Gedanken und Meinungen &c. von Fr. Schlegel.

3) Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters. Herausgegeben von Fr. Schlegel. Leipzig 1804. 1. Theil: Gesch. des Zauberers Merlin. 2. Theil: Gesch. der tugendsamen Euryanthe von Savoyen. (Letztere von Helmine von Chézy bearbeitet. Vgl. Chamisso's Werke 5, 261). Ferner Lother und Maller. Frankfurt 1805. In Fr. Schlegel's W. Bd. 7 ist nur die erst- und letztgenannte Dichtung aufgenommen.

der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen sogenannten Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutische — theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Calviner ist, sämmtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt

Ihr Friedrich.

71.

Dorothea an Caroline Paulus in Würzburg.

Köln, 30. Juni 1806.

Liebe Seele! Wie lieb hab' ich Dich, Du kleine Hexe! Wie wirst Du es machen, um so viel Liebe zu verdienen? Schön, dass der Vater (Paulus) wieder hergestellt ist, und dass ihr eine so angenehme Reise gemacht habt! Wir freuen uns, dass Ihr in Würzburg noch geblieben seid. Es ist doch ein Beweis, dass Ihr vor der Hand keine Ursache zur Unzufriedenheit weder gegeben, noch selbst habt. Möchte es nur oesterreichisch bleiben! Ich sage Dir, es ist jetzt in ganz Deutschland kein Heil als unter dem Hause Oesterreich! Möchte es doch wieder einmal glücklich werden! Hätten die Deutschen sich doch nie von ihrem Kaiser losgesagt und alle, unter einem Oberhaupt vereinigt, jedem frechen Ausländer Trotz geboten!

. . . . Unsere Lage ist hier noch immer dieselbe ungewisse, unsere Ungeduld wächst oft bis zur Pein. . . . Jetzt haben wir wieder einen neuen Präfecten bekommen, den dritten, seit wir hier sind. . . . Die alten Patrizier hier sind

froh, ihren Schulfond vom Kaiser zugesichert zu haben, die Schule ist ihnen nicht Hauptzweck, sondern nur eine fatale Zugabe. . . . Sobald Friedrich sein Collegium geendigt und Reisegeld hat, so reist er von hier ab und erwartet in Unterzell bei Hardenberg das Resultat der hiesigen Sache. . . . Hast Du Fichte's neue Schriften gelesen[1]? Mein Volk hier liest sie und erzählt mir daraus. Ich lese nichts neues selber. Welch' teuflischer Hochmuth steckt darin, und wie kann man sich so verpreussen! Jetzt weiss ich, warum die Berliner jetzt hochmüthiger und eitler sind, als sie es je waren. Wie der geblendete Simson stürzt er die Säulen des Hochmuths über sich und die Philister.

72.

Dorothea an Friedrich Schlegel[2].

Köln, 31. Juli 1806.

Wir sind um zehn Uhr gestern Abend wohlbehalten hier angelangt. Madame Debêche ist sehr gut und hülfreich. Verdriessliches ist mir noch nichts begegnet, ausser dass ich diesen Morgen habe so wenig Kaffee in der grossen Maschine machen müssen; auch ist mir das Alleintrinken gar nicht gut bekommen. Des herrlichen Abends gestern und des freundlichen Morgens habe ich mich um Eurentwillen sehr gefreut, da ich Dich den ganzen Tag so bedauerte in dem übeln Wetter. Wie es Euch wohl ergangen mag sein? Mir ward die schöne Reise ziemlich

1) Im J. 1806 veröffentlichte Fichte drei Schriften: Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters; Ueber das Wesen des Gelehrten; Anweisung zum seligen Leben.

2) Reiste am 29. Juli mit Philipp nach Frankfurt a. M., wo dieser nach Berlin abgeholt wurde, während Schlegel Karl von Hardenberg (Rostorf) in Unterzell bei Würzburg besuchte.

verkümmert durch das Wetter, jedoch war es von gestern Mittag an noch recht gut, so dass wir in der Godesberger Allee spazieren konnten. Godesberg ist freilich sehr schön, das Leben dort aber wegen der Gesellschaft doch wohl ziemlich gezwungen, man müsste denn die Partie ergreifen, sich vollständig zu isoliren.

Aber Himmel, welch eine Gegend ist diese Rheingegend! Wie werden wir sie wohl verlassen können? Auch im dichtesten Regen, die hohen Felsen im Wolkenschleier verhüllt, war alles bezaubernd, rührend und erhebend schön! Wären wir reich, so kaufte ich den Apollinarisberg — er ist zu verkaufen — die Kapelle und das Schloss noch in recht gutem Stand; hier würde ich einen Priester wieder Gottesdienst halten lassen, denn die Kapelle ist wegen Wunder sehr berühmt, und noch jetzt wallfahrten die Landleute dahin, trotz der Zerstörung. Hier würde ich dann leben, sterben und mich begraben lassen. Bis jetzt habe ich seit gestern noch keinen andern Plan gemacht als diesen; jeder andre kömmt mir gegen diesen abgeschmackt und unnütz vor. — Hier ist alles voller Soldatenbewegung, es geht wieder hinüber. Man will sogar sagen, alle Truppen, die drüben standen, hätten gestern den plötzlichen Befehl zum Aufbruch in das Preussische bekommen, und es wären jetzt wirklich keine Truppen mehr drüben. Noch weiss ich nicht, ob es wahr ist; die Nachricht kommt von Madame Debêche. In dem Moniteur steht ein langes und breites über Juden[1]; unter anderm auch, dass alle ausgezeichneten Juden, auch der berühmte Mendelssohn, sich niemals streng am rabbinischen Gesetz gehalten hätten und dass, diese Aufgeklärten ausgenommen, alle, alle andern ohne Unterschied Wucherer

1) *Recherches sur l'état politique et religieux des Juifs depuis Moïse jusqu' à présent* im Moniteur vom 25. Juli, am Vorabend der Eröffnung der von Napoleon nach Paris berufenen Versammlung von notablen Juden. Vgl. Graetz, Gesch. der Juden 11, 279 ff.

wären. Was soll denn daraus werden? Lebe wohl, geliebter Mann! Gott segne Dich in allen Deinen Verrichtungen; ich umarme Dich herzlich. Ich werde Dir, so oft ich kann, schreiben; thu Du es nur auch. Wie beträgt sich Philipp?

73.

Dorothea an ihren Sohn Philipp.

Köln, 31. Juli 1806.

Philipp, lieber Philipp, ich grüsse Dich. Gestern Abend freute ich mich, dass Du so schönes Wetter noch hattest. Erst kam ein sehr schöner Regenbogen, den sah ich grade vor Bonn; dann ging die Sonne prachtvoll unter und dann trat der helle Mond über den Rhein. Es muss auf dem Wasser ganz herrlich ausgesehen haben; hast Du es auch gesehen oder schliefst Du schon? — Um zehn Uhr fuhren wir im dichtesten Regen von Linz ab und dann klitsch klatsch durch Regen und Koth bis Godesberg. Dort assen wir zu Mittag, um 2 Uhr ward das Wetter schön, wir gingen spazieren; um 5 Uhr von Godesberg abgefahren; zu Wesseling musste man sich jett [1]) stärken, und um 10 Uhr waren wir im hellen herrlichen Mondschein hier glücklich angelangt. Jetzt ist der Himmel wieder bedeckt, aber desto besser für Euch, so könnt ihr recht umsehen. Wie begierig bin ich zu erfahren, wie Du gereist bist, und wie Dir die Gegend vorkam; ich bin noch jetzt ganz entzückt davon. So lange ich Dich noch auf dem Rhein weiss, kömmt es mir nicht vor, als wären wir getrennt, der Rhein vereinigt uns noch; erst wenn Du in Frankfurt sein wirst, dann erst wirst Du mich verlassen haben. Wann wird der Rhein uns wieder versammeln? Lieber Sohn, halte Dich brav, sei gefällig

1) = etwas (kölnisch).

und nachgiebig, besorge Deine körperliche Reinlichkeit pünktlich und über alles erinnere Dich der Lehren des Herrn Renner's [1]), die wir künftig immer unter dem Namen Moral verstehen wollen; denn in der That giebt es keine andre Moral, so wenig als eine andre Philosophie, und unter dieser Benennung können wir immer davon sprechen, ohne dass wir uns verrathen. Ich empfehle Dich jeden Augenblick in den höchsten Schutz Gottes und der heiligen Mutter Gottes. Du stehst gewiss unter diesem hohen Schutz, unter welchem wir uns wohl auch noch in diesem Leben wieder vereinigen. Lebe wohl, mein Kind, denke oft an Deine Mutter.

Ich bin ängstlich, dass Du Dich vielleicht mit dem wilden Knaben wirst eingelassen haben, der auf der Diligence war; ich vergass Dich zu warnen. Wenn Friedrich Dir diesen Zettel als Eigenthum etwa geben wollte, so verbrenne ihn, ehe Du nach Berlin kömmst. Wenn es sein könnte, dass Du Dir eine Gewohnheit daraus machtest, mir täglich etwas zu schreiben und es mir immer von Zeit zu Zeit auf einmal zu schicken, das würde mir sehr tröstlich sein.

74.

Dorothea an ihren Sohn Philipp.

Köln, 15. August 1806.

Mariae Himmelfahrt — Napoleonstag. Heute solltest Du hier sein, lieber Philipp, Köln ist in der vollen Glorie. Seit gestern um 5 Uhr unaufhörliches Schiessen und Läuten, die Fenster beben von der grossen Domglocke. Diesen Morgen um 7 Uhr stellten sich die Soldaten die Strasse hinauf und hinunter, und durch den Haag bis am Dom die Grenadiere. 8000 Mann sind hier — alle in

1) Philipps Religionslehrer zu Köln.

schönstem Staat. Um 8 Uhr fing die Prozession an, und um 10 Uhr waren sie erst alle durch den Haag, den Hof hinunter bis zum Rhein. Das nahm sich wunderbar aus. Du kannst Dir denken, wie gut man aus meinem Eckfenster den Hof hinunter alles sehen konnte. Halb war es eine Parade, halb eine Prozession. Grün und bunt gestreut; Weihrauch, Pulverdampf, Pferdegetrappel und Infanteriemarsch; Bruderschaftsfahnen, Kreuze, dann goldne Adler, die Geistlichkeit, von Grenadieren und Dragonern eingefasst, Pauken und Janitscharen-Musik, dann „Gegrüsst seist du Maria;“ Pfeifen und Trommeln; „Königin des Himmels, bitt für uns!“ dazwischen Puff, Paff — die Kanonen und das Geläute, als wolle Köln untergehen. Es war in der That ganz wunderbar. Wer sich blos am äussern Schauspiel ergötzte, dem konnte es vorkommen, als wär’ es die Vereinigung der Geistlichkeit und des Kriegers, als wären wir wirklich in die Zeit der Ritter versetzt. Wer aber an den gegenseitigen Hass und die Verachtung dachte, dem verging die Täuschung. Unsre Gertrud hätte ich Dir zu sehen gewünscht, die war wie halb verrückt. „Gott, wat en Dag, wat en Dag!“ rief sie beständig; „wie muss er erst im Himmel schön sinn!“ — Heute Abend wird die Stadt erleuchtet, mir kostet es auch ein paar Pfund Kerzen. Und denk Dir nur, dass der ganze Godesberg mit der Ruine heute Abend erleuchtet sein werden; das möchte ich wohl sehen!

Debêche’s haben einen Neveu bei den Soldaten, der ist General; da hättest Du nur sehen sollen, wie der hier seinen Besuch machte. Ein grosser, schöner, junger Mann mit einem gewaltigen Hieb über das ganze Gesicht, der das grosse Kreuz der Ehrenlegion und einen *sabre d’honneur* hat, und so lustig und freundlich mit der Familie; man hörte nichts als: *mon oncle, ma tante*, *mon cher neveu*, und ein Lachen und Schäkern! Benedikt kam mit seiner ihm natürlichen alten Mannhaftigkeit: *Bon jour,*

mon cousin, comment vous portez-vous? Die guten Leute waren ganz vergnügt und vergassen den Franzosenhass in seiner Gegenwart. Nur *ma tante* blieb sich gleich, die liess sich durch nichts bestechen. Sie lassen Dich alle mit einander freundlich grüssen, wir sprechen sehr oft von Dir und sie haben Dich alle in gutem Andenken.

Heute, denke ich, bist Du auf der Reise, vielleicht schon in Gotha. Schreib mir ja, Herzens-Philipp, so oft es Deine Zeit erlaubt. Mache es so, wie ich Dir gerathen habe, dass Du nämlich alle Tage etwas schreibst und es mir dann zusammen bei Gelegenheit schickst. Deine Briefchen haben mir die grösste Freude gemacht; ich lese Deine Bemerkungen und Einfälle sehr gern. Warum bist Du denn nicht mit Friedrich auf den hohen Berg gestiegen? Da man, wie Du schreibst, so entsetzlich weit darauf sehen kann, so hättest Du mit Deinen Falkenaugen mich vielleicht auf dem Bleyes [?] entdeckt. — —

Adieu geliebter Sohn. Empfiehl mich Herrn Landschulz [1]).

75.

Philipp an seinen Bruder Jonas in Hamburg.

[Berlin, 25. August 1806.]

Ich kann mir recht vorstellen, lieber Junge, wie Du Dich freust, dass ich wieder bei dem Vater bin. Auch ich habe lange mit Sehnsucht diesen Augenblick erwartet, wo ich die unbeschreibliche Freude haben würde, den lieben guten Vater wiederzusehen. Es ist noch bis jetzt kein Tag vergangen, wo ich nicht mit ihm spazieren gegangen wäre. Gestern waren wir auf dem Landgut von Seelichmann's auf dem Stralauer Fischzug. Du kennst ja dieses Volksfest. Solch einen Jubel und solch eine Freude habe

1) Philipps Lehrer in Berlin.

ich wohl noch nie unter den Berlinern erlebt. In Stralau und auf dem Wege dahin war es so voll, dass man ordentlich getragen wurde. Die Spree voller Schiffe mit Trompeten und Pauken, des Abends die Illumination auf dem Wasser gewährten einen schönen Anblick. Sogar der König und die Königin sind in einem kleinen Nachen spazieren gefahren. Dass ich hierbei an die Mutter denke, wirst Du mir gewiss nicht verdenken können, und es wäre sehr unrecht, wenn Du es thätest, denn eine so gute Mutter finden wir gewiss so leicht nicht wieder. Auch sind mir die Ermahnungen, die sie mir beim Abschiede gegeben hat, so tief im Herzen eingeprägt, dass ich sie gewiss niemals vergessen werde. Hierüber sei also ganz ausser Sorge; auch darüber, dass ich ihre Abwesenheit recht durch Briefe ersetze. Dass es für mich ein Glück ist, den Herrn Landschulz zum Lehrer bekommen zu haben, sehe ich wohl ein; ich habe ihn recht lieb gewonnen, und ich werde mich gewiss immer bestreben, die Lehren, die er mir täglich giebt, pünktlich zu befolgen, und ich hoffe, mich in seiner Liebe und Gewogenheit immer zu erhalten. Wie betrübt bin ich nicht, dass Du nicht kommen kannst, um mich hier bei Vater, bei alten Bekannten und Freunden und kurz, in Berlin zu sehen. Nur blos Dich und die Mutter wünsche ich hier zu haben; wenn dies geschehen könnte, o dann wären alle meine jetzigen Wünsche erfüllt. Ich glaube Dir es aber recht gern, dass es Dich zu sehr in Deiner Arbeit stören würde, mit Mendelssohn eine Reise auf acht Tage hierher zu machen; denn in einer solchen Lage, wo Du jetzt bist, hat man gewiss bis über die Ohren zu thun[1]). Ich bleibe noch immer bei meinem alten Vorsatz, auf dem Lande zu leben, und werde wahrscheinlich nicht so leicht davon abgehen.

1) Jonas lernte damals noch die Kaufmannschaft im Hause von Abraham Mendelssohn.

Es wird wohl nicht mehr so lange dauern, bis ich nach Hamburg zu Dir komme; wenigstens hat Vater mir es schon längst versprochen, über's Jahr eine Reise dahin zu machen. — —

76.

Dorothea an Friedrich Schlegel[1]).

[Köln 1806?]

— — Von Wilhelm kein Wort und keine Nachricht. Wo mag er nur sein? Gebe der Himmel nur, dass es ihm auf seinen vielen Hin- und Herreisen mit seiner schönen Ninianne[2]) nicht geht wie dem armen Zauberer Merlin: dass er eine blose Stimme wird! Keine Noth, dass sie ihm seine Kunst ablernt, wie jene dem Zauberer, aber doch könnte er sie bei ihr verlernen. Sein Gedicht an Dich[3]) gefällt mir nicht, gefällt mir nicht, gefällt mir nicht. Es hat keine Kraft und keine Anmuth, keine Gesinnung und keine Farbe. Wäre Wilhelm hier, ich sagte ihm dies selber, *sauf les répliques.* „Zu gründen unser Holz" — „Und fandst den Weg ohn' Augen" &c. — sieh, das sind ja ellenlange Ohren, woran man Euch mit grösster Gemächlichkeit herunterreissen kann. Davon, dass er Dir schon wieder einmal dein Schilderhaus in der Litteratur anweist, Dich zum blinden Wurzelknubben, sich selber sehr naiv zur Krone und Blüthe des Kunstbaumes macht, davon will ich nichts sagen, das ist nun einmal eine Lieblingsvorstellung von ihm von je her; nur dass hier noch eine Art von ängstlicher Grimmigkeit durchschimmert, die jeder lächerlich finden muss — aber nicht erlaubt ist, dass seine Eleganz und seine Feinheit in der Sprache darin vermisst wird. Alles scheint mir ein Missgriff darin; auch der Balladen-

1) Copie von Dorothea's Hand.
2) Frau von Staël.
3) ‚An Friedrich Schlegel.' A. W. Schlegel's W. 1, 244—250.

ton, zu welchem die Eitelkeit, der Hochmuth in der Gesinnung, so wie das Pomphafte manches Verses und einzelner Ausdrücke gar nicht passend scheint. Das hat er nicht in einem glücklichen Moment gedichtet. Die letzte Strophe könnte vieles wieder gut machen, aber die Sünde ist zu gross. Beim Abschreiben gefiel es mir noch weniger.

Eins von Deinen schönsten Gedichten: „Blanka, Blanka, lass Dir sagen“ [1]), glaube ich, hast Du an Minna Spazier geschickt — ich erinnere mich, es dazu abgeschrieben zu haben — ich schicke es aber dennoch wieder mit; ich weiss Deine Absicht nicht damit, ebenso mein Frühlingslied [2]). Gegen die ‚muthwilligen Gedichte‘ möchte ich, mein liebster Freund, in tiefster Demuth Einwendungen machen. Lasse sie doch ja nicht drucken, ebenso wenig als die ‚Saturnalien‘ [3]). Ich bitte Dich, lasse sie aus! vollends den ‚Weinberg‘; doch nur ja diesen nicht. Es ist ja in dem ‚Wettgesange‘ [4]) schon alles das angedeutet und viel schöner und graciöser. Das Sonett ‚Antwort‘ ist freilich untadelich, nur dass man es ohne das vorhergehende nicht versteht. Wird Lorenzos ‚Parodie‘ [5]) gehen ohne die vorhergehende Glosse? Ich schreibe Dir alles ab, trotz meiner Einwendungen. — Meine Gedichte soll ich abschreiben? Welche? Das ‚Lied‘ [6]) glaube ich hat Minna schon; ich schicke es aber mit; die ‚Klage‘ [7]) habe ich anders genannt, ich setze beide Titel darüber, entscheide Du.

1) ‚Wettgesang‘ in F. Schlegel's poet. Taschenbuch 399—404; in den Werken (9, 180) unter dem Titel ‚Bekenntnisse‘ und mit dem Anfang: „Mädchen, Mädchen, lass Dir sagen.“

2) ‚Im Frühlinge‘ (?) in Fr. Schlegel's W. 9, 83.

3) Vgl. Aus Schleiermacher's Leben 3, 257.

4) Es ist wohl der ‚Wechselgesang‘ (W. 9, 155) gemeint. Die Gedichte, deren Druck Dorothea widerräth, sind nicht veröffentlicht.

5) Fr. Schlegel's W. 9, 160.

6) In Fr. Schlegel's W. 9, 84.

7) Vielleicht das ‚Klagelied der Mutter Gottes‘ in Fr. Schlegel's W. 10, 177—190.

77.

Henriette Mendelssohn an ihre Schwester Dorothea in Köln.

[Paris] den 15. September 1806.

Ums Himmelswillen, was bedeutet Dein langes Schweigen? Wo bist Du, was machst Du, bist Du gesund, wie lebst Du während Friedrichs Abwesenheit, wo ist er, was treibt und hofft er? Von einem Tage zum andern erwarte ich Nachrichten und immer vergebens. Beruhige mich so schnell als möglich über Dein Befinden; sage mir, ich bitte Dich, liebe Dorothea, so viel als Du mir sagen kannst und magst; gebe der Himmel, dass es erfreulich sei! Ich fürchte diesen herannahenden Krieg auch um Euerntwillen. Hast Du mir erst auf meine recht dringenden Fragen geantwortet, so will ich Dir wieder und recht weitläuftig schreiben. Ich habe seit einiger Zeit oft Nachrichten und selbst einen Brief von Wilhelm. Er ist in Rouen jetzt und des ewigen Herumtreibens sehr müde. Könnte er doch hier sein; was wäre es für ein Glück für mich! Ich lebe aber ein schlechtes Leben, Küchenkraut lebt ungefähr so; doch bin ich gesund. Möchte ich von Dir dasselbe hören, und dürfte ich in Bälde Vereinigung mit Dir hoffen, nach der ich mich sehne! Antworte mir unverzüglich, sonst wende ich mich an Bertram.

78.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Unterzell.

[Köln, September 1806.]

Geliebter, ich schicke Dir hier das Briefchen von Henriette wegen der Nachricht von Wilhelm. Es scheint, als ob viele Briefe verloren gehen; denn am 9. August schrieb ich an Henriette, und diesen Brief scheint sie nicht erhalten zu haben, vielleicht geht es mit den Briefen

von und an Wilhelm eben so. Ich habe ihr nun heute geschrieben und sie gebeten, an Wilhelm zu schreiben und ihm unsre Verlegenheit zu melden. Warten kannst Du nun nicht, weder auf Wilhelm, noch auf die Staël; das siehst Du nun wohl. Wer kann auf dieses Wesen Rechnung machen? — Von Düsseldorf ist auch noch keine Antwort [da]. Alles wird trübe und trüber, der Krieg kömmt näher. Franken wird zuerst beunruhigt, zunächst Sachsen. Was beschliesst Hardenberg? und was gedenkst Du zu thun?

Die „Huldigung[1]" ist eines Deiner allergelungensten Lieder, so durchaus fertig; ich singe es den ganzen Tag, auch die Freunde entzückt es. Lebe wohl, mein geliebter Mann, grüsse Hardenberg's und die Paulus. Sie könnte wohl schreiben.

79.

Dorothea an Friedrich Schlegel[2].

[Köln 1806.]

— — Du erhältst Sinclair's[3] Brief; vielleicht willst Du ihm antworten. Es kamen auch noch Gedichte und der Gipfel der Cevennen von ihm, die ich nicht mitschicke, des Porto's halber. Du wirst sie ein andersmal lesen. Obgleich, wie Du behauptest, ich den Dativ und Accusativ nicht zu unterscheiden weiss, wie einer Berlinerin wohl ansteht, so getraue ich mir doch zu behaupten, dass ich

1) Fr. Schlegel's W. 10, 132.

2) Copie von Dorothea's Hand.

3) John Frhr. v. Sinclair, der unter dem Namen Crisalin drei Dramen über den Anfang, den Gipfel und das Ende des Cevennenkrieges geschrieben. Vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten 3 A. 4, 214 f.; Goedeke's Grundriss zur Gesch. der deutschen Dichtung 3, 68.

etwas geschickter mit der Sprache umzugehen weiss, als dieser Herr Geheimderath Sinclair. Er gebraucht die Sprache und Silbenmasse, wie man Würfel auf den Tisch hinwirft, oder wie man eine Hand voll kleiner Nüsse herausgreift und Grade oder Ungrade spielt. — An Ernst und Charlotte habe ich gleich wieder geantwortet. Es schien mir grausam, sie länger in Ungewissheit über Euch zu lassen, besonders über Wilhelm, der ihnen schon sehr lange nicht geschrieben, auch wegen der Mutter. Warum können wir so gar nichts für sie thun? Das betrübt mich sehr. Dann habe ich auch (wird es Dir recht dünken?) keine Zeit versäumen wollen, Ernst zu fragen, ob er wohl meine, dass man sich wegen Adelung's Stelle [1]) melden solle.

— — Die Angabe, dass die Gräfin es aus dem Lateinischen ins Welsche übersetzt habe, ist meines Erachtens eine Fiction [2]); das Ganze ist ja durchaus so deutsch — Charaktere, Erfindung und alles. Uebrigens französisch ist es auf keinen Fall nie gewesen; mit dem Worte welsch ist hier englisch verstanden; denn Maller (wie es im Texte heisst „ein welsches Wort") ist englisch und heisst einen Enterich [3]). — Von dem Liede von einem Schiffer [4]), das ich Dir gesungen haben soll, davon weiss ich mich durchaus nichts mehr zu erinnern, auch die Freunde wissen kein solches Lied; vielleicht hast Du es auf der Rheinreise von einem Schiffer gehört und meinst,

1) J. Ch. Adelung, als Bibliothekar zu Dresden gestorben den 10. September 1806.

2) Es ist die von Dorothea bearbeitete und von F. Schlegel herausgegebene Rittergeschichte ‚Lother und Maller', Frankfurt a. M. 1805 (F. Schlegel's W. 7) gemeint, welche nach der Vorrede die Gräfin Margarethe von Wiedemont, Herzogin von Lothringen, nach einem ältern lateinischen Original in die welsche Sprache übertragen hat.

3) In der Frankfurter Ausgabe S. 160.

4) ‚Der Schiffer' in Fr. Schlegel's W. 9, 108.

es von mir gehört zu haben, oder es steht etwa gar im ‚Wunderhorn.' Die Sonette[1]) schicke ich Dir; ich kann sie unmöglich an Hard[enberg] schicken, liebster Friedrich, ohne dass Du eine letzte Hand darangelegt hast, zumal da Du mir sagtest, das zweite Quartett im zweiten Sonett sei voller Grammatikfehler, und doch kann ich sie nicht herausbringen, ohne mir die Gedanken ganz zu zerreissen. Ueberdem weiss ich auch nicht, ob Du sie unter Deinem Namen geben willst; ich habe also nicht die Kühnheit, sie ohne weiteres abzusenden. Ich muss Dir auch nur gestehen, nun ich sie jetzt wieder gelesen habe, wollen sie mir gar nicht mehr gefallen; sie kommen mir *à la* ‚Florentin' vor, so kindisch und linkisch. Ein Sonett muss wie ein Ei sein, und diese haben mehr Aehnlichkeit von Wallnüssen. Kurz, mache Du damit, was Du willst. Folgende Aenderungen hätte ich gern in dem ersten meiner drei Sonette, wenn Du ihnen anders eine Stelle irgendwo einzuräumen würdigst; doch unterwerfe ich es zuvor Deiner Prüfung.

2. Quartett 2. Vers:

Wo vor der heil'gen Jungfrau und dem Sohne.

1. Terzett 3. Vers:

Dem Kinde, das im hohen Ernst erhaben.

2. Terzett 3. Vers:

Hoffnung ist alles, seliges Vertrauen.

1) Drei Sonette über das berühmte Dombild zu Köln, in Schlegel's ‚Gemäldebeschreibungen' (W. 6, 157 f., aber noch nicht in ‚Europa' 2, 2, 136, wo diese Kritiken zuerst erschienen) und in Merlo's ‚Köln. Künstler' 442 f. abgedruckt.

80.

Dorothea an Friedrich Schlegel[1].

Köln, 2. October [1806.]

Diesen Brief von Wilhelm habe ich seit einigen Tagen schon. Ich zögerte, ihn Dir sogleich zu überschicken, weil ich darin sah, dass er Dir nach Unterzell geschrieben und ich von Dir zu hören hoffte, dass Du seinen Brief erhalten. Da Du in Deinem letzten Brief an mich nichts erwähnst und noch über sein Stillschweigen klagst, so muss sein Brief an Dich wohl verloren gegangen sein. Daher schicke ich Dir nun sogleich diesen, damit Du Dich einigermassen darnach einzurichten wissest. Sein Brief ist ziemlich trocken, um nicht zu sagen unfreundlich. Die meinigen an ihn haben einen bessern verdient, sie waren sehr freundlich und ich suchte durch schwesterliches Zutrauen das seinige wieder zu gewinnen. Der alte Sauerteig scheint aber noch nicht aus seinem Herzen gewichen zu sein. Vielleicht auch macht ihn seine Kränklichkeit etwas verdriesslich. Ich habe ihm heute wieder geschrieben, weil ein Paket an ihn (wahrscheinlich von der Unger) hier an Dich adressirt worden, und ihn gefragt, was ich damit zu thun habe. Bei dieser Gelegenheit konnte ich aber doch nicht unterlassen, ihm einen ganz kleinen Nadelstich oder Mückenstich anzubringen wegen des Vorwurfs, den er Dir in seinem Briefe macht. Aber gar nicht bösartig. Ich sagte blos, er würde sich wohl am besten sagen können, wie man bei innerer und äusserer Unruhe und Unstätigkeit nicht dazu kommen kann, ein bedeutendes Werk zu Tage zu fördern.

Für Deinen letzten Brief tausend, tausend Dank, mein lieber Friedrich. Ich liebe es so, wenn Du mit mir schwatzest, und Du meinst immer, Du müsstest mir blos wichtiges

1) Copie von Dorothea's Hand.

und ausgemachtes schreiben. Das Schwatzen an sich ist so angenehm, wenn man sich liebt; was braucht denn da grosses ausgemacht oder bestimmt zu werden? Für die kleinen gedruckten ‚Sprüche‘ [1]) danke ich Dir; sie sind gar schön. Deine ‚Huldigung‘ habe ich an Wilhelm geschickt. Ich konnte es mir nicht versagen; leicht fährt ihm bei seiner jetzigen Schwächlichkeit etwas Spiritus davon in die Nase. — Wenn die Leute nur für ein Fettmännchen [2]) Verstand haben, müssen sie Dich auch ohne Namen kennen. Schick mir nur ja immer etwas mit; Du weisst ja, wie Du mich damit erfreuest. Dass Dir meine Sonette gefallen, ist mir ein wahrer Trost und eine Herrlichkeit, denn ich hatte viel Vergnügen, als ich sie machte. Du hättest sie ja doch unter Deinen Namen in den Almanach nehmen können, auch wenn Du Dich zu dem Uebrigen nicht nennst. Doch wie Du willst — wenn sie Dir nur gefallen, ich mache mir nichts aus dem Gedrucktwerden.

Sulpiz und Bertram sind heute wieder nach Düsseldorf. Wenn sie dort hören, dass es mit der Universität [3]) noch im weiten Felde ist, dann wird Sulpiz hier bei dem Klespe alles versuchen; eher konnte er nicht gut; aber es ist nicht viel zu hoffen hier; man klagt allgemein erbärmlich darüber, auch Wallraf; niemand ist zufrieden; vollends dass man täglich 2 Stunden lesen soll! Das ist ja eine wahre Aufopferung. Aber ich denke, die Professoren insgesammt werden sich eben nicht überarbeiten und werden es annehmen, bis sich etwas besseres zeigt; und so dächt ich machst Du es denn auch, wenn nämlich jeder andere Plan fehlschlägt und es auch mit der Staël nichts wird. Du hast immer noch 4 bis 6 Wochen, Dich zu entschliessen; vielleicht geschieht auch noch in Paris

1) In Rostorf's Dichtergarten und in Fr. Schlegel's W. 10, 71 ff.

2) Fettmannel, kölnische Münze, 8 Heller werth.

3) Vgl. Boisserée 1, 33.

etwas. Doch will Wallraf von Hinsberg gehört haben, dass sein ganzer elender Plan unverändert in Paris unterschrieben sei; hier ist er aber noch nicht. Du thust diesmal unsern hiesigen Freunden etwas Unrecht; sie thun, was sie können; es sind aber eben Kölner!

81.

Friedrich Schlegel an Philipp Veit in Berlin.

Köln, den 25. October 1806.

Es war mir eine rechte Freude zu hören, dass Du so fleissig bist, dass Herr Landschulz nicht nur im Lateinischen, sondern auch in der Mathematik mit Dir zufrieden ist und Deine Fortschritte lobt. Fahre nur unermüdet darin fort, damit er Freude an Dir hat und Dich lieb gewinnt. Es ist ein Glück für Dich, einen Lehrer zu haben, der so viel Kenntnisse hat und so viel Sorgfalt auf Dein Bestes verwendet.

In Würzburg, nicht in der Stadt selbst, aber auf dem Landgute am Main, hat es mir sehr gut gefallen. Ich blieb ungefähr 6 Wochen da; bei der Rückkehr war ich wieder in Heddernheim, doch war es schon unruhig und wurde bald schlecht Wetter; daher blieb ich auch nicht lange. Sie frugen alle sehr nach Dir und haben Dich noch nicht vergessen. Nantchen hat mir eine schöne weisse Weste gestickt. — Im Spesshart, zwischen Frankfurt und Würzburg, hörte ich das Alphorn blasen von einem Knaben; eigentlich müssen es zwei sein, die sich antworten. Dieses lässt sich aber nicht beschreiben, sondern man muss es selbst hören [1]). Der Spesshart ist der dichteste und grösste Wald, den ich je gesehen. Dagegen

1) Entstehung des Waldliedes ‚Im Spesshart‘, zuerst im Dichter-Garten S. 136 gedruckt.

sind die Wälder zwischen Mainz und Metz, deren Du Dich wohl noch erinnern wirst, ganz klein und durchsichtig.

Eigentlich sollte ich böse auf Dich sein, dass Du mir noch gar nicht geschrieben hast und auch an die Mutter nur noch so selten. Jetzt, da Dein Bruder Jonas wieder bei Dir ist, hättest Du doch Stoff genug. Ich habe mich auch desfalls bei Herrn Landschulz beschwert. Du musst ihn bitten, dass er Dir einige bestimmte Stunden dazu frei gibt, die Woche wenigstens ein- oder wo möglich zweimal; die musst Du denn auch ganz gewissenhaft dazu anwenden. Wenn Du auch einige orthographische Fehler machst, das nimmt die Mutter so genau nicht; ermuntre auch den Jonas, das Gleiche zu thun. Steingass ist jetzt in Mühlheim. Heckenradt war hier, Breuer habe ich aber noch nicht gesehen. Alle andern grüssen Dich vielmals; besonders Herr Renner, der immer nach Dir fragt und oft von Dir spricht. Vergiss seine guten Lehren nicht und behalte uns alle von Herzen lieb.

Dein Freund Friedrich Schlegel.

Die kleine Paulus ist eine grosse Mamsell geworden, sie hat auch recht nach Dir gefragt. Grüsse Jonas vielmals von mir.

82.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Dresden.

Köln, 1. November 1806.

Geliebter, ich sende Dir den Brief [1]), den ich soeben erhalte. Er ist herzlich betrübt, aber doch wird es Dir angenehm sein, so geschwind als möglich Nachricht zu haben. Von den Kosaken wird man wohl so bald nichts zu fürchten haben. Wie es heisst, soll Krusemark erst

1) von Karl von Hardenberg.

jetzt zu Petersburg Hülfstruppen verlangt haben, die man nur unter einer hinlänglichen Garantie der Unmöglichkeit eines Separatfriedens zugestanden haben soll; und dennoch ist Lucchesini in's französische Hauptquartier gesendet worden! Auch Karl[1]) ist nicht angesprochen und lässt noch nichts hören! Wenn es mit Lucchesini wahr ist, so ist ja ohnehin für diese Menschen gar nichts mehr zu hoffen. Noch sind keine Nachrichten aus Berlin hier! — Du wirst hoffentlich eine glückliche, angenehme Reise haben und Dich nun bald an Ort und Stelle sehen. Wie sehr wünsche ich, dass der Plan mit Brüssel gelingen möchte! Ich bin trotz allen Umständen recht gut hier wieder angekommen; das Fahren war mir eher gut als schädlich. Ich habe mich in Dein Zimmer etablirt den Tag über, auch das Kaltschlafen bekömmt mir bis jetzt gut; freilich ist die Kälte auch noch nicht stark. Ich grüsse und umarme Dich von ganzem Herzen.

83.

Dorothea an Friedrich Schlegel.

Köln, 6. November 1806.

Gestern Abend kamen die Papiere von der Schulcommission. Um nicht den grossen Bogen von der Ernennung mit der Post zu senden, will ich sie Dir hier gedrängt abschreiben. *Le Ministre de l'Intérieur, en vertu de l'arrêté du 19 vendémiaire an 12, et du décret du 22 brumaire an 14, arrête ce qui suit: Le Sieur Schlegel est nommé professeur de la seconde chaire de belles-lettres de l'École secondaire communale (de second dégre) de la ville de Cologne, dpt. de la Roër.* Champagny und Fourcroy unterzeichnet. Das ist alles! kein Wort weiter von den

1) Erzherzog von Oesterreich.

Bedingungen. Ich habe es dem Boten gesagt, dass Du nicht in der Stadt seist. Wallraf war auch wieder bei mir und schien etwas sondiren zu wollen; sprach auch davon, dass wir gewiss freie Wohnung haben würden, nur müssten wir bei der Commission förmlich darum anhalten. Antragen würden sie aber nichts können, was Dich vor den andern auszeichnete. Ich habe natürlich nichts bestimmtes geantwortet. Gestern stand es auch hier gleich in allen Zeitungen, dass Du ernannt seist. Du wirst ihnen doch unverzüglich schreiben?

Jetzt bist Du schon bei Deinem Bruder hoffentlich und wirst ja wohl gesund sein und alles gesund angetroffen haben. Wie begierig bin ich auf Nachricht von Dir! Von Berlin habe ich noch keine Nachricht bekommen. Wie mag es dort wohl stehen? Hast Du Rostorf's Brief bekommen, den ich Dir am 1. d. schickte? — Vorgestern ward hier wieder ein Sieg über die Preussen an der Oder verkündigt; Prinz August Ferdinand (Bruder von Louis) und der Fürst von Hohenlohe sollen gefangen sein [1]). Das Corps Preussen unter Lecoq, das in Westfalen stand, soll sich, wie man hört, zu den Schweden flüchten; der König soll auf der Reise nach Petersburg sein. Auch stand in dem ‚Beobachter‘ als ein „unverbürgtes Gerücht,“ die Oesterreicher hätten Schlesien besetzt und sich dort mit 250,000 Russen vereinigt. Ich schreibe Dir hier Nachrichten, die Du wahrscheinlich längst im Moniteur gelesen hast. Es ist die schöne Gewohnheit, Dir alles zu erzählen und über alles mit Dir zu schwatzen. Auch sind die Franzosen in Dresden, aber als Freunde. Ich will dieser Tage an Charlotte schreiben. Lebe wohl, schreibe mir etwas angenehmes, wo möglich; vor allen Dingen aber, dass ich Dich bald wieder haben soll.

1) Verlorenes Gefecht bei Zehdenick am 26. October und Kapitulation bei Prenzlau.

84.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Paris.

Köln, den 21. November 1806.

Sei mir gegrüsst du weitgereister, wohl erfahrner Held! Wo nehme ich nur eine Iris her, die Dir einige Vergissmeinnicht von mir bringe, damit der verrätherische Kelch an Dir vorübergehe, Du die unglücklichen Gefährten befreiest und die glückliche Heimfahrt auf reichbeladenem Schiffe findest! — Ja wohl hast Du als Schiedsrichter ein sehr schwieriges Amt, wo nicht gar ein unausführbares übernommen; im Reiche der Phantasie gelten ja weder Machtspruch noch Gründe und auch nicht das Ansehen der Personen. Wenn ich Wilhelm wäre, dann wüsste ich schon, was ich thäte; aber freilich wüsste ich es auch, wenn ich sie wäre. Da jene es nun beide aber nicht zu wissen scheinen, so ist der gute Bruder wohl sehr zu beklagen, er muss unfehlbar unter solchem Streiten zu Grunde gehen; der Himmel helfe ihm. Seit einigen Tagen liegt nun der gedruckte Schulplan, mit einigen Bogen voll Gewäsch, von der Commission hier. Das Paket hat 10 Tage bei Flügel für Dich gelegen, und da ich es erfuhr, habe ich es abholen lassen. Ich schicke Dir die dicken Bogen nicht; das Resultat davon ist, dass Du nicht etwa zwei, sondern drei Stunden lesen sollst, nämlich eine Stunde deutsch und französisch, eine andere Stylübungen in diesen Sprachen und eine dritte alte Sprachen und Autoren. — Kramp liest mit doppeltem Gehalt auch nur drei Stunden. Vom Gehalt steht in alle den gedruckten und geschriebenen Bogen kein einziges Wort; sie scheinen diese Stelle mit zarter Schonung zu umgehen. Wallraf hat mich eiligst versichern lassen: das mit den drei Lectionen sei offenbar ein Irrthum. Der arme Mann ängstigt sich sehr, weil er wohl merkt, dass Du es nicht

annehmen wirst. Ueberhaupt sind alle sehr unzufrieden und alle wünschen, dass Du doch annehmen möchtest. Wahrscheinlich haben sie im Sinn, Dich an die Spitze einer Schulrevolte zu stellen. Sie schicken einmal über das andre her und lassen sich nach Deiner Ankunft erkundigen. Schreib ihnen doch nur ja sogleich. Wenn Du annimmst, so erhältst Du die Monate October und November gleich ausgezahlt, sonst aber wohl schwerlich. Aber dies ist nur eine Notiz, kein Motiv.

Liebster Freund, über Wien mag ich Dir gar nichts sagen, Du wirst es wohl machen, und ich bin mit allem, was Du beschliessest, zufrieden. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass in dem jetzigen verhängnissvollen Moment etwas dort auszuführen sein wird. Der Krieg dort ist unausweichlich. Wird auch nicht im besten Falle die Zerstörung, die Erschöpfung auf das Höchste gestiegen sein und keiner Aussicht Raum lassen? — Ich hoffe gewiss, Du wirst Dich mit Henriette vereinigt, sie mit Deinem Vorhaben ausgesöhnt haben [1]; ich würde untröstlich sein, wenn sie unzufrieden mit uns wäre, denn ich habe jetzt mehr als je die Hoffnung, sie ganz mit uns zu vereinigen. Unterlasse nichts, mein lieber Freund, was dies befördern kann. Ueber Klinger muss ich mich wundern, dass er bei Henrietten so leicht andrer Meinung geworden ist, da er hier doch so bestimmt für den Plan sprach. Neuig-

1) Die feingebildete Henriette Mendelssohn, welche einer Pensionsanstalt in Paris vorstand, erkannte damals in Sachen der Religion keine andere Erkenntnissquelle an als die Vernunft und zeigte sich anfangs ungehalten, als Schlegel mit seiner Frau sich 1808 in die katholische Kirche aufnehmen liess; folgte jedoch später (1814) als Erzieherin der Tochter des Generals Sebastiani dem Beispiele ihrer Schwester Dorothea. Vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten 3, 136 ff.; 4, 137; dessen Galerie 1, 63; Hensel 1, 53 ff.; Rosenthal 1, 165; H. Chézy in der Augsb. Allg. Ztg. 1839, Beilage S. 1882.

keiten schreibe ich nicht, wir haben keine andern, als die der Moniteur liefert; auch in der ‚Hamburger Zeitung‘ stehen keine andern. Der ‚Beobachter‘ widerspricht der ‚Lemberger Zeitung‘, nach welcher 16 Colonnen Russen, jede zu 12000 in's Preussische eingerückt sein sollen. Diese Russen sind ein wahres Problem; sie kommen immer und sind nie da. Hattest Du vorher je eine Ahndung von einer so dummen Niederträchtigkeit als der „Ihr seid das Salz der Erde; wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“ Das ist ein gutes Motto. Den Bülow habe ich gelesen. Dass auf ein solches Buch [1]) nicht die Todesstrafe oder Verlust der Freiheit auf lebenslang steht, das ist ein Commentar zu dieser verworrenen Zeit. Seine Einsichten in dem Militärwesen, die muss ich übergehen; aber was sein politisches Raisonnement betrifft, das ist seicht und absichtlich verdreht und das Resultat davon ein wahres Haupt-Staatsverbrechen, mehr als Königsmord. Dabei ist er reichlich mit Witz gesegnet, der aber hier ein Frevel ist; und er selber ist dabei eine Art Gemische von Brentano und Jean Paul. — Wenn Du Helmine [2]) siehst, so schreibe mir doch von ihr und grüsse das arme Kind. Sei doch, ich bitte Dich, nicht so schreibfaul und frische auch Henriette zum Schreiben an. Gott weiss, es ist jetzt das einzige Erfreuliche, was mir begegnet; der Briefträger ist mir der liebste Besuch. Denk Dir, Friedrich, ich habe aus Berlin noch immer keine Nachricht! — Ich hoffe in Deinem nächsten Briefe einen kleinen, zierlichen, wohlstylisirten Wechsel zu finden, denn — die Wahrheit zu sagen — es fängt an etwas schlimm mit mir zu stehen. Auch muss ich Dir leider sagen, dass ich die Birnen nicht länger aufbewahren kann, sondern sie nur schnell verzehren muss, wobei es Dir wohl eben nicht

1) Geschichte des Feldzugs von 1805.

2) Chézy.

viel hilft, dass ich jedesmal Deiner dabei gedenke. Lebe wohl, theurer geliebter Freund, und nimm Deine Gesundheit wohl in Acht. Viele Grüsse an Wilhelm.

85.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Aubergenville[1]).

[Köln 1806.]

Dass Du auf der Bibliothek es nun dennoch so weit zu bringen wusstest, Indica mitnehmen zu dürfen, ist ein schöner Triumph. Ich bin recht froh darüber; desto weniger wirst Du Paris vermissen. Es ist wahr, dass Du es meisterlich verstehst, Dir jede äussere Lage zum innern Nutzen zu bringen; darüber muss man Dich loben. — Um die hiesige Schulsache verliere doch nur ja keinen Schritt mehr; es ist nichts damit. Freilich würdest Du wie andre den Gehalt einstecken können, ohne etwas dafür leisten zu dürfen. Der ganze Plan scheint nur ersonnen, um nicht ausgeführt zu werden, die Gesetze blos zum Uebertreten gegeben. Das wäre nicht passend für Dich. — Wird Frau von Staël nichts einbüssen bei den neuesten Verordnungen gegen England? Ich bin in Sorgen deswegen.

Veit ist, wie es scheint, sehr ängstlich wegen der Lage der Kaufmannschaft. Noch steht das Haus, ich ängstige mich etwas, dass es aber dem Strome nicht wird widerstehen können. Die Kinder schreiben wenig und genirt, sie scheinen in der Beängstigung nicht zu wissen, was sie schreiben dürfen und was nicht. Dich grüssen sie beide. Landschulz will *à part* schreiben.

— — Eigentlich kann ich mir nicht vorstellen, wie

1) Bei der von Paris verbannten Frau v. Staël auf dem Schloss Accosta in der Normandie. — Copie von Dorothea's Hand.

Du Philosophie französisch vortragen kannst; zum Glück versteht die Staël lateinisch, das wird doch wohl oft aushelfen müssen. — Glaubst Du nicht auch, dass Wilhelm und Henriette eigentlich für einander passen würden? Aber ich fürchte, ich fürchte, Wilhelm hat es verlernt, eine Frau glücklich zu machen, also auch selbst glücklich zu sein. Mir könnte nichts lieberes geschehen, als wenn die beiden sich doch noch fänden; wer kann wissen? — —

Also Freimaurer-Einfluss bei euch? Das ist uns neu! Nach der Antwort auf das preussische Manifest und aus manchen einzelnen Aeusserungen glaubten wir an ein Uebergewicht des *ancien régime.* Da haben wir uns also geirrt. Mein Verdacht wegen Magdeburg muss doch noch nicht ganz ungegründet sein. In einer deutschen Zeitung wird dem widersprochen, als hätten die Bürger die Uebergabe gefordert; im Gegentheil waren sie erstaunt und lehnten sich gegen die ganze schnelle Uebergabe auf. Wer ist der alte Uttenhofen, der die kleine Veste Plassenburg mit so ritterlicher Courtoisie vertheidigt[1])? Gehört er zu Hardenberg's? Nützt es auch sonst eben nichts, so ist ein solches Zeichen von Ehre und Gewissen doch sehr erquickend zu dieser Zeit, wie ein Palliativmittel bei einem heftigen Schmerz; man hat doch einen Moment zu einem freien Athemzug. — — Sehr erfreulich ist es zu sehen, wie die deutschen Blätter, die Jenaer ‚Litteratur-Zeitung' an der Spitze, in Vergötterung, Anbetung und liebkosender Schmeichelei sich überbieten gegen

Ich möchte wissen, ob es gut von den Officieren ist, dass sie sich auf ihr Ehrenwort nach Hause schicken lassen, während ihre Gemeine in's Elend wandern müssen. Vielleicht ist es gut, vielleicht erlaubt es ihnen die Ehre;

1) Am 11. October hatte derselbe erklärt, die Veste bis auf den letzten Mann vertheidigen zu wollen, kapitulirte aber schon am 25. November, bevor der Feind ein Geschütz abgefeuert hatte. E. v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Bd. 2, 335 ff.

mir aber empört sich all mein Blut dagegen, wenn ich sehe, wie die armen Menschen behandelt werden und leiden müssen. Wir haben nicht von einem gehört, der es vorgezogen hätte, mit seinem Corps Glück und Unglück zu tragen. Das gefällt mir schlecht. — In Berlin, heisst es, werden eine Menge Eide abgelegt.

— — Schreibe mir ja oft, wenn Du nicht Dich der Gefahr aussetzen willst, dass ich selber komme. Meine Geduld hat eine Glasnatur: sie lässt sich sehr lang ausziehen, dann plötzlich bricht sie ab. — Nennst Du Deine Lebensweise einförmig, so kann ich getrost die meinige unförmig nennen. Ich finde nicht, dass Du Ursache hast, Dir Abwechslung zu wünschen, besonders zu Briefen an mich braucht es gar keine Neuigkeiten; eine liebende Frau hört nichts lieber von dem Geliebten, als immer das Alte. Für den Bericht Deines Lebenslaufs dort danke ich recht sehr; ich kann Dir nun Stunde für Stunde folgen und Deine Bahn berechnen, die unzuberechnenden Kometen ausgenommen, die Du unter dem Namen „frivole Erscheinungen“ aufzählst, von denen Du aber viel zu wenig Details giebst. Zu meinen Ansprüchen gehört die Forderung an die Dankbarkeit Deines Bruders und der Frau von Staël und ich bestehe ganz kühn darauf, dass Ihr wenigstens einmal im Tage meiner gedenken sollt An ‚Corinne‘ [1]) will ich meinen besten Fleiss thun. Aber mit dem bogenweisen Erhalten des Originals bin ich unzufrieden. Es ist gar nicht möglich bei einer solchen fabrikmässigen Behandlung und ohne das ganze Werk gelesen zu haben, den Geist desselben nicht zu verfehlen. Ich dringe also auf das ganze Original, bevor ich weiter arbeite. Ueber ‚Lother‘ habe ich keine neuen Aufschlüsse

1) *Corinne ou l'Italie*, Roman der Frau von Staël, übersetzt von Dorothea, herausgegeben von F. Schlegel. 4 Thle. Berlin 1807 f.; neue Aufl. Berlin 1822. Vgl. Fr. Schlegel's Biographie von Feuchtersleben in Schlegel's W. 15, 276.

zu geben; Du hast es wohl völlig vergessen, dass das Manuscript altdeutsch ist.

86.

Dorothea an Friedrich Schlegel [1]).

[Köln 1806.]

— — Wie sollte ich mich über Deine Neigung zum Alfred [2]) wundern, da es so ganz und gar mit meinen Gefühlen übereinstimmt! — Auch mir ist diese platte, leere, übermüthige, gedankenlose, kalte Fortuna jetzt mehr als jemals verhasst. Aus diesem Gesichtspunkte muss man allerdings Guido's Darstellung bewundern und loben, nur müsste die Kugel nicht so einsam rollen, ihr Lauf müsste von aller Art von Dummheit und Schlechtigkeit befördert und triumphirend reich begleitet werden. — An Deiner Vorliebe für Karl V. freue ich mich, wie Du wohl denken kannst, aus eben dem Grunde recht von Herzen, und wünsche keinem Deiner Werke einen schnellern Fortgang als diesem. Wie rührend war mir gleich dieser sanfte königliche Held in seinem Kampfe gegen die schlechte Zeit, die er vergeblich aufzuhalten bemüht war; wie tragisch und heilig, dass er endlich ermattet und noch liebevoll diesen ganzen Kampf gegen sich selber wendet und durch seine Büssung versucht, den Himmel zu versöhnen! Wie gehört es so ganz mit zu seinem tragischen Schicksal, dass ihm auch dies in den Augen der Welt eigentlich misslingt und ihm, gewiss ohne sein Zuthun, blos dadurch, dass seine Intention nicht von den verkehrten Zeitgenossen recht gefasst wird, zu einer Art von Komödie

1) Copie von Dorothea's Hand.

2) Schlegel beabsichtigte, den König Alfred und den Kaiser Karl V. dramatisch zu behandeln.

herabgewürdigt ward, und dass er bis jetzt nach diesem Misslingen verurtheilt und verkannt wird! Nichts wird mich mehr erfreuen, als wenn ich sehen sollte, dass Du den lang verkannten Helden in seinem wahren Lichte erscheinen und sein Andenken segnen lassen wirst. Man kann wohl sagen, dass mit ihm die deutsche Kaiserwürde zu Grabe ging. Mich dünkt, Du wirst bei diesem Stück nicht so auf die feine Ausarbeitung der einzelnen Charaktere als nur auf eine richtige, wahre Darstellung der ganzen Zeit zu sehen haben, wodurch der Charakter des Helden wie von selbst hervorspringen muss. Bei Alfred ist dies aber, wie mich dünkt, ganz anders. Dieser interessirt blos durch sich selber, ohne Gegensatz; er lebte in seiner ganz würdigen Heldenzeit; sein Unglück war auch nicht so innerlich und so nothwendig, so unabänderlich wie Karls und musste daher auch endigen. Es ist eine ganz andre Art von Interesse, welches er erregt; bei ihm also muss es mehr auf eine feine Charakteristik und auf eine künstlichere Darstellung ankommen, viel mehr Persönlichkeit. Aber es ist ein würdiges Gegenstück zu Karl V. Ich freue mich ganz unbändig auf Deine Arbeit.

Mit der Geschichte von Oesterreich fürchte ich aber wirst Du viel Verdruss und Langeweile haben. So belehrend die Völkergeschichten sind, so verdriesslich kommen mir die Staatengeschichten vor; man kann doch ganze Reihen von Jahren lesen und findet nur sehr selten irgend einen Punkt, auf welchen man mit unbeleidigtem Gefühl und Wohlgefallen zurückschauen und ausruhen kann. Vielleicht aber liegt der Fehler an den Geschichtschreibern, besonders der neuern Geschichte, dass sie mich so verdriesslich machen. Ich habe in Deiner Bibliothek eine Geschichte von Joseph I. gefunden, worin ein Theil des spanischen Successionskriegs erzählt wird. Wenn der Autor treu ist, so habe ich viel Mitleiden mit Dir, wenn Du erst an diese Periode kommen wirst, denn nach dieser

Geschichte hat das Haus Oesterreich wenig Ehre davon; läugnen kann ich aber nicht, dass ich nichts mehr zu erleben wünsche, als die Vollendung dieser Deiner neuen Arbeiten. Ich suche all mein Denken dem Deinigen anzupassen und Dich ganz zu verstehen; darum schreibe ich Dir alle diese Gedanken; sei also nicht verdriesslich über das, was Dir wie Gewäsch vorkommen muss. —

Von meinen Kindern habe ich seitdem mehrere Briefe gehabt. Jonas sucht immer mehr sich an mich zu schliessen, ich schreibe und antworte ihm oft. Philipp ist der gewöhnliche angenehme Hanswurst; er hat sich sehr genau erkundigt, ob Du noch nicht wieder in Köln wärst, er wollte Dir schreiben; ich habe ihm aber zu verstehen gegeben, dass er auf jeden Fall seinen Brief nur herschicken soll. Jonas schreibt mir am 10. December: „Es gehen wieder viel wichtige Dinge vor, aber den Finger auf den Mund!“ Gott weiss, was er damit meinte. Auch von der armen Herz habe ich einen Brief gehabt. Sie fürchten, die Wittwenkasse möchte genommen werden [1]), dann ist sie sehr unglücklich; auch meine Mutter verliert dann alle ihre Einkünfte! Von Veit schreibt sie mir, er wäre ruhiger und gelassener als alle die andern, obgleich auch er sehr viel verlieren kann. Da die Kinder noch später geschrieben haben, worunter er selber auch ein paar Worte setzte, die aber von keinem neuen Unfall sagten, so scheint es bis jetzt noch ganz leidlich mit ihm zu stehen. Von Schleiermacher schreibt die Herz, dass er wieder einen Ruf nach Bremen habe, dass er sich aber nicht entschliessen könne, Halle zu verlassen, bis es ausgemacht gewiss sei, dass es sich niemals wieder heben wird. Der Commandant wollte die Ruhe der Studenten nicht verbürgen, daher wurden diese sogleich fortgeschickt und die Universität also aufgehoben.

1) Vgl. Henriette Herz von Fürst S. 56.

Unter andern Kostbarkeiten aus der Bibliothek von Wolfenbüttel kömmt auch ein Manuscript der ‚Edda' nach Paris. Wenn ich die ungeheuern Schätze der Kunst und Gelehrsamkeit bedenke, die nach und nach in diesem Paris aufgehäuft werden, so gerathe ich doch in Versuchung, es manchmal zu wünschen, dass Du dort ein Bleiben fändest! — Brinkmann ist in seinem Vaterlande Regierungsrath und Ritter vom Nordstern geworden.

— — Was Du mir übrigens über Deine Vorsätze in Rücksicht der Philosophie und der Confession schreibst, enthält einigermassen Widersprüche, die ich bitte mir aufzuklären, wenn Du nicht wahrhaftig so bald wieder hier bist, dass wir uns mündlich verständigen können. Nämlich: „Du bist entschlossen, den poetischen Theil als Mysterien wegzulassen und die Kritik der Systeme, die Encyklopädie und die Grundsätze der katholischen Theologie und Moral drucken zu lassen[1])." Dann sagst Du: „Das System mit dem poetischen Theil müsste nach dem gewiss erfolgenden tausendfachen Missverständnisse vor dem Schritt erscheinen." Wie meinst Du dies nun also? Nach dieser Aeusserung müsste denn entweder der poetische Theil des Systems auf immer wegbleiben, weil Du ihn nach dem Uebertritt zur Kirche nicht bekannt machen kannst, oder dieser Uebertritt selber soll aufgeschoben werden, bis es rathsam geworden, das System zu drucken. Ich verstehe das nicht recht. Oder wäre es Deine Meinung, diesen poetischen Theil erst nach Deinem Tode bekannt werden zu lassen?

Was nun das Bekenntniss oder den Uebergang zur Kirche selbst betrifft, so muss ich Dir wohl bekennen, ich wünschte nicht, dass Du Dich von irgend einer ge-

1) Schlegel's ‚Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804 bis 1806' (1—4 Th.) wurden erst nach dessen Tod von seinem Freunde Windischmann (Bonn 1836 f., die 2. A. 1846) herausgegeben.

heimen oder öffentlichen Rücksicht länger von der wirklichen Ausführung abhalten liessest. Lass uns nicht, geliebtester Freund, das Ungewisse, Unsichere in unsrer äussern Lage — das doch immer auf irgend eine Art ungewiss und schwankend bleiben muss — uns durch die innere Unsicherheit unerträglicher machen. Hier muss ja jede Rücksicht schweigen und nur die innere Stimme herrschen. Die Rücksicht freilich wegen der Mutter ist heilig; um ihrentwillen müssen wir sehr schonend zu Werke gehen, um sie nicht heftig zu kränken; aber ganz hemmen darf uns diese Rücksicht, so heilig sie ist, dennoch nicht. Kannst Du vorher wissen, welchen Eindruck Dein Bekenntniss, im Fall es ihr bekannt würde, machen wird? Müssen wir nicht glauben, dass das, was uns entzündet, in jedes guten Menschen Seele einen Funken entzünden kann? Können wir denn so gewiss sein, dass sie uns fluchen wird, und müssen wir nicht vielmehr hoffen, dass der heilige Geist sie erleuchten kann, wie er uns erleuchtet hat? Aber die ganze Besorgniss ist übrigens überflüssig. Wenn Du selber es nicht absichtlich öffentlich ankündigst, so wird nicht der geringste Lärm davon entstehen. Der Act geschieht in der grössten Stille; keine Pflichten des katholischen Christen sind öffentlich; der Gottesdienst ist vom Anbruch des Tages an, man kann die Stunde wählen, welche man will, und nur im Nothfall ist es Pflicht, öffentlich zu bekennen. Dass Du dem Geiste nach längst katholisch bist, das weiss die ganze Welt[1]; Charlotte weis es auch; vor zwei Jahren glaubte sie ja schon, dass Du zur Kirche bereits übergegangen wärst und sie hat nicht die geringste Unzufriedenheit darüber geäussert, auch nichts von der Mutter darüber erwähnt. Entweder man hat diese schon mit Deinen Gesinnungen bekannt gemacht,

1) Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 24. 27 u. Fr. Schlegel's Fragmente vom J. 1806 in Windischmann's Supplementen 4, 444—453.

und sie findet sich darin, oder sie erfährt ganz und gar nichts davon, was mir auch sehr wahrscheinlich ist. Wer wird die alte Frau davon unterhalten? Noch einmal sei versichert, dass alles, was die Form oder die Cäremonie des Uebertritts betrifft, ohne alle Anstrengung an sich selber geheim oder wenigstens still bleibt, wenn man nicht selber ein Aufhebens davon machen will. Wilhelm hat davon keine richtige Vorstellung; dieses geräuschvolle Bekanntmachen ist ganz dem katholischen Wesen entgegen, ist vielmehr protestantisch.

87.

Dorothea an Schleiermacher in Halle.

[Köln, im December 1806 oder Januar 1807.]

Ich schrieb Ihnen immer nicht, liebster theurer Freund, weil ich Ihnen so sehr vieles zu schreiben hatte; wo sollte ich anfangen? Und immer mehr häuften sich die Gedanken, und immer voller ward mir das Herz! Zu Stunden lang gehe ich einsam in meinem weitläuftigen Zimmer auf und ab und meine Seele weilt bei Euch. Ihr Armen, Zerstörten, Zertrümmerten, die ich so gerne trösten, so gern wieder einmal um mich versammeln möchte! In den Zeitungen suchte ich nichts so eifrig als die Namen Berlin, Jena, Halle; auf der Landkarte ruhten meine Augen auf diesen Orten, als hätte ich Euch selbst dort finden, Euer Schicksal darin erfahren können. Hätten Sie mich so gesehen, es wäre Ihnen sicherlich viel lieber gewesen als ein Brief; wie können diese armen Zeichen Ihnen wohl eben so gut von meiner ängstlichen Sorge, von meiner unwandelbaren Liebe sprechen? —

Sie verlangen etwas von mir über mein Leben zu hören. Meinen Sie das äussere oder das innere Leben? Das eine ist so überschwänglich reich, als das andre arm

ist; urtheilen Sie nun selber, ob ich mehr zu beneiden oder zu bedauern bin. Freilich bin ich sehr allein, aber das verstehe ich besser zu sein als die meisten Frauen; das wissen Sie wohl; die Einsamkeit wird mir durch die Gewohnheit immer werther. Wenn ich meine Lage standhafter als manche andre ertrage, so darf ich mich dessen keineswegs als eignen Verdienstes rühmen; was würde einem mit einem Bewusstsein, als das meinige ist, nicht leicht? Mit meiner Gesundheit geht es auch ganz leidlich; ein hiesiger Arzt hat mich aus den meisten meiner so fatalen Zufälle ganz herausgerissen; der Schwindel, diese Krankheit aller Krankheiten, hat sich gänzlich verloren. Ausser den Verordnungen dieses so ganz vorzüglichen Arztes mag auch wohl der gute Wein und die reine Luft schuld an meinem Besserbefinden sein; man lebt hier besser, zu einem mässigen Preise, als irgendwo sonst. Trost, Mittheilung, Liebe, Musik, Malerei und wohlthätige Thränen finde ich in der Kirche. Uebrige Details würden Ihnen nichts weiter lehren, da Ihnen meine ganze Umgebung fremd ist; wie dem aber auch sei, Sie haben sehr recht, ich bin und bleibe ganz die Alte! Ist auch manches als Form sichtbar geworden, was sonst als Stoff tief in mir verschlossen lag, so wird mich das für Sie nicht verändert haben. Ihrem freundlichen Forscherblick wird nichts neu und nichts unbekannt von mir erscheinen; für den, der mich so kennt, bleibe ich die Alte! — Oft fand ich schon, dass grade dasjenige, was mich am meisten schmerzte, in der Folge eine neue Quelle von Glück für mich war. Niemand hat wohl mehr als ich Ursache, sich ganz ohne Widerstreben der leitenden Hand der Vorsehung zu überlassen. Oft ist mir, als geschähe alles mit mir nur darum, um mich so zu machen, wie ich bin! Doch nun genug von und über mich; ohne Ihre rührende freundliche Liebe hätte ich noch lange nicht zu versuchen gewagt, nur so viel zu sagen.

Das Traurige Ihrer Lage, lieber Freund, ist mir ganz und gar bekannt. Ich kann diese mir um desto deutlicher vorstellen, da ich auf meinen Reisen und bei dem dauernden Aufenthalte in den eroberten Ländern genugsam Gelegenheit fand, mich durch meine eignen Augen von dem unsäglichen Elend zu überzeugen, das sie allenthalben ausstreuen. Wo litten nicht unzählige Beamte aller Stände, jedes Alters und Geschlechts den bittersten Mangel? Und das schon seit länger als zwölf Jahren! Und das mitunter Leute von entschiedenem Verdienst, Männer von unerschütterlicher Treue gegen ihr Vaterland; einer Treue, die beispiellos noch jenseit der Hoffnung fortdauert! Aber, mein lieber Freund, warum haben Sie den Ruf nach Bremen ausgeschlagen? Der Grund, welchen Sie angeben, kann nicht der wahre sein, Bremen ist ja auch Deutschland, so gut als Halle. Man nimmt hier auf eine wahrhaft rührende und belehrende Art Antheil an Preussens Schicksal, und man fürchtet wohl mit grossem Recht, dass auch auf den letzten Fall die Aussichten für Lehranstalten und Universitäten dort so bald noch nicht wieder sehr erfreulich sein dürften. Alles, meint man, würde und könnte nicht anders als von dem Verhalten der Armee abhängen; und unter dem unausweichbaren Einfluss der Russen (und zwar der Urrussen) würde die zuerst nothwendige und beschützte Bildungsanstalt wohl die sein müssen, wovon neulich bei Gelegenheit der Magdeburger Offiziere die Rede war. Wenn Bitten einer treuen Freundin etwas über ihre vorgefassten — Grundsätze vermögen, so nehmen Sie jenen Ruf an, wenn es noch Zeit ist. Retten Sie sich, theurer Freund, retten Sie Ihren künftigen Einfluss auf die, nicht Preussen, sondern Deutschen!

— Es ist keinem Ulmer eingefallen, die Berge nach dem Sieger zu benennen [1]) oder ihm ein Monument da zu

1) Der Landgrafenberg, das Schlachtfeld von Jena, wo Napoleon 1806 bivouakirt und 1808 die berüchtigte Hasenjagd ver-

errichten, wo er Befehl gab, tausende ihrer Mitbürger zu erwürgen und das Vaterland zu unterjochen! Dieser sinnreiche Gedanke blieb dem gebildeten Norddeutschen übrig. Von den Oestreichern, besonders von den Wienern spricht der französische Soldat aber auch mit einer sehr ernsthaften Haltung und einer gewissen Hochachtung; wir wissen, woher das kömmt, und erwarten jetzt, ob er dasselbe Betragen beobachten wird, wenn von seinem jetzigen Feinde die Rede sein wird. Bis jetzt haben wir dazu nur sehr schlechte Aussichten; jedermann ist indignirt über die hochmüthige Anmassung, womit dieser gepriesene Anker, der nicht einmal ein Nothanker ist, sich über das gesammte Deutschland erheben wollte; der Unverstand und der egoistische Eigennutz, womit es den Süden vom Norden trennen wollte und das Erste gleichsam verstiess, war seit lange schon ein Gegenstand der Verabscheuung. Sehen Sie, lieber Schleier, so sehr bin ich noch die Alte, dass ich unter Thränen mich dennoch nicht des Lachens enthalten kann, wenn ich mir die Berliner schöne Welt denke, die bis jetzt das Wort Feinde äusserst delikat, gleichsam nur wie in der allegorischen Schmiede gekannt haben, dass diese nun so plötzlich nicht allein natürliche grobe Feinde, sondern sogar den wahrhaftigen bösen Feind, den sie so lange geläugnet oder ignorirt hatten, bei sich in ihren geschmackvoll verzierten Zimmern hausen sehen und durch die eignen Schläge gezwungen werden, ihn anzuerkennen! Schmälen Sie nicht zu sehr auf mich, lieber Schleiermacher, ich kann es wahrhaftig nicht lassen. Wären Sie nur hier in guter Nähe bei mir, Sie müssten mit mir lachen, wenn ich erst mit Ihnen geweint hätte. Ich weiss nicht, was Friedrich

anstaltete, ward in Napoleonsberg umgetauft. — Der Vergleich zwischen Ulm und Jena ist wohl veranlasst durch die sarkastische Bemerkung gegen die in Ulm kapitulirenden österreichischen Edelleute in Arndt's ‚Geist der Zeit' 2 A. 1, 383 f.

Ihnen über den Krieg und die Kriegserklärung und den nicht Pressburger Frieden antworten wird, aber es juckt mich gewaltig, Ihnen das mitzutheilen, was man allgemein davon denkt. Der Krieg, meint man, wäre so hochmüthig, eigennützig und *mal à propos* angezettelt, als lumpig und miserabel geführt; an der Kriegserklärung wäre das *mea culpa, mea maxima culpa,* womit jeder Artikel wie eingefasst ist, das treffendste und schicklichste, und was den nicht Pressburger Frieden betrifft, so meint man, es wäre wohl nicht des Friedliebenden Schuld, dass er nicht geschlossen *et qu'il y a du russe là dedans;* dass er übrigens ein sehr wichtiges Motiv weniger gehabt habe, einen so trostlosen Vergleich zu schliessen als der Pressburger, da der Sieger ihm nicht wie diesem damals die ungeheure Treulosigkeit des Verbündeten so unumstösslich darlegen konnte. Sie sehen, lieber Freund, ich mag gern kannegiessern; ausser dass wohl jeder Mensch jetzt einigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, die man nicht mehr Politik nennen darf, nehmen wird, so muss ich es noch ganz besonders, und ich fühle mich von tausend Seiten dazu angeregt; auch macht wohl meine Einsamkeit, und dass die einzigen Menschen, welche ich sehe, darin leben und weben, dass ich gern und viel darüber spreche; dergleichen hängt einem sehr leicht an.

Aber, bester Freund, ziehen Sie nach Bremen; ich will nicht aufhören, Sie durch Bitten und Zureden dazu zu vermögen. Die harte Behandlung ist ja, wie Jette schreibt, die Schuld des Commandanten. Doch da Sie nichts davon zu wissen scheinen, ist diese Vermuthung wohl ein Irrthum. Ist etwa Reichardt's Buch[1]) in Halle

1) Napoleon und das französische Volk unter seinem Consulate. Germanien 1804. Später unter dem Titel: Napoleon, wie er leibt und lebt, und das französische Volk unter seinem Consulate und unter ihm. 2 Bde. Germanien und Petersburg 1804 und 1806. Graf von Schlabrendorf ist der Verfasser und J. F. Reichardt der

gedruckt? Sollte überhaupt nicht Reichardt die Ursache dieses ausgezeichneten Hasses sein! Eine solche Rache liegt sehr im Charakter Wer das kennt, der wird diese Vermuthung keineswegs übertrieben finden. — Ein Religionskrieg? Doch wohl so bald noch nicht; dazu fehlt es wohl am besten. Uebrigens, mein Freund, wo sind denn zuerst Schriften, die laut und vernehmlich wieder die alte Spaltung predigten und eine Partei gegen die andere versammelten[1]), wo sind diese jetzt bei Gelegenheit des Krieges wieder zuerst öffentlich anerkannt, beschützt und angepriesen worden? In Frankreich war nicht die Rede von einem solchen Motiv, wodurch man sich nicht allein von dem verrathenen verlassenen Süden losmachte, sondern ihn geradezu als feindlich erklärte. Jedermann war indignirt über diesen gleichsam officiellen Aufruf unter eine protestantische Fahne, da es ganz Deutschland galt. Und wie viel man andrerseits für den Katholicismus thut, davon geben die Hunderte der zerstörten Kirchen und Klöster, die Tausende der verhungernden Geistlichen die niedlichsten Beweise. O, ich bitte Sie, geben Sie es doch einmal auf, den Mittelpunkt Deutschlands da zu wähnen, von wo aus ganz Deutschland zertrümmert ward. Wer hier in diesem verkannten, verstossenen Theil des Vaterlandes trotz dieser Misshandlung die innige Theilnahme an Preussen sah, der fühlte sich angezogen und auf ewig vereint mit diesem sanften Geist der Liebe dieser edlen Völker, die in ihrer geräuschlosen demüthigen Treue mehr duldeten und mehr leisten können als jene prahlende . . .

Lassen Sie mich, theurer lieber Freund, Ihren nächsten Brief aus Bremen datirt finden.

Herausgeber des 1., J. A. Bergk der Uebersetzer des 2. Bandes und Campe in Hamburg deren Verleger.

1) Dorothea hat wohl Arndt's unzeitige Ausfälle gegen den Katholicismus und die Fürsten und Edelleute Süddeutschlands in der i. J. 1806 erschienenen Schrift ‚Geist der Zeit' im Auge.

88.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Aubergenville.

Köln, Sonntag Abend 4. Januar 1807.

Das Weihnachtsfest und der Neujahrstag sind mir recht betrübt vorübergeschlichen, da ich keinen Brief und kein einziges Zeichen der Liebe erhielt, das mich erinnerte, dass ich noch irgend einem lebendigen Menschen auf dieser Welt angehöre. Wenn Du es lächerlich findest, dass ich grade diese Art von Anspruch mache, so kann ich Dir freilich nichts darauf sagen, als mit Zerbino sprechen, dass der Aetna viel leichter den ganzen Philosophen Empedokles habe verdauen können als dessen Schuhe. — Dieser Brief von Schleiermacher, dem einige Zeilen für mich beigefügt waren, konnte mich eben auch nicht erheitern. Um mir aber einige Gemüthsergötzung zu schaffen, habe ich ihm geantwortet und meine üble Laune in ein leises Schimpfen auszudrücken gesucht; wenn er böse darüber wird, ist es mir auch gleichgiltig. Die Schulcommission ist betreten wegen Deinem Nichtantworten, unter allerlei Conjuncturen macht sie auch die, dass Du in Paris gegen sie intriguirst; ich suche es so viel als möglich zu widerlegen.

— — Dass in Hessen und in der Grafschaft Lingen in Westphalen Unruhen ausgebrochen sind, wirst Du vielleicht schon im Moniteur gelesen haben. Die Menschen scheinen alle jetzt wie nach einem Donnerschlag aus einer Betäubung zu erwachen, aber wie mich die Armen, Hülflosen dauern, kann ich gar nicht beschreiben. Was wird es ihnen helfen? Erinnere Schleiermacher, dass er doch auch nicht so gar frech schreiben möchte, auf's wenigste riskirt man, den Brief nicht zu erhalten. Der Professor Benzenberg aus Düsseldorf war schon wieder da, voller Ungeduld, seinen künftigen Collegen kennen zu lernen;

Du darfst aber eben nicht ungeduldig auf seine Bekanntschaft sein, obgleich er sein Publikum haben mag. Er hat mir die Nachricht mitgetheilt, dass Sophie Brentano[1]) im Kinderbett gestorben ist. Du hast nun eine gute Freundin weniger auf Erden und eine mehr im Himmel. Ich war doch recht erschreckt, als ich es hörte, und habe heute in der Messe ihrer in meinem Gebete gedacht. Pater Albert und die Familie Debêche empfehlen sich Dir und wünschen Dir ein glückliches neues Jahr; ich auch, obgleich ich böse bin.

89.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Berlin.

Köln, 11. Januar 1807.

Breuer war so erfreut über Deinen Gruss und den Beweis Deines Andenkens, dass er sogleich sich an's Schreiben gab; diesen Morgen brachte er mir seinen Brief. Die Helme und Piken hat der Ritter für Dich eigentlich gezeichnet. Du siehst, mein lieber Philipp, wie alle noch sich Deiner mit Liebe erinnern; auch Nückel sprach neulich noch mit wahrer Nückel'schen Zärtlichkeit von Dir. Steingass habe ich diesen ganzen Winter noch nicht gesehen, er ist zu Mühlheim. Ich bin überzeugt, dass Du auch uns noch alle liebst, und dass es gewiss wahr ist, was Du mir in Deinem letzten Briefe von Deinem öftern Andenken an Köln schreibst; es kann auch gar nicht anders sein, das fühle ich zu sehr.

Meine Promenaden ausserhalb der Stadt habe ich seit einigen Tagen wieder anfangen können, da es etwas gefroren hat; bis jetzt ward ich vom Koth oft davon ab-

1) Frau von Clemens Brentano, geb. Schubert, † 31. October 1806.

gehalten. Das Wetter war so ausserordentlich gelinde bis zum 7. d. M., dass auf dem Felde alles voller Blumen war, das Korn hatte schon Halme, einige Bäume blüthen, und wo bei der vorigen Erndte Bohnen, Erbsen &c. waren liegen geblieben, da blüthen sie und mehr als alles das: wir haben am Melchiorstag, 6. Januar (Drei-Könige) Maitrank getrunken von den Kräutern, die in ihrem [Boisserée's] Garten häufig hervorwuchsen. Die Landleute fürchteten gewaltig, wegen dieses unzeitigen Wetters die ganze künftige Erndte zu verlieren; vielleicht bringt der plötzlich eingetretene Frost wieder neue Hoffnung, da er nicht zu stark ist, sondern nur den gar zu schnellen Wuchs hindert. Hast Du vergessen, dass Melchiors Fabrik in der Severinstrasse liegt, und dass Fovaux am Malzbüchel auf dem Heumarkt wohnt? *A propos* Heumarkt: Steingass sein Herr Öhm ist todt; Du hast ihn ja gekannt, ich weiss seinen Namen nicht mehr.

Nun habe ich aber gar das Unglück gehabt zu vergessen, wie Du aussiehst. Ich kann mir Dein Gesicht gar nicht anders vorstellen, als wenn Du Friedrich nachmachst. Sobald Jonas etwas treffen kann, muss er Dich zeichnen und zwar im Hanswurst-Costüme und es mir bei Gelegenheit schicken. Die Nachricht von Deiner fortdauernden Gesundheit erfreut mich sehr. Halte Dich ja nur warm, iss fortdauernd keine Butter und kein Fett; halte überhaupt die Verordnungen vom Doctor Best so viel als möglich; nächst Gott hast Du seinem Rath am meisten zu verdanken, Du magst täglich sein Andenken segnen. Mit meiner Gesundheit geht es auch ganz leidlich diesen Winter.

Heute wird im Dom das Drei-Königsfest gefeiert. Der neue Pastor richtet es so prächtig als möglich ein. Alle Musikliebhaber der Stadt haben diesen Morgen in der Messe gespielt und gesungen. Es war recht schön, die Musik war von Haydn und das Orchester ziemlich stark

besetzt. Diesen Abend wird Tedeum sein und der Hymnus von Wallraf. Im Chor allein sind über 300 Kerzen und alles so prächtig, als es bei dem Ruin des Doms möglich ist. Am Eingange des Chors stehen doch zwei Altäre, einer mit der Statue der heiligen Anna, der andere mit der der heiligen Barbara, diese sind neu restaurirt und verziert, der eine mit silbernen, der andere mit übergüldeten Gefässen. Das nimmt sich mit vielen Kerzen erleuchtet vom Haupteingang herein sehr schön aus. Dabei haben sie aber den grossen Christoph aus einer übertriebenen guten Meinung ganz neu, bunt angestrichen und lackirt, das sieht höchst lächerlich und abominable aus. Du kannst denken, wie der gute Wallraf sich darüber erbosst. Lebe wohl, liebes Kind, ein andermal mehr von Deiner Dich liebenden Mutter.

Friedrich ist noch immer nicht zurück, er hat die Stelle hier refüsirt. Viele Empfehlungen an Herrn Landschulz.

90.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Aubergenville[1]).

[Köln 1807.]

— — Die ‚Corinna' erwarte ich. Bis zum 1. März hoffe ich mit der Abschrift der Philosophie fertig zu sein; ich bin recht fleissig. Der Gedanke mit Johann von Hutten ist vortrefflich! Da wäre nun die Schwierigkeit, Liebe und Frauen in Karl V. hineinzubringen, auf einmal und glücklich gelöst! Du kannst denken, wie mich der Gedanke erfreut, diese meine schöne Huttengeschichte bei Dir aufgenommen zu sehen. Aber nun zögre auch nicht länger mit der Ausführung; meines Erachtens bist Du schon gelehrt genug dazu. Weisst Du, ich glaube, das Buch von

1) Copie von Dorothea's Hand.

Meiners ist auch für Deinen Endzweck brauchbar. Man findet alles Merkwürdige der Zeit gedrängt darin zusammen; auch die Geschichte von Hutten ist ziemlich ausführlich und recht anschaulich darin [1]).

Aus Berlin habe ich wieder Nachrichten; freilich klagen sie alle sehr, aber Mangel eigentlich ist noch nicht dort, wie Veit versichert. Sowohl er als meine Brüder in Hamburg haben sich bis jetzt glücklich durchgearbeitet. Der Däne [2]) ist ja sehr ergötzlich! Noch muss ich mich darüber besonders wundern, dass Wilhelm über das Heidenthum ergrimmte; ich meine, er steckt ja noch selber tief darin. Sag ihm, ich würde mich zwar herzlich freuen, einen Brief von ihm zu erhalten, doch ist mir sein Schreiben w o l l e n fast noch lieber; jetzt muss er nun immer an mich denken, so lange er nicht schreibt; mit einem Briefe meint er aber dann wäre es abgethan. Ich grüsse ihn schwesterlich. Werde ich nichts lesen von dem, was Ihr jetzt zusammen arbeitet? — Lebe wohl und halte Wort, jeden Sonntag zu schreiben.

91.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Aubergenville.

Köln, den 18. Januar 1807.

— — Wie es scheint, hast Du es wirklich aufgeben müssen in die Messe zu gehen. Ich bedauere Dich — was soll ich aber zu der Hartnäckigkeit dieser Frau [3])

1) Dorothea studirte U. Hutten's Biographie von Meiners (Bd. 3. seiner ‚Lebensbeschreibungen berühmter Männer') für eine nicht vollendete Tragödie, in welcher der von dem Herzog Ulrich von Württemberg ermordete Ritter Hans von Hutten die Hauptrolle spielen sollte.

2) Der dänische Dichter Oehlenschläger. Vgl. Fr. Schlegel über ihn in ‚Sulpiz Boisserée' 1, 48.

3) von Staël.

sagen, die an Verstand und grossen Gaben so ihr ganzes Geschlecht übertrifft! — Möchte der heilige Geist doch die Binde von ihren Augen nehmen! Ich habe heute in der Messe mit aller Kraft meiner Seele für sie gebetet. Du kannst mich Dir jeden Sonntag zwischen 9 und 11 Uhr morgens in dem Dom denken; ich versäume das Hochamt niemals, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Dort bete ich für Dich und für alles, was mir lieb und werth auf Erden ist. Aber eigentlich thu ich das immer und in jedem Augenblick und an allen Orten; Sonntags in der Kirche wird dies beständige Gebet nur laut und erhält gleichsam Worte, sowie ein Gedichtmachen ja auch nur der Ausbruch, die sichtbare Erscheinung und Blüthe des innerlichen Dichtens ist. Niemals aber komme ich ohne Trost und Stärkung vom Altar, und die Kraft und Wunder des Gebets offenbaren sich meiner Seele immer mehr und immer neu. — Was muss ich Dir wohl geschrieben haben, dass Du meinst, ich hätte eine Abneigung gegen Köln? Wie kömmst Du darauf? Jeder Ort, mein Friedrich, wo Du Deine Bestimmung findest und ich mit Dir sein kann, ist mir recht, und eigentlich weiss ich keine Stadt, Dresden etwa ausgenommen, wo ich lieber wäre als grade hier. Dass Du hier bleiben willst bis zur völligen Entscheidung des Wiener Plans, ist mir also ganz recht und ganz lieb; wann Du aber wieder herkommen willst, das darf ich nicht entscheiden, darüber entscheide Du selbst. — Soll ich ein Geständniss machen? Ich bin etwas bange, Dich hier wieder in der alten besorgten Lage zu sehen, besonders da Du nun jetzt wieder ein freies, schönes, genussreiches Leben wirst gewohnt worden sein. Wenn es mir unangenehm ist, Dich nicht bei mir zu sehen, so ist es mir ungleich schmerzhafter noch, wenn Du Dich von mir fortsehnen musst. Soll ich eins ertragen — die Ueberzeugung, dass Du Dich sehnst, bei mir zu sein, ist mir Ersatz dafür. Freilich kannst Du hier dichten und arbeiten,

besonders da Du so stark wollen willst; aber denkst Du auch daran, wie sehr das Beschränkte unsrer Lage Dich immer im Arbeiten stört? — Ich kann, ich darf nichts hinzusetzen, Du weist ja alles, Du wirst ja gewiss nichts unterlassen und alles thun. Es ist zwar hart, dass Du die Freundschaft benutzen sollst, aber was bleibt uns sonst? und eigentlich ist es auch ihre Pflicht, denn thun wir nicht auch viel für sie? —

92.

August Wilhelm Schlegel an Dorothea in Köln.

Aubergenville, den 19. Januar 1807.

Meine theuerste Schwester und Freundin! schon lange habe ich an Sie schreiben wollen, um Ihnen zu sagen, wie wohlthätig der Besuch meines Bruders für mich ist, und um Ihnen herzlich zu danken, dass Sie mir ihn auf einige Zeit leihen wollen. Ich fürchte zwar, man wird ihn mir über kurz oder lang wieder abfordern, und es wird nichts helfen zu sagen, dass ich ihn noch nicht ausgelesen habe; jedoch kann ich das leider nicht unbillig finden und muss es beklagen, dass Sie so einsam sind, während wir uns unsrer Verbrüderung erfreuen. Es wäre schön, wenn wir einmal in Köln, auf altdeutschem Grund und Boden beisammen sein und vertraulich von vaterländischen Dingen und allem, was uns nahe angeht, schwatzen könnten. Die Zeit führt auch das gewiss herbei; vorigen Sommer war ich schon ganz nahe daran, hätten nicht meine Krankheit und andre Umstände den herrlichen Plan vereitelt. Glauben Sie mir, das Heimweh, das Gefühl der Vereinzelung in der Fremde ist gar eine traurige Krankheit. Sie haben das nie so empfinden können, weil Sie in Frankreich immer von den Ihrigen umgeben waren. Darum hatte ich Friedrichs Zuspruch so sehr nöthig; er

fand mich in einer grossen Verstimmung, und nun habe ich Heiterkeit genug gewonnen, um sogar verschiedenes zu dichten, wovon er Ihnen Abschriften mitbringen soll. Wir haben lebhafte Mittheilungen über unsre beiderseitigen Studien und Pläne, man muss auf die Zukunft sinnen, wenn auch die Gegenwart wenig Aufmunterung gewährt. Friedrichs neueste Gedichte sind mir eine wahre Erquickung gewesen. Ich finde, dass er seit einiger Zeit ein unmittelbareres Organ entdeckt hat, um seine innere Poesie kund zu geben, er spielt ein weniger künstliches, aber inniger tönendes Instrument. Die ächt deutsche Gesinnung, die aus allem spricht, muss ihn zum Lieblingsdichter aller nicht ausgearteten Landsleute machen. Wäre nur erst alles gedruckt! Indessen habe ich mich die Mühe nicht verdriessen lassen, diese sämmtlichen Gedichte abzuschreiben, um sie als ein kräftiges Trostbüchlein immer bei mir zu führen. Unser brüderliches Bündniss ist mir um so werther, weil es sich nicht selten begiebt, dass einer oder der andre von den sogenannten guten Freunden zum Teufel geht. Die Abwesenheit bringt manche heimliche Gesinnung an den Tag. Ich sage dies namentlich in Bezug auf meinen ehemaligen Berliner Zirkel. Nicht alle äussern sich zwar mit so drolligen Anspielungen wie Fichte in seinem Zeitalter[1]). Denken Sie sich, Tieck hat sich gegen Madame Unger erboten, meinen Shakespeare fortzusetzen. Sie hat natürlich geantwortet, sie wolle es nur in dem Falle annehmen, wenn er mit mir darüber einverstanden wäre. Ich habe mir nun fest vorgenommen, ihm dafür bei Gelegenheit, nach dem biblischen Ausdruck, einen Tuck zu beweisen

1) Wie aus Fr. Schlegel's Recension der Fichte'schen Schrift: ‚Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters' in den Heidelberger Jahrb. für Theologie &c. 1, 136—144 erhellt, fühlten sich die beiden Romantiker vornehmlich durch das in der 8. Vorlesung über die „wissenschaftliche Schwärmerei" Gesagte (Fichte's W. 7, 122 f.) persönlich getroffen.

und seine Katzenpfote einmal fest in die Schlinge zu ziehen. Aus den Albernheiten, welche allhier ein gewisser dänischer Seebär und Poet, namens Oehlenschläger, vorgebracht, haben wir ungefähr abnehmen können, wie sündhaft der alte Heide Goethe über uns reden mag. Alles dies hat mir denn doch einen Antrieb gegeben, einmal wieder mit entschiedener Thätigkeit in der Litteratur aufzutreten. Wenn Ihnen der ‚Berlinische Damenkalender' zu Gesichte kommt, so werden Sie einen Aufsatz und ein Gedicht von mir darin finden [1]. Nächstens soll nun wieder Shakespeare und ‚Spanisches Theater' [2] erscheinen. Bald dürfte ich auch als Schriftsteller in französischer Sprache auftreten. Nach einigen unvollendet gebliebenen Versuchen habe ich endlich eine ‚Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides' [3] fertig geschrieben. Eine Bekehrung zur französischen Litteratur ist es indessen nicht, denn meine Begeisterung dabei war hauptsächlich, dass es die Leser verdriessen soll. ‚Lother und Maller' habe ich mit grossem Vergnügen gelesen, der Ton ist vortrefflich gehalten. Können Sie nicht mehr dergleichen geben? Der neue Roman der Frau von Staël wird Sie gewiss sehr interessiren. Friedrich hat nun die Uebersetzung zu besorgen übernommen, zu der ich mich früher anheischig gemacht hatte. In etwa einem Monate soll der Druck anfangen. Madame Unger äussert, ungeachtet der ungünstigen Zeiten, ein grosses Verlangen, die Uebersetzung im Verlage zu haben. Doch ich schwatze Ihnen mancherlei vor, was Ihnen Friedrich vielleicht schon gemeldet, und vergesse Ihnen zu sagen, was er übergangen haben

1) ‚Ueber einige tragische Rollen, von Frau von Staël dargestellt' (W. 9, 267—281), und das Gedicht ‚An Ida Brun' (W. 1, 254 ff.).

2) Der erste Band mit drei von ihm übersetzten Calderon'schen Stücken erschien 1803, der zweite mit zwei andern Stücken 1809.

3) A. W. Schlegel's *Oeuvres écrites en Français* 2, 333—405.

wird, nämlich wie sehr meine Freundin sich in seinem Umgange gefällt, wie lebhaften Beifall sowohl sein Scherz als sein geistreicher Ernst findet, wie viel er überhaupt beiträgt, das gesellige Leben in unserm Hause angenehm zu beseelen. Seine Vorlesungen über Philosophie und Geschichte der Philosophie sind mir sehr bedeutend; ich wollte nur, dass er endlich einmal öffentlich aufträte, um seine Ueberlegenheit über Schelling und den seligen und seligmachenden Fichte zu beweisen. Freilich liegen mir seine poetischen Unternehmungen noch mehr am Herzen.

Wenn meine Freundin die Rückkehr nach Paris erlangen sollte, so könnte es für meinen Bruder ein Mittel werden, uns öfter dort zu vereinigen, da er einmal in ihrem Hause einheimisch geworden. Paris muss ihm für seine Studien immer wichtig sein, besonders da Deutschland grossentheils so wüst und unwirthbar geworden. Denn seine Absichten auf Wien scheinen mir manchen Bedenklichkeiten unterworfen zu sein. Ihre Schwester [1]) hat mich sehr freundschaftlich aufgenommen, nur verdarb sie es wieder damit, dass sie, ungeachtet sie uns beide in demselben Hause wusste, an meinen Bruder ohne allen Vornamen, blos an Schlegel schrieb. Kann man mich vollständiger vernichten? Doch das ist wohl eine Familien-Eigenheit, nur einen Schlegel als den allein gültigen anzuerkennen.

Leben Sie tausendmal wohl, und lassen Sie mich Ihrem freundlichen Andenken empfohlen sein.

Ganz Ihr

AWS.

1) Henriette, Vorsteherin eines Erziehungsinstituts in Paris.

93.

Dorothea an Friedrich Schlegel.

[Köln 1807.]

— — Ich bin sehr begierig geworden, Rostorf's Gedichte [1]) zu lesen; denn in Prosa, dünkt mich, schreibt Dir der liebe Mann vieles zurück, was Du ihm zuerst in Versen geschrieben. — Die ‚Huldigung' wollte ich würde jeden Morgen, Mittag und Abend vom Thurm geblasen. — — Sulpiz erzählt mir, der ‚Merlin' sei sehr gelobt in der Jenaer ‚Litteratur-Zeitung [2]).' Ich äusserte die Vermuthung, dass Wilhelm vielleicht mir diese Artigkeit erzeigt habe; Sulpiz meint aber, für Wilhelm sei die Recension nicht gelehrt und nicht schön stylisirt genug. Sollte sie nun dennoch von Wilhelm sein, so danke ihm in meinem Namen dafür. — Für ‚Corinna' liegen neue Federn und Papier bereit; sie wird erwartet. — Die Philosophie fange ich erst jetzt an beim Abschreiben recht zu verstehen, und mit dem bessern Verständniss kommen auch neue Fragen und Zweifel; davon aber nichts schriftlich. Mir scheint, Deine Art zu philosophiren, wenigstens was den Vortrag betrifft, hat etwas musikalisches, sie erinnert mich an Sebastian Bach; sowie Deine Kritik architektonisch erscheint. Es wäre schade, wenn Du mich nicht verständest, denn es ist sehr wahr. — — Dass Wilhelm an den Shakespeare gehen muss, ist mir eine wahre Herzstärkung; es lebe Tieck's Verrätherei! — — Es ist trüber um uns als je. Möchte es Gott gefallen, dass ich Deine Werke vollendet und meine Söhne gerettet sähe! Das wäre das Einzige, was ich für diese Welt für mich wünschenswerth halte und wofür ich bete.

1) In dem von ihm herausgegebenen ‚Dichtergarten.' Würzburg 1807.

2) Jahrgang 1806 Bd. 4, 502 ff.

— — Deine Bedenklichkeit wegen der Nähe der Geschichte von Karl V. kann ich nicht theilen. Denke an Shakespeare, der zum Theil noch in der Zeit mitlebte, die er darstellte, während die, welche Du behandeln willst, für unsre Zeitgenossen so gut wie vergessen ist — das Verhältniss nicht einmal zu gedenken, in welchem er mit Elisabeth und dem Hofe stand, welches ihm doch in dem vortrefflichen Stück Heinrichs VIII. so grosse Schwierigkeiten machen musste. Was Du aber auch immer erwählst, Karl oder Alfred, möchte ich nur erst vernehmen, dass Du in der Ausführung begriffen bist.

— — Ich habe Herder's Lied.

„Zehn Uhr war's am frühen Morgen,
Als der König seinen Schreiber
Rief und forderte Papier.“

So sind die Romanzen, ohne Reim, ohne Assonanzen, ohne schönes Silbenmass — kurzum, Butterküchlein ohne Butter; was aber müssen das für köstliche Romanzen sein, die auch so nicht ertödtet werden konnten! Hast Du sie spanisch gelesen? besitzest Du sie? Doch Ehre, dem Ehre gebührt. Der Brief der Ximena und des Königs Antwort sind ganz naïv und gewiss mit grosser Treue wiedergegeben, obgleich keine Spur von der Romanze. Auch die Reden der Prinzessin an den Cid sind schön; spanisch müssen sie von grosser Schönheit sein. Eine rechte Aehnlichkeit fand ich mit ‚Alarkos‘ in dem Verhältniss der Ehe und der Liebe, sowie in den Charakteren und im Begriff der Ehre. — Hast Du aber Herder's ‚Legenden‘ gelesen? Die scheinen mir sehr schlecht und absichtlich verkehrt und verdreht. Dante würde ihm ganz gewiss seinen Platz dafür im Inferno schon angedeutet haben — das bin ich gewiss. Sulpiz will sie so einigermassen in Schutz nehmen als verdienstlich für einen Calviner &c. Das kann ich aber nicht gelten lassen — verkehrt bleibt verkehrt.

Sieht denn die Frau v. Staël keine andre Frauen bei sich als die schöne R[ecamier] und giebt es keine, der zu Gefallen Du Deine besten seidnen Strümpfe anlegen magst? — Grüssen soll ich Dich freundlichst, ehrerbietigst, gut und treulich gemeint, von Bachoven's, vom P. Albertus, Familie Debêche und von Breuer und Steingass, dann von Wallraf und den Freunden. Breuer ist bei Schuch Unterlehrer geworden; er besucht mich oft. Sie sind Dir allesammt treu und anhänglich, besonders Breuer und Steingass. D. Schmitz hat sich auch schon in die Kölnerei begeben, ich sehe ihn nicht.

Soeben wird im Dom zum Te Deum geläutet für die Siege. Die Kölner beten fleissig für das Glück — der Waffen. In der Stadt erzählt man sich, man habe dem Faber gleich bei seiner Ankunft seinen ‚Beobachter' vorgelegt und ihn etwas nach Sibirien geschickt.

94.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Aubergenville.

[Köln 1807.]

— — Vorige Woche hat mich ein Kaufmann aus Berlin besucht; ich habe ihm die Brieftasche und die Flinte für Philipp mitgegeben. Dieser erzählte mir, dass die plebejesten Leute Fichtens Vorlesungen besuchen, daher denn auch die plumpsten Missverständnisse und wahre Missgeburten von Ideen sich unter dem Volke zu verbreiten anfangen. — — Das Buch von Arndt habe ich noch nicht gelesen. Was mir die Freunde daraus erzählten, schien mir merkwürdig. Du musst es Dir doch wohl schaffen, es heisst: ‚Geist der Zeit.' Mir wird nicht wohl bei solchen Büchern, welche Empörung im Schilde führen. Je geistreicher sie sind, je schlimmer; vollends in einer so gefahrvollen Zeit, wo alles auf blinde Willkür hinführt.

In Oesterreich bedarf das Volk solcher Bücher nicht, um seinen Kaiser zu lieben und zu gehorsamen. Ich habe mit den Freunden viel gestritten; sie sind sehr für das Buch eingenommen. Aber freilich muss ich erst selbst lesen, ehe ich darüber richten darf.

— — Was Du mir von T[ieck] schreibst, thut mir weher, als ich sagen kann. Wärst Du bei ihm geblieben, es wäre vielleicht anders mit ihm gekommen, denn Du hattest grossen Einfluss bei ihm; der von seiner Schwester[1]) kann nicht gut für ihn sein. Ich kann nicht glauben, dass sie gut ist; thu ich ihr unrecht, so verzeihe mir Gott. Recht wahrscheinlich ist mir aber, dass Bu[rgsdorf] an vielen von diesen Verhältnissen schuld ist. Vor zehn Jahren etwa hatte er die Idee, dass er ein Mephistopheles sei, mit grosser Vorliebe gehegt; nach diesem Glauben von sich selber mag er seine Einrichtungen gemacht haben. Bei T[iecks] Nachlässigkeit gegen seine Frau ward es jenem leicht genug gemacht. Sie ist aber eine treue Seele, das ist gewiss. Wer schuld ist, der wird es schwer zu verantworten haben. Es ist viel böse Leidenschaftlichkeit, Eifersucht, Rache und was weis ich dabei im Spiel. Ueberraschend war mir die Nachricht, dass sie katholisch sei[2]); das scheint mir in diesen verworrenen Verhältnissen noch das verworrenste; wird aber wohl der Anker sein, der sie rettet. Wie sehr beklage ich sie! Sie ist immer so streng in der Ausübung ihrer Pflichten gewesen, muss es jetzt bei dem Glauben noch mehr sein. Wie konnte es so mit ihr kommen? Ich verstehe es noch nicht ganz. Wenn es sich einmal schickt, so sende mir doch Tieck's Brief, damit ich von dem liebenswürdigen Bösewicht wieder einmal etwas sehe. Wären wir doch beisammen geblieben! Mein Herz thut mir recht weh,

1) Sophie, Bernhardi's, später v. Knorring's Gattin.

2) Vgl. Rosenthal 1, 392.

wenn ich denken soll, dass wir ihn verloren haben. Soll uns denn jedes liebe Bild verschwinden? Maria [1]) ist auch mir sehr lieb; unter allen mir bekannten Frauen würde ich, glaube ich, am liebsten mit ihr zusammen leben.

Stelle Dir vor, lieber Friedrich, ich habe einen sehr angenehmen überraschenden Brief von meinem Jonas erhalten. Er will nicht Kaufmann werden, sondern Maler. Der Brief ist ganz vortrefflich geschrieben und ein recht schöner Abdruck seiner Empfindungen und guten Gedanken. Er geht jetzt nach Berlin, bleibt den Winter dort und wird sich dann ferner entschliessen. Veit willigt in alle seine Pläne. Mir sind grosse Hoffnungen für die Kinder erwachsen und grosser Trost. Ich glaube nun gewiss, sie kommen uns beide zurück und sind beide gerettet. O Friedrich, Gott ist mit uns, lass uns nur vereint sorgen. — Ist denn gar keine Aussicht vorhanden zu einer Stelle in Wien oder auch in Würzburg, um nur dem Stamme zu dienen? Das Gedicht ‚Huldigung‘ ist ganz herrlich, ich weiss es schon auswendig.

Lebe wohl und denke bisweilen an die Einsiedlerin.

95.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Paris.

Köln, den 8. März 1807.

Der beikommende Brief von Hard(enberg] ist ein neuer Beweis für Deine Bemerkung über ihn und über das Unphilosophische in ihm. Seine Stellung in der Welt und seine äussere Thätigkeit werden ihn ja wohl hoffentlich im Gleichgewicht erhalten. Seine geheimnissvolle Botschaft von Süden aus ist sicherlich nichts anders, als was ich vor einigen Tagen hier im ‚Beobachter‘ gelesen, Dir aber zu

1) Alberti, die Schwester von Tieck's Frau.

schreiben vergessen habe: nämlich dass an der Gränze von Italien, in Tyrol, ein junger Landmann lebt, der die Gabe hat, die Metalle in der Erde zu fühlen und zu offenbaren. Ritter ist zu ihm hingereist, hat ihn auf's genaueste untersucht und befragt und ihn in der That merkwürdig gefunden. Er lässt die Beschreibung dieses Phänomens und alle seine Bemerkungen und Aufschlüsse darüber drucken [1]).

— — Ich hatte dem Pater Albert Hoffnung gemacht, dass wir zu Ostern zur Kirche eingehen würden, aber so bald darf ich jetzt gar nicht hoffen, Dich wieder hier zu sehen, und allein, ohne Dich, würde ich es nicht gern thun. — Die Almanache [2]) sind noch nicht angekommen. Ich hoffe, Wilmans wird sie mit der Wasserpost schicken, sie werden also doch kein zu grosses Postgeld kosten.

Meine Sonette sind wohl nicht mehr in den Almanach gekommen? Wirst Du sie mit in Deine Beschreibung von Köln aufnehmen [3])? — Ich habe hier in einem ganz alten Buche ohne Titelblatt — es heisst Deutschlands Herrlichkeiten und ist von einem Kölner zu Köln geschrieben und gedruckt, wie mir Wallraf sagte, aber den Namen habe ich vergessen [4]) — gefunden: Als Dürer mit dem Kaiser Maximilian durch eine berühmte grosse Stadt kam, die er (der Autor) aber nicht nennen wollte, habe man ihm, „wohl mehr aus Hofirung gegen Maximilian als aus Liebe zur Kunst," ein Gemälde gezeigt, über dessen ausbündige Schönheit und übergrosse Vortrefflichkeit Dürer vor Erstaunen ganz ausser sich gewesen, und

1) Vgl. ‚Caroline' von Waitz 2, 328 ff.; Aus Schelling's Leben 2, 112; Schelling's W. 1 Abth. 7, 487 ff.

2) Rostorf's Dichter-Garten.

3) Vgl. oben S. 179.

4) Mathias Guad's ‚Teutscher Nation Herligkeitt' 4 S. 429. Vgl. Merlo's Kölnische Künstler 437—469; Dürer's Briefe &c. von M. Thausing 99. 221.

habe er keine Ausdrücke finden können, seine Bewunderung genug an den Tag zu legen. Da haben ihm denn die Männer, die es ihn sehen liessen, gesagt, „gleichsam dem Dürer einen Stich gebende, was massen sie arme Phantasten sich doch so viel mit ihrer Kunst wüssten, wobei sie doch ein so erbärmliches Leben führen müssten;“ der Mann, der diese Tafel gemalt, sei bei ihnen für Armuth im Hospital gestorben. Worüber Dürer sie denn entsetzlich grob herunterputzt. Wenn Du herkömmst, will ich Dir das Buch wieder schaffen; ich habe es bei unserm Wirth, Herrn Debêche, unter allerlei altem Gerümpel gefunden und diese schöne Stelle darin bemerkt; auch Sulpiz, dem ich das Buch gab, bemerkte sie gleich mit Freuden. Es ist ganz ohne allen Zweifel das hiesige grosse Gemälde damit gemeint. Warum würde er sonst die Stadt nicht nennen wollen? Auch das Betragen und die Reden dieser Kölnischen Bürgermeister ist ja ganz unverkennbar. Ueberdies ist bei der Beschreibung von der Kölnischen Rathskapelle das Altarblatt mit erstaunlichem Lob erwähnt, „es sei eine so künstlich gemalte Tafel, dass die berühmtesten Maler sie nicht ohne höchste Verwunderung anschauen konnten[1].“

Den 9., morgen, ist Dein Geburtstag, mein geliebter Friedrich! Ich werde ihn im Herzen feiern und wenn meine Gesundheit es erlaubt, eine Messe hören und Gott für Dich anrufen. Schreib mir auch, ob man den Tag Dir zu Ehren dort gefeiert, und ob Du auch Deiner Frau gedacht hast? Wenn Du, mein Geliebter, innere Gründe hast, die Dir das Druckenlassen Deiner Philosophie nothwendig machen, so ist es gewiss gut gethan, wenn es ge-

1) Das Kölner Dombild zierte bis zur französischen Occupation die Rathhauskapelle und wurde erst 1810 in den Dom versetzt. Vgl. Wallraf's Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst 1816 S. 349—389.

schieht; aber sollte denn der Grund, den Du angiebst, „dass Du die Philosophie Dir dadurch vom Halse schaffen willst,“ sollte dies ein wirklich innerer nothwendiger Grund sein? Ich schweige von der gegründeten Furcht vor den jetzt so allgemeinen Missbräuchen und dem Unter-die-Füsse-bringen, dies wäre auch wieder nur ein äusserer Grund dawider. Aber was nennst Du „Dir vom Halse schaffen?“ Durch das Bekanntmachen lädst Du Dir sie erst recht auf den Hals, indem Du nun vertheidigen musst, was Du vortrugst; indem Du Dir selber die Freiheit raubst zu ändern, zu verstärken oder zu vernichten, wie Dein immer zunehmendes Licht Dir diese oder jene Seite der Schöpfung erhellt und die geheiligten Mysterien enthüllt, und dieses Licht wird nur in Dir zunehmen, je öfter und je mehr Du bald diesen und bald jenen Gesichtspunkt fassest und verarbeitest, nach Deinem eigenen Geständniss, dass Du nämlich bei Deinem jetzigen Vortrage den religiösen Theil Deines Systems viel klarer und fester darstellst. Dies ist auch sehr natürlich, und ganz gewiss wird dieses System bei einem jedesmaligen Vortrage, nach dem Dein Auditorium beschaffen ist, von irgend einer Seite an lebendiger Kraft und Herrlichkeit zunehmen. Du sagst ganz recht, Deine Philosophie wäre der Uebergang zur Religion aus dem blos Poetischen. Sie ist noch mehr: sie ist der Puls, der Othem, das Element, die lebendig wirkende Kraft, die Deine Poesie belebt, durch welche sie hernach selber wieder neues Leben schöpft. Warum willst Du sie durch den Druck fesseln, dass sie sich nicht mehr frei regen und kämpfen kann? Durch das Druckenlassen, dies Erstarren der Kräfte in eine steife Consequenz, sündigst Du ja gegen Dein eigenes System.

Es liegt mir manches noch in der Seele, was ich gern darüber sagen möchte, um mich deutlicher zu machen; denn ich fürchte, Du wirst meinen schwachen, confusen Vortrag gar nicht verstehen. Aber ich bitte Dich,

zürne deswegen nicht auf mich, mein Kopf leidet seit einigen Wochen wieder so sehr, dass ich nur mit Mühe etwas zusammenhängendes zu Stande bringe; die geringste Anstrengung macht mich schwach bis zur Ohnmacht. Uebrigens musst Du aber durchaus meinen Gründen aus Liebe keinen zu grossen Rang einräumen; ich bin ganz beschämt und furchtsam, wenn ich mir denke, dass Du mich so hoch hältst. Ich wünsche, wenn ich blos auf mich sehe, nichts so sehr, als alles von Dir gedruckt zu sehen, mir ganz gleich, was es ist, es ist mir alles ohne Unterschied von Dir heilig, und was uns heilig ist, wünschen wir, dass es die ganze Welt kennen und verehren möchte.

Behalte mich lieb, mein Friedrich!

96.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Paris.

Köln, 16. März 1807.

Deine Briefe sind wie Sterne, die Boten der Sonne, Zeugniss und Bürge ihrer Rückkehr. Denk selber, wie trostlos dunkel meine Wanderschaft geht, wenn sie mir nicht leuchten. Ich dachte freilich, dass Du mir in Paris nicht werdest schreiben können, aber heimlich hoffte ich dennoch, Du würdest mir am 10. wenigstens einen Gruss zu meinem Trost senden; er kam aber nicht. Ohne mir eine ordentliche Ursache angeben zu können, bin ich seit einigen Tagen so niedergeschlagen, dass ich nicht einmal Heiterkeit und Muth genug finden kann, Dir zu schreiben. Um Dich aber nicht länger, als die abgeredete Zeit, ohne ein Zeichen von mir zu lassen, schicke ich Dir die Abschrift einiger Data über Karls Geburt und Erziehung, die ich in einer alten Chronik gefunden, und die mir gefallen haben, vielleicht ist es Dir angenehm. Auch den Artikel aus dem ‚Beobachter‘ über Ritter und die Wün-

schelruthe. Um mich zu erheitern, habe ich den ‚Primaleon[1]‘ wieder vorgenommen. Lebe wohl, theurer Mann, lass mich nun nicht gar zu lange mehr warten.

97.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Berlin.

Köln, den 1. April 1807.

Liebster Philipp, halte Dich brav und mache, dass Du nicht der Letzten einer bist, wenn schon Du auch nicht gleich der Erste bist. Ich zweifle gar nicht daran, dass Du im Lernen und in dem Verhältniss gegen Deine Lehrer alles thun wirst, was Deine Schuldigkeit ist; ich erinnere Dich aber noch ganz besonders, vorsichtig in der Wahl Deiner Freunde zu sein, die Du Dir unter den zahlreichen Mitschülern erwählen wirst. Mache Dir niemand zum Feinde, wo möglich, aber hüte Dich eben so sehr vor der Freundschaft der meisten. Du wirst viele Thorheiten unter ihnen sehen, aber lass Dich nicht davon hinreissen, dass sie so allgemein sind. Zieh Dich allenthalben von ihnen zurück, wo es Dir, wenn auch nur zweifelhaft dünkt, ob es thöricht oder gut ist, was sie unternehmen. In den meisten Fällen, wo Du zweifelst, wirst Du mit Recht zweifeln, es wird Dein Schutzengel sein, der Dich warnt. Denk an Deine Mutter und bleibe mir getreu; denk auch an die Lehren von Herrn Renner, und Du wirst nicht irren können. — Vergiss nicht, dass Du Dir vorgenommen hast, die Logik noch einmal mit Deinem

1) Unvollendete Bearbeitung des Ritterromans: *Primaleone, nel qvale si narra à pieno l'historia d' i svoi ualorosi fatti, et di Polendo suo fratello; tradotto dalla lingva Spagnvola, nella nostra buona Italiana. Nvovamente da molti errori corretto, et ristampato. In Venetia appresso P. Gironimo Giglio, e compagni M. D. LIX.*

Bruder durchzugehen, wenn auch einige kleine Fehler darin stehen geblieben sind; Du wirst im Durchgehen noch manches corrigiren können. Da Du das meiste aus Steingass seinem Hefte hast, so ist es gut. Wenn ich nicht irre, so hat ja Friedrich das meiste durchgesehen. — Friedrich wird nun bald wieder hier sein; ich habe ihm Deinen Brief geschickt, auch den an Breuer abgegeben. Dieser hat mir wieder einen für Dich gegeben, den ich Dir aber nicht mitschicke, er ist das Porto nicht werth: auf dickem Papier geschrieben und voller Albernheiten, vom Hännesche, von Marionetten, von dem Krippche, *enfin:* dummes Zeug. Er hat Deine Bitte, Dir ganz natürlich zu schreiben, zu buchstäblich genommen. — Dass Dir Ohm Nathan[1]) so viel schönes schenkt, ist ja sehr gut von ihm. Du schriebst neulich, er habe Dir ein ganzes Reisszeug versprochen, wenn Du Deine Wasserräder fertig machst. Ich glaube, er hat nicht zu viel versprochen (obgleich es ansehnlich genug ist), indem er sehr weislich hinzusetzte: „wenn Du sie fertig hättest!“ Der Herr Ohm scheint Dich zu kennen! — Verleumdet hat dich übrigens kein lebendiger Mensch bei mir, ausser Du selbst. Hast Du mir selbst nicht geschrieben, Dein treuer Ueberrock wäre zum Schlafrock degradirt worden und Du habest einen schwarzen Anzug und lederne Beinkleider bekommen? Hilf Himmel! wie lachte ich, als ich mir die ehrwürdigen Schwefelhölzchen in dem ledernen Ueberzug vorstellte!

Lieber Sohn, schreibe mir bald und zwar erstlich genau von Deinen neuen Studien und der Zeiteintheilung; zweitens bitte ich Dich, meinen letztern Brief noch einmal durchzulesen und mir einiges darin zu beantworten, auch für Madame Debêche ein paar freundliche Worte für ihren Neujahrwunsch zu schreiben nebst einer höflichen

1) Jüngster Sohn von Moses Mendelssohn.

Entschuldigung, dass es so spät geschieht. Ueberhaupt musst Du mir mehr eigentlich antworten, sonst werden ja unsre Briefe zwei paralell neben einander laufende Monologe, anstatt freundlich im Gespräch zu wechseln.

Es sterben viele junge Leute hier, unter andern Dein Freund Fromm im Filzengraben, Peter Mathieux hier nebenan und Breuer's Eichhörnchen. Lebe tausendmal wohl und liebe Deine Mutter.

98.

Dorothea an Friedrich Schlegel [1]).

[Köln 1807?]

Mein lieber Friedrich! Es darf keines Menschen Ueberzeugung die Deinige bestimmen, auch die meinige nicht. Du hast nichts zu bedenken als die Stimme Gottes; lass alles andere schweigen, es ist ja alles so nichtig; es dauert ja nicht lange, sagt Pater Albertus. Auch nicht verschieben, lieber Friedrich! Wer steht uns für den nächsten Tag? und Du bist grade jetzt in dem Alter, wo Du anfangen musst, was Du zur Ehre Gottes vollenden willst. — Diese Ostern war ich in rechter Versuchung, Dir voranzugehen, aber ich hielt mich. Ohne Noth trenne ich mich nicht von Dir. Gott gab Dich mir zum Führer; ich folge Dir, aber bedenke, dass Du nun für zwei Seelen Rechenschaft geben musst. — Dein Traum [2]) ist schön und lässt nichts anders als die glücklichste Deutung zu. Erinnerst Du Dich, wie auch ich meinen Vater zu sehen glaubte, als ich die heilige Taufe empfing.

1) Copie von Dorothea's Hand.

2) Vgl. Fr. Schlegel's W. 9, 111 f.

99.

Dorothea an Caroline Paulus in Bamberg.

Köln, 8. Juni 1807.

Seit einem Monat ist Friedrich wieder in Köln, nachdem er ganze 6 Monate mit seinem Bruder im innern Frankreich bei der Frau von Staël zugebracht hat, während der Zeit ich hier die Einsamkeit studirt und es bis zu einer ziemlichen Fertigkeit darin gebracht habe. Jetzt bin ich vom Morgen bis Abend beschäftigt, den neuen Roman der Frau v. Staël zu übersetzen, und Friedrich schreibt an seinem indischen Werk[1]. . . . Die Stelle zu Köln hat Friedrich bestimmt ausgeschlagen. Die ganze Anstalt ist zu schlecht eingerichtet, als dass ein Mann, wie er, mit Ehre etwas damit zu thun haben könnte. Wir sind also wieder vogelfrei. Diesen Sommer bleiben wir noch zu Köln. Man trennt sich nicht so schnell von dem lieben Rhein. . . . Ich habe bis jetzt noch kein Land gesehen, das ich lieber mein Vaterland nennen möchte. Um meines asiatischen Ursprungs willen wird man es mir wohl verzeihen, dass ich zu meinem angebornen Vaterlande keinen allzugrossen Trieb in mir spüre. Aber es wird doch nichts helfen; im Herbst denken wir wieder anderswohin zu ziehen.

100.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Berlin.

Köln, 25. Juni 1807.

Ich weiss es, lieber Philipp, dass es nicht leicht ist, Dinge anhören zu müssen, die das Heiligste in uns herunter setzen wollen, aber auch nur wollen; heilig bleibt,

1) Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Heidelberg 1808.

was heilig ist, ohne dass man anders als in seinem eignen Gemüth dafür zu streiten braucht. Aber lass das alles jetzt, lieber Sohn, streite gar nicht, vermeide diese Gespräche, gieb Dich mit ganzer Seele Deinen jetzigen Studien hin, damit Du bald Dein Ziel erreichst; sei froh und liebe Deinen Bruder, der Dich eigentlich recht brüderlich liebt, der aber in andern Grundsätzen erzogen ist als Du; Du musst es ihm also nicht gar zu sehr übel nehmen, dass er anders denkt als Du, sondern Dich nur im Herzen demüthigen und allzu glücklich schätzen, dass Du gewürdigt wurdest, in bessern Grundsätzen auferzogen zu werden; es ist keine geringe Gnade und Du kannst nicht dankbar genug dafür sein, aber auch nicht demüthig genug und liebend genug gegen Deinen Bruder, der diesen Vorzug entbehren musste, bis jetzt wenigstens; denn ich habe noch die grosse Hoffnung, dass er einst seine Meinung ändern wird. Das Studium der Kunst muss schon von selbst darauf führen. Wie kann er malen wollen, ohne Gefühl von Religion zu haben? Darüber bin ich ganz getrost; sei Du es auch, mein Philipp, und nähre in Deinem Herzen keinen Hass, noch Widerwillen, denn dadurch würdest Du am ersten den Grundsätzen einer Religion zuwider handeln, die Du ja bekennen willst. Liebe Deinen Bruder, liebe ihn um desto mehr, je mehr er entbehren muss. Sei nachgiebig gegen ihn, denn er ist immer Dein älterer Bruder und hat ein Recht, Dir zu befehlen; es ist besser, Du gehorchst ihm, sollte er auch eine ungerechte Forderung an Dich machen, als Du setzest Dich wider ihn in einer Sache, die er Recht zu fordern hat. Du musst demüthig gegen ihn sein, weil er Dein ältester ist und weil er ganz gewiss in verschiedenen Dingen Dir überlegen ist; so z. B. ist er sehr fleissig und sehr ordentlich: das sind zwei Eigenschaften, womit er Dir mit gutem Beispiel vorgeht, und worin Du ihm desto mehr folgen musst, da Du es Dir wohl bewusst sein wirst,

dass Du oft nachlässig bist und des Ansporns bedarfst, um auf dem rechten Wege zu bleiben. Anstatt also empfindlich zu werden, wenn Dein Bruder Dir Deine Fehler vorhält, wirst Du besser thun, Dich zu besinnen, dass Du erstlich wirklich diese Fehler hast, zweitens dass Dein Bruder ein Recht hat, sie Dir verbessern zu wollen; also mehr Dank und Gehorsam als Empfindlichsein verdient. Ich hoffe, Du wirst Dich mit Deinem Bruder von nun an nicht mehr streiten, sondern friedfertig neben ihm leben und froh und fleissig sein.

Ueber Dein Verhältniss zu Landschulz schreibst Du mir immer nur dasselbe, nämlich dass Du ihn nicht liebst und ihm nicht trauest, aber die Ursache davon hast Du mir noch nicht bekannt gemacht. Ich habe aber völliges Zutrauen zu Dir, dass, da Du ihm nicht trauest, er es auch wohl nicht verdienen wird; wenigstens hoffe ich nicht, dass Du ungerecht gegen ihn sein wirst, sonst hätte es mir Tante Herz auch wohl geschrieben. Mit Freude sehe ich, dass Du die Tante Herz liebst und ehrst; Du kannst ihr sicher trauen wie Deiner Mutter; mache ihr aber auch, liebstes Kind, ebenso viel Freude, als Du Deiner Mutter immer gemacht hast; sei wahr und offen gegen sie und besonders kränke sie ja nicht durch Unwahrheiten, die, sie mögen so absichtlos oder so klein sein, als sie immer wollen, doch das Vertrauen, das wir zu erlangen wünschen, immer wieder zurückstossen. Sei offen und wahr gegen Tante Herz, auch wenn Du gefehlt hast; denn man kann nicht von Dir verlangen, dass Du fehlerlos seiest, dass Du aber w a h r sein sollst, kann man allerdings von Dir fordern, und besonders musst Du es von Dir selber fordern, da Du wohl weisst, wer der L ü g e n v a t e r eigentlich ist und wie sicher man ganz in seine Gewalt geräth, wenn man nicht immer wachsam auf sich selber ist und ihm nur einen Fingerbreit Gewalt einräumt. — Ich umarme Dich mit mütterlicher

Liebe und erflehe Dir täglich den Segen und die Hülfe Gottes. Deine Mutter.

Pater Albert grüsst Dich und liebt Dich für Deine standhaften Gesinnungen mit brüderlicher Liebe.

Liebster Philipp, ich grüsse Dich vielmals — nächstens werde ich Dir einmal ausführlich schreiben. Lass nur ja die Mutter nicht wieder so lange auf Briefe warten als diesmal. Friedrich Schlegel.

101.

Dorothea an ihre Söhne Jonas und Philipp in Berlin.

Köln, 30. August 1807.

Eure Briefe, geliebte Söhne, sind mir immer ein wahrer Trost und Erquickung. Da die öffentlichen Nachrichten noch immer nichts weniger als beruhigend über unser armes Berlin lauten, so ist es mir ein doppeltes und dreifaches Bedürfniss, recht oft von Euch etwas zu hören. Täglich sprechen und denken wir an Euch, ja ich kann wohl sagen, dass ich unaufhörlich Eurer gedenke.

Wie traurig muss es jetzt in Berlin aussehen! Dass es verlieren würde, war vorauszusehen, aber so alles, so auf einmal! — Was Du mir von des Vaters verdriesslichen Geschäften schreibst, lieber Jonas, hat mich mit rechter Sorge erfüllt. Ich bitte Dich mir ja nicht vergessen zu schreiben, wie er sich herausgezogen hat, und ob sein Verlust sehr beträchtlich sein wird? Hoffentlich sind die 700000, wovon Du schreibst, nicht Thlr., wie Du meintest, sondern francs. Darüber schreib mir ja und auch sonst von des Vaters Plänen, und ob er in Berlin bleiben wird, wenn er selber nicht Zeit hat oder zu verdriesslich ist, selber zu schreiben. Der Kaufmannsstand ist einer der bedrängtesten unsrer Zeit, und ich weiss

nicht, ob es dem Vater jetzt nicht lieb sein wird, dass Du einen andern Stand ergriffen, wenn gleich dieser auch seine Schwierigkeiten hat; das Geld ist doch aber nicht so das rechte Bedürfniss dabei, wenigstens der Reichthum nicht, und das ist jetzt schon vieles gewonnen, wo der Erwerb mehr als jemals erschwert ist. Ich für mein Theil freue mich alle Tage über die Partie, die Du ergriffen hast, und habe auch die besten Hoffnungen von Deinem Fleiss und Deinem ernsten Willen.

Philipp, Du wirst doch wohl Wort halten und zu Michaelis wirklich Sekundaner werden? Ich werde ein Fest anstellen und Deine Gesundheit in blankem Rheinwein trinken, wenn Du mir die Nachricht giebst. Die Anekdote von der empfindsamen Magd ist sehr niedlich; Du schreibst mir aber von Gustens Abzug als von einer bekannten Sache, ich habe aber nichts davon gewusst. Warum? wie so? — Doch dem sei, wie ihm wolle, ich ahnde davon eine grosse Verbesserung Eurer Existenz und gratulire dazu. Wer aber hat diese That vollbracht, wer hat den Lindwurm überwunden? — Dass Du reitest, ist hübsch, und ich denke, es wird Dir auch nützlich sein; hoffentlich aber wirst Du während der Hitze doch ausgesetzt haben. Auch wünschte ich nicht, dass Du solche Spässe, wie auf der Erde schlafen und dgl., zu weit treibest. Erinnere Dich, dass Du immer Sorgfalt für Deine Gesundheit tragen musst, dass die kleinste Erkältung Dir schädlich sein kann; Du hast in Berlin keinen Doktor Best! Du trägst doch auch Sorge für Deine Zähne? — Am 29. vorigen Monats ward es ein Jahr, dass Du von hier fort bist. Du hast wohl nicht einmal daran gedacht; wir aber dachten den ganzen Tag und denken täglich an Dich und sehnen uns nach Dir. Dass Du gross wirst, ist recht schön, lieber Philipp. Ich bin ganz darauf gefasst, Dich einmal kaum wieder zu kennen; bleib mir nur im Herzen der alte liebe närrische Junge, so wie ich Dich

kenne; an Körper, Verstand und Kenntnissen musst Du aber gross und stark werden.

Unsre Lage ist immer noch die alte Ungewissheit. Sobald sich etwas entscheidet, sollt Ihr es am ersten gewahr werden. Wir leben hier in strenger Einsamkeit und Abgeschiedenheit von allen Menschen. Friedrich arbeitet Indisch und ich arbeite, wenn meine Gesundheit es erlaubt, am ‚Primaleon', der Dir einmal Vergnügen machen wird; er wird sehr hübsch und wieder ganz in einer andern Art als ‚Lother und Maller.' Von mir weiss ich übrigens nichts zu schreiben, als dass, obgleich dies Jahr seit Deiner Abreise nicht zu meinen freudenreichen gehört, ich dennoch an Gesundheit zugenommen habe. Ich habe mich bis jetzt immer sehr wohl befunden und habe in dem ganzen Jahre nicht einen Tropfen Arznei genommen; in der vorigen Woche hatte ich aber wieder einen plötzlichen Anfall von Schwindel, und seitdem hapert es wieder ein wenig mit der Gesundheit. Die drückende Hitze war aller Wahrscheinlichkeit nach schuld an diesem Anfall. Wir haben es hier seit einigen Monaten ganz unsinnig heiss gehabt; jetzt scheint es sich aber etwas abkühlen zu wollen. In den Annalen des Weins wird dieses Jahr aber berühmt werden, es wird vielen und ganz vortrefflichen Wein geben. Alles übrige (Korn ausgenommen) geräth schlecht wegen der Dürre, und es ist alles sehr theuer. Vom Laurenzianum [1]) wird Breuer Dir einmal ausführlich schreiben; es existirt noch, aber sehr schwächlich; mit den meisten Professoren ist eine Veränderung vorgenommen, die Breuer Dir melden wird. Lugino ist noch dabei, so viel weiss ich; wenigstens habe ich ihn bei der letzten Prozession mit den Laurenzianern gesehen und das *Tandem audite me* vortrefflich intoniren gehört. Von Deinen Gesellen weiss ich nicht viel: Nückel

1) Gymnasium in Köln.

wird zum Winter nach Brüssel gehen und Jura studiren; es wird aber wohl nichts aus ihm werden, er ist der leerste von allen; Zuccal: ist wieder zur Besinnung gekommen und hat sich wieder in die Mathematik begeben; Steingass ist fleissig in Mühlheim, arbeitet auch bei seinem Vater in der Brauerei, um sich ihn günstig zu erhalten, dass er ihn studiren lässt; von Breuer weisst Du; Mathä, *vulgo* die Jungfrau, ist im Seminarium bei Herrn Förster, und Nollen, Dein Logikgeselle, ist in der kaiserlichen Garde zu Paris. Weiter weiss ich nichts. Haltet Euch gesund und tapfer, schreibt mir oft und behaltet mich in gutem Andenken.

102.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Berlin.

[Köln, 8. December 1807.]

Geliebter Philipp, ich grüsse Dich mit mütterlicher Liebe! Friedrich will Dir heute schreiben, und da Dir ein Brief von ihm gewiss eine rechte Freude macht, so will ich ein andermal schreiben, und ihm das Blatt überlassen, damit das Paket nicht zu dick wird. Ich habe alle Hoffnung, dass Du diesesmal ernstlich Wort halten und recht fleissig sein wirst. Da die aufgelegte Busse Dir zu schwer dünkt, so überlasse ich es Deinem Gewissen, Dir selber eine aufzulegen; dass Du nicht Kasperle siehst, ist schon gut genug; es kostet Geld und Zeit, die Du jetzt geizig sparen musst; übrigens war meine aufgelegte Busse doch nicht so unnützlich, als Du denkst, weil es sehr wahr ist, dass Musik ein zeitfressendes Studium ist, wenn nur einigermassen etwas daraus werden soll; doch es sei Deinem Gewissen und Deinem Nachdenken überlassen! Schreibe mir bald recht gute Nachrichten von

Deinen Fortschritten und behalte mich in gutem Andenken. Ein andermal schreibe ich Dir mehr.

Deine gute Mutter.

Liebster Philipp, ich habe Dir schon lange einmal ausführlich schreiben wollen. Eigentlich aber muss mein Brief nur aus einer langen Reihe von Fragen bestehen; da Du so selten und so wenig schreibst, so sind der Fragen, Die an Dich zu thun wären, fast unzählbar viele. Vor allem aber wünschte ich eine recht ausführliche Nachricht von Deinen Schularbeiten: welche Stunden Du besuchst, welche Autoren Du in der Schule liesest, und was Du sonst lernst. Schreibe mir auch, worin Du am meisten Fortschritte gemacht, und welche Stunden Dir die liebsten sind. — Deine ehemaligen Schulfreunde hier machen Dir rechte Ehre. Steingass wird ein sehr feiner junger Mensch und studirt fleissig für sich; Breuer giebt Stunden bei Schuch, der eben so sehr als die Schüler mit ihm zufrieden ist. Daher wird ihn Schuch auch gewiss aus der Conscription heraushelfen, in die er dieses Jahr fällt. — Sonst ist hier nichts neues vorgegangen; der kleine Andres von Schultgens ist plötzlich gestorben. Du erinnerst Dich seiner wohl noch, heute Nachmittag ist er begraben. Die würdige Mutter ist sehr betrübt darüber und würde gewiss untröstlich sein, wenn sie nicht hoffte, ihn bald wieder zu sehen. — Ich war diesen Sommer und Winter recht fleissig. Mein Werk über Indien ist endlich fertig geworden, auch habe ich viele Gedichte gemacht; wenn das Porto nicht so theuer wäre, so schickte ich Dir wohl einige von Rittern und Zwergen mit. Denke Dir nur, der Albert, der zweite Sohn der Frau von Staël, hat den ‚Lother und Maller' ins Französische übersetzt; die Staël hat es nachher corrigirt und eine Vorrede dazu geschrieben. Hast Du Dein Exemplar noch, so lies es fleissig wieder zu unserm Andenken. Tieck's ‚Romantische Dichtungen', welche Dir die Mutter zu Deinem Geburtstage

versprochen, sollst Du bald erhalten. Ihn selber hast Du wohl nicht wieder gesehen? — Schade, dass er sich dort so in das Elend vergräbt und nicht hier am Rheine leben kann, wo er gewiss ganz andre Lieder machen würde! — Herr Renner ist immer fröhlich und munter und grüsst Dich von Herzen.

Dein treuer Freund Friedrich Schlegel.

103.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Berlin.

Köln, den 26. December 1807.

Dein Brief hat mich recht erfreut, sowohl wegen Deiner liebenden Sorgfalt um meine Gesundheit, als wegen der Versicherung der Deinigen und dann wegen der Aeusserung, dass Du beständig in den guten Grundsätzen bleibst. Dass die „abgeschmackten Reden Dich mehr befestigen, als wankend machen,“ kann ich mir sehr gut denken; Friedrich sagt, es sei das Mütterliche! Sobald ich Herrn Renner sehe, werde ich ihm diese Stelle in Deinem Briefe mittheilen. Er wird sich gewiss nicht wenig freuen, Dich so fest zu sehen; er hat aber immer die grösste Zuversicht zu Dir gehabt und mich dessen versichert. Er liebt Dich recht väterlich. Auch höre ich, dass Du in der That fleissig bist für die Schule, und das gereicht mir zu grosser Beruhigung. Halte Dich brav, geliebter Philipp, und habe nur stets Deinen Zweck vor Augen. Alle Deine jetzigen Pflichten und Arbeiten sind Stufen, die hinauf führen. Du wirst wohl einsehen, dass einer, der nicht unablässig mit gesetztem Muth immer steigt, nie hinauf gelangt. Was mich aber sehr wundert, ist, dass Du mir nicht ein Wort über die Veränderung Deiner Plane mittheilst, wovon Jonas mir schreibt, nämlich dass Du entschlossen bist, auch die Malerkunst zu

lernen[1]). Das ist doch ein sehr grosser Entschluss, worüber Du mir allerdings Deine Gründe und überhaupt Deine Gedanken hättest mittheilen müssen, damit ich etwas besser darüber urtheilen könnte. Du musst Dich nicht vor uns scheuen, liebster Sohn, sondern uns alles, was in Dir vorgeht, recht gradezu anvertrauen. Du solltest doch überzeugt sein, dass alles, was von Dir kömmt, mit der innigsten Liebe von uns aufgenommen wird. Wir hatten zwar die Absicht, Dich zu einem andern Stand als dem Künstlerstand zu bestimmen; ferne sei es aber von uns, Dich zu irgend etwas zu zwingen oder auch nur zu verleiten, wozu Du keinen innern Beruf fühlst. Auf diese innere Stimme gib Du nur ja recht Acht und thue, was sie Dir gebietet. Du bist noch jung und kannst Dich und Deine Absicht noch hinlänglich prüfen. Für's erste musst Du wohl auf jeden Fall bei der Schule bleiben; denn diese Kenntnisse sind Dir zu jedem Fache, welches Du wählen würdest, unentbehrlich. Studire nur ja recht fleissig und versäume nichts für die Schule[2]). Du wirst, wenn

1) Philipp rieb seinem Bruder Jonas zuweilen die Farben. Eines Tages frug ihn dieser: „Philipp, willst Du auch Maler werden?“ und erhielt darauf ein bestimmtes Ja zur Antwort.

2) Dass Philipp den Erwartungen entsprochen, beweist das originelle Zeugniss, mit dem er aus der Secunda entlassen wurde:

Lecturis S. Juvenem ornatissimum, Philippum Veit, Berolinensem, lectionibus nostris in Gymnasio Berolino-Coloniensi per annum et dimidium, et nuperrime per sex menses in Classe Secunda diligentissimam consecrasse operam, bene sapienterque nobiscum vixisse, lubens meritoque his testatum facio. Vbivis talem vidi, qualem décet esse juvenem probum, discendi cupidum et quae didicerat in saluberrimos usus convertendi studiosum.

Berolini d. VIIII. Sept. CIↃ IↃ CCC VIII.

(L S.) *D. Jo. Joach. Bellermann.*
Gymn. Berol. Col. Direct. etc.

Das Siegel mit dem Bilde der Pallas Athene und des Hermes führt die Inschrift:

GYMNASIVM BEROLINENSE VTRIQVE CARVM.

Du Deine Zeit in Acht nimmst, doch noch genug finden, um Dich im Zeichnen zu üben, wenn es Dir ernst ist. Ich glaube wohl, dass, wenn Du nur Ausdauer und Ordnung erlangst, es Dir übrigens nicht an Talent fehlen wird; nur zweifle ich, ob auch die Lebensart, der angestrengte Fleiss, das Studium und die sitzende Beschäftigung Deinem Gemüthe und Deiner körperlichen Constitution angemessen sein würden, und doch sind jene Bedingungen gar nicht zu trennen von der Bestimmung des Malers, wenn er kein Pfuscher werden will. Doch alles dies wird sich wohl in der Folge zeigen; sei Du nur für's erste recht fleissig und gewöhne Dich an Ordnung und Wahrheit. Mit der Musik wird es also wohl auf jeden Fall diesen Winter unterbleiben müssen, da Deine Zeit so sehr besetzt ist?

In Köln ist nichts neues vorgegangen; wir leben, obgleich der kleine Kreis durch Reinhard's, die diesen Winter in Köln leben, etwas erweitert worden, doch in der alten Einsamkeit fort; wir spielen des Abends oft Schach auf Deinem Brett und erinnern uns dabei Deiner, sowie wir überhaupt wohl tausendmal Deiner denken und Dich wieder zu sehen wünschen. — Der Bildungsmeyer ist auch diesen Winter hier, er lebt mit und bei dem Doctor Cassel, mit dem er ein Buch zusammen schreibt[1]). Die Kölner machen allerhand Carrikaturen auf den Doctor Cassel, der, wie Du weisst, Professor der Naturgeschichte bei den Jesuiten ist. P. Kramp ist sein Feind und da setzt es allerhand Scandala. Steingass habe ich lange nicht gesehen; Breuer ist in diesem Augenblick in Conscriptionsnöthen, er hofft wegen seiner zusammengewachsenen Fusszehen verworfen zu werden. — Deinen englischen Brief erwarte ich mit vielen schönen Hoffnungen. Fried-

1) Vermuthlich die von F. Ph. Cassel und A. Wallenberg begonnenen ‚Skizzen für Zoonomie', 1 Thl. 1 Hft. Köln 1808.

rich, der Dir auch am 8. December schrieb, erwartet, dass Du ihm hübsch fein ausführlich antworten werdest und auch recht aufrichtig, wünsche ich.

Mit der Staël ihrer Heirath, das ist wohl nur eine Klatscherei, wir wissen kein Wort davon. Adieu adieu, halt Dich brav, gesund und warm; das letzte ist immer noch unentbehrlich, da Du Deine Melusine noch nicht völlig los bist. Friedrich und ich und alle Deine Kölner Freunde wünschen Dir ein vergnügtes neues Jahr.

104.

Dorothea an K. von Hardenberg in Unterzell.

Köln, 7. Mai 1808.

Ihre gütige Zuschrift, die ich in diesem Augenblick erhalte, trifft meinen Mann nicht mehr hier; er ist am 21. April von hier abgereist, hat sich einige Tage in Frankfurt aufgehalten und ist hoffentlich seit gestern Abend schon bei Ihrem Herrn Bruder in Weissenfels. Ich eile, Ihnen diese Nachricht mitzutheilen und Ihnen herzlich zu danken für Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Mann. Ganz vortrefflich wäre es, wenn wir hoffen dürften, in Ihrer Nähe zu leben. Sollten Sie bis jetzt Ihrem Herrn Bruder noch nichts von dieser Angelegenheit gemeldet haben, so bitte ich Sie, gleich an Schlegel nach Weissenfels zu schreiben und ihm zugleich die Personen zu nennen, an die er sich zu Würzburg wenden müsste. Sollte Ihr Brief ihn dann auch nicht mehr in Weissenfels antreffen, so wird Ihr Herr Bruder dafür Sorge tragen, dass er ihm nach Dresden nachgeschickt wird.

Nehmen Sie nochmals meinen Dank und die Zusicherung meiner achtungsvollen Freundschaft! —

Dorothea Schlegel.

mir widerfuhr, und Du warst unaufhörlich in meinem Herzen; überhaupt weiss ich mir keinen Segen für mich allein zu erflehen.

Von Charlotte habe ich es mir nie anders vorgestellt, als dass sie die beste, vernünftigste Frau auf dieser Welt ist und Dich ehrt und liebt. — Mit der Mutter wird es gewiss auch besser gehen, als Du fürchtest. „Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte sich nicht!" (im heutigen Evangelium.) — Veit hat mir auch geschrieben: wegen der Sache keinen Vorwurf, wohl aber wegen der Bekanntmachung in den Zeitungen[1]. Er glaubte, sie käme von uns her; ich habe ihm sogleich geantwortet und mich, wie Du wohl denken kannst, von allem Antheil an jener fatalen Bekanntmachung losgesagt; mich auch so gut als nur immer möglich bei ihm zu entschuldigen gesucht, auch ihn um Verzeihung gebeten wegen alles, wodurch er sich durch mich beleidigt hält; ich war ihm und mir selber diese Demüthigung schuldig. Ich will nun sehen, wie er gegen mich verfahren wird. Die Kinder haben mir seit drei Monaten nicht geschrieben. Ich habe es in den Brief an V. mit einfliessen lassen, dass, wenn sie etwa deswegen nicht schrieben, weil er unsern Briefwechsel jetzt nicht gern sieht, so wollte ich mich darnach fügen. Ob er nun wohl zugeben wird, dass sie nach Dresden gehen, wenn ich dort bin? Ich zweifle stark daran.

Am Himmelfahrtstage hatten Reinhard's mich mit den Boisserée's einladen lassen; natürlich war ich draussen, und man war sehr liebenswürdig und freundschaftlich gegen mich und ohne alle Anspielung. Sulpiz meint nicht ohne Grund, diese Nachgiebigkeit, besonders der Frau, verdankten wir einem Brief vom alten Jacobi, worin viel

1) Die französische Kölner Zeitung hatte Schlegel's Conversion veröffentlicht. Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 44 f. und Fr. Schlegel's Brief daselbst 49 ff.

von Dir und Deinem Uebertritt die Rede ist, und worin er einen fortdauernd freundschaftlichen Umgang zwischen Dir und ihnen vorauszusetzen scheint. Sulpiz meint also, Madame Reinhard wäre durch diese Voraussetzung des verehrten Präsidenten auf den Gedanken gerathen, dass die Fortdauer des Umgangs mit uns sowohl möglich, als auch aufgeklärt schicklich sei; und daher die gütige Einladung und Aufnahme. Mir war es sehr angenehm, ich bin dadurch einer seltsamen peinlichen Gespanntheit überhoben, auch schätze ich Reinhard sehr, man bekömmt ihn immer lieber. — Uebrigens aber hatte auch in Jacobi's Brief gestanden, dass er Deinen Uebertritt schon früher als durch die Zeitung, dass er ihn — durch G. Stolberg! erfahren habe, der von Deinen Briefen an ihn und besonders von einem bestimmten sehr viel erzählt habe! Ob nun Jacobi dies von G. Stolberg selber oder aus der dritten Hand erfahren hatte, weiss ich nicht.

— — Diesen Brief von Klinger glaube ich Dir wegen der Adressen und mancher andern Nachricht, die er enthält, nicht zurückhalten zu dürfen; den Brief aber der vortrefflichen Fräulein Therese von schicke ich Dir nicht, er möchte mir ungeachtet seiner Honigsüssigkeit das Postgeld doch nicht versüssen. Die ist wirklich wie Honig von Hybla gegen den allertheuersten Meister Friedrich. Sulpiz, dem ich ihn gezeigt habe, meint zwar wieder allerlei Zweideutigkeiten in der naïven Art darin zu finden, und behauptet, schon deshalb müsse ich ihn Dir schicken, damit Du theils Dich daran ergötzest, theils auch damit Du ihm Recht geben sollst, den Brief komisch zu finden, denn ich nach meiner löblichen Art bestritt es ihm. Ich hatte auch wahrhaftig gar nichts darin gefunden, bis er mich erst durch sein unbändiges Lachen aufmerksam machte. Dem sei, wie ihm wolle, ich schicke ihn Dir aber nicht so weit hin. Von Bertram wirst Du näch-

stens einen Brief erhalten, meistens über Brentano und über Gegenstände der Litteratur. Er will Dich ausführlich warnen, dass Du in W[ien] weder in Versen noch in Prosa im ‚Prometheus' etwas darüber laut machen solltest, es wird jetzt alles bedenklicher als je. Im Grunde hat er wohl Recht, lieber Mann! nicht als ob ich für Dich bange wäre; aber diese Zeit ist vorüber, und obgleich Du selbst dies so gut, als wir einsehen [wirst], so könnte es doch kommen, dass Du Dich durch Deine Gutmüthigkeit verleiten liessest, an andrer Leute lautem Eifer theilzunehmen. Was gesagt werden muss, das ist gesagt; jetzt müssen sie klug werden, und das können sie nur durch Deine grossen historischen Werke und Ansichten. Nur nichts drucken lassen der Art; mündlich, was Du willst.

Herzlichen Dank für die Mittheilung Deiner Erinnerungen in Pillnitz und Jena. Ich habe alles mit Dir gefühlt, als wäre ich neben Dir. Von Hardenberg's hast Du mir aber nichts geschrieben, auch nicht, was Deine Recensionen[1]) und Dein Werk über Indien für Sensation machen; ob Du Adam Müller's Bekanntschaft nicht gemacht

1) Im J. 1808 recensirte Schlegel in den Heidelberger Jahrb. für Theologie &c. drei Schriften von Fichte (1, 129—159) und Stolberg's Gesch. der Religion (1, 266—290), beide mit Namensunterschrift; in den Jahrb. für Philologie &c. Goethe's Werke, 1—4 Bd. (1, 145—184) und Adam Müller's Vorlesungen über die Deutsche Wissenschaft und Litt. (1, 226—244), beide anonym. Ob er Verfasser der Kritik der durch Büsching und von der Hagen herausgeg. Sammlung deutscher Volkslieder (1, 134—142) sei, wie A. W. Schlegel (W. 8, 288) meint, ist zweifelhaft, da Creuzer in einem handschriftlichen Briefe vom 9. Dec. 1807, wo er ausser Goethe, A. Müller und Fichte nur noch v. d. Hagen's Ausgabe der Nibelungen und Schleiermacher's Reden über die Religion der kritischen Feder F. Schlegel's empfiehlt, die Bemerkung macht: „Da Sie ganz nach eignen Wünschen wählen können, so nehme ich v. Hagen's Volkslieder zurück."

hast; ob Du Marie Alberti und Madame Riquet nicht gesehen; und wie es eigentlich mit den *,Contes arabes'* ist, die Cotta Dir antrug. Bei Gelegenheit schreibe mir alles das; aber freilich hast Du Recht, es ist des Wichtigen so viel, und der Weg ist so lang, den unsre Briefe jetzt bezahlen müssen, dass sie selber sich nur kurz fassen dürfen; mir geräth aber dieses Kurzfassen ganz erbärmlich schlecht, ich nehme dafür meine Zuflucht zu kleinen Buchstaben.

Geliebter Mann, ich werde Dir gehorchen und reisen, aber erst noch einige Briefe von Dir hier abwarten, um die kleinen Reisen vielleicht mit der grossen vereinigen zu können. Ich bin leidlich wohl, nur macht der Arm mir einige Noth; die Hausbäder helfen nicht für diesen sonderbaren Schmerz. D. Schmitz scheint ihn nicht zu verstehen und weiss mir nichts zu rathen. Morgen geh' ich an den ,Primaleon', wiewohl bis jetzt noch ohne alle Lust und Liebe, um es aufrichtig zu bekennen. Solche Bücher, wie ich sie schreiben kann, sollten in einer so geheimnissreichen, ahndungsvollen und vorbereitenden Zeit, als die unsrige, gar nicht geschrieben werden dürfen; die Menschen müssten eigentlich jetzt gar keine Zeit haben, dergleichen zu lesen. Dieses Urtheil trifft grade den ,Florentin' am allerhärtesten, und darum kann ich mich in diesem Augenblick für keinen Preis entschliessen, eine Hand daran zu legen, auch könnte ich es durchaus nicht, hätte ich auch den besten Willen; ich habe keine Erfindung und kein Genie jetzt dazu, jene ganze Wärme ist wie zerstiebt. ,Lother und Maller' und der ,Merlin' — das waren gute Sachen, am ,Primaleon' muss ich schon zu viel von dem Meinigen dazu thun. — —

106.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Wien.

Köln, am Tage Johannes des Täufers 1808.

— — Geliebtester, wie sehr sehne ich mich, von Dir zu hören! Ich weiss es bestimmt, dass ich unter 14 Tagen keinen Brief von Dir zu erwarten haben kann, denn wahrscheinlich schreibst auch Du mir erst heute, da Du in den ersten Tagen Deines Aufenthaltes in W. wohl keine Ruhe dafür gefunden haben wirst; und dennoch meine ich ungeduldig werden zu müssen, wenn wieder der Briefträger vorbei geht. Ich habe an Wilhelm nach Hannover geschrieben (obgleich ich nicht weiss, ob er schon dort ist, Du hast mir ja die Zeit seiner Ankunft daselbst nicht bestimmt); ich habe den Brief an die Mutter adressirt und ihn sehr gebeten, dass er über Köln reisen und mit mir bis Mainz den Rhein hinauf fahren möchte. Glaubst Du, dass er es thun wird? Mir wäre es eine rechte Freude.

An dem Tage, wie ich meinen letzten Brief an Dich absandte, hatte ich noch eine grosse Freude: nämlich ein Paket aus Berlin! S. V[eit] schreibt mir sehr gut; mein Brief mit der Versicherung, dass der Zeitungsartikel ganz ohne unser Vorwissen und zu unserm grössten Verdruss eingerückt worden ist, hat ihn ganz beruhigt. Ich habe alle Hoffnung, dass ich die Kinder nach Dresden bekommen werde, obgleich er mich sehr dringend versichert, dass es sein Tod und sein bitterster Gram sein würde, wenn er, wie er sich ausdrückt, von den Kindern verlassen würde, und sie das Christenthum annähmen. Und doch — wird dies geschehen, und keine Macht wird es verhindern können; denn lies diesen herrlichen Brief von Jonas! Du kannst Dir denken, wie ganz entzückt ich davon bin. Ich schicke ihn Dir mit, obgleich ich mich

nicht gern davon trenne, aber auch Du sollst Deinen Theil daran geniessen. Eine reinere, himmlischere Freude habe ich nie empfunden, selbst nicht, als ich die Kinder geboren, und alle Angst und alle Furcht vor der öffentlichen Bekanntmachung und den befürchteten Folgen war rein aus meinem Herzen gelöscht. Ich war wirklich glücklich und wie zu einem schönen Tode gestärkt und vorbereitet. „Diese Zeichen aber werden denen, die glauben, folgen: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und wenn sie etwas tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden.“ (Im Evangelium am Himmelfahrtstage.)

Bis jetzt war ich bei alledem noch zweifelhaft, ob ich recht thue, nach Dresden zu gehen, bevor Du mit Gewissheit sagen kannst, ob Du nicht wieder einen andern Ort wirst mit Wien vertauschen müssen; denn die Kriegsgerüchte erschreckten mich, und ich hielt es in diesem Falle nicht für recht, mich so auf Deine Schwester zu werfen. Aber da die Kinder nun hinkommen werden, muss jede andre Rücksicht schweigen; es ist nun, wie auch Du mir gesagt hast, eine heilige Pflicht, nach Dresden zu gehen, es komme, wie es wolle. S. Veit klagt aber erbärmlich über die Unglücke und Drangsale. Ich erwarte für mich nichts mehr von ihm, aber auch den Kindern wird er es wahrscheinlich knapp zuschneiden müssen. — Heute ist Bertram's Namenstag; er hat mich zum Mittag eingeladen; ich glaube aber nicht, dass ich hingehen werde, der Kopf thut mir weh. — Reinhard's waren dieser Tage in der Stadt und haben mich auch besucht; ich war aber zufällig nicht zu Hause. Du siehst also, dass sie freundlich sind.

Wir haben Goethe's ‚Faust‘ hier, und ich habe ihn auch schon gelesen. Es sind viele neue Sachen darin, doch hängt es bei alledem nicht mehr zusammen, als auch das erste, es sind nur noch mehrere Fragmente. Die

Walpurgisnacht ist zwar ausgelassen genug, doch dünkt sie mich nicht so leicht phantastisch und so bedeutend genialisch wie die Scene mit den Katzen und der Hexe. Das Bedeutende in der Walpurgisnacht ist störend, als ob es Persönlichkeit wäre; der Nicolai &c. ist auch wirklich dort *mal-à-propos*. Das Verhältniss des Menschen zum Bösen ist, meine ich, auch gar nicht klar und bestimmt genug dargestellt; denn mich dünkt bei einer solchen besonnenen Ueberlegenheit des Menschen kann das Böse nicht siegen. Faust's Monolog über die ersten Worte des Evangeliums Johannes: „Im Anfang" &c. ist zwar recht schön, aber Calderon hat in seinem Monolog über denselben Gegenstand (die erste Scene in *Los dos Amantes del cielo)* viel mehr Tiefe und Reichthum. Ergreifenderes aber und so bis in's tiefste erschütternd habe ich nie etwas gelesen als die letzte Scene von Gretchen im Gefängniss. In dieser Scene glaube ich ganz Calderon's Geist wehen zu fühlen, aber doch ganz deutsch, so dass es jedes deutsche Gemüth erschüttern muss; sie ist romantisch-tragisch im allerhöchsten Sinn. Mit welchen Worten soll ich mir nur den Unterschied deutlich machen zwischen der Rührung in dieser Scene und jener in der ‚Genovefa', wie sie sterben will im Walde und die Engel Gottes treiben den Tod von ihr fort. Wie kann zwischen der Bitterkeit und der Süssigkeit eine solche Verwandtschaft der Gefühle stattfinden? Hier die leidende Unschuld, gegen die ganze Hölle kämpfend, gebunden unterliegend; dort die erhabene Schuldlosigkeit, den Schmerz besiegend, ruhig ergeben; und beide gerettet durch den Ruf von oben! Es wird mir aber doch klar bei diesem ‚Faust', dass Göthe wohl nicht so glücklich ist, als man in den Werken seiner mittlern Zeit ihn wohl halten möchte. Es ist doch eine rechte Bitterkeit darin trotz der anscheinenden Lustigkeit; kömmt er Dir nicht auch so vor? Indessen ist diese Stimmung grade die rechte zur Dar-

stellung der Hölle! — Geliebter Mann, lass Dir die Zeit bei meinem Geschwätz nicht lang werden, Du kennst mich ja, ich rede nur so viel, weil ich gern von Dir etwas hören möchte. Ich bin am ‚Primaleon.' Lass mich nicht lange in der Ungeduld, schreibe mir bald und fördre so viel als möglich, dass ich hier nicht unnütz Geld und Zeit verschwende. Gott erhalte, Gott segne Dich, denk mit Liebe an Deine Frau. Ich grüsse Sophie Tieck.

107.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Wien.

Köln, den 28. Juni 1808.

— — Die Freunde wollen mich den Rhein hinauf begleiten, und wir werden zusammen noch alles merkwürdige und alle schönen Gegenden besehen. Desto eher wünschte ich von hier fortkommen zu können, um nicht zu sehr eilen zu müssen. Sulpiz brummt, dass Du nicht noch mehr von Theodorich von Prag [1]) geschrieben hast. Du kannst denken, wie neugierig er geworden! Wallraf war den Tag vorher, eh' Dein Brief kam, bei mir und dankte für Dein Werk [2]). Er trug mir Grüsse an Dich auf; seitdem habe ich ihn aber nicht gesehen, ich werde ihm aber die Grüsse des Grafen Sternberg besorgen. Denk Dir, dass Werner [3]) hier war; Wallraf konnte gar nicht aufhören zu erzählen, wie verwundert er über alles war, und wie wenig er wusste und gesehen hatte. Er hat ausser Wallraf niemand besucht. Die Freunde wollten

1) Ueber den Werth der Heiligenbilder dieses alten Malers spricht Schlegel in dem Aufsatz: Schloss Karlstein bei Prag. W. 6, 233—238.

2) ‚Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.' Heidelberg 1808.

3) Zacharias.

dahinter eine Kunsttücke von Wallraf sehen, aber ich glaube ganz einfach, Werner blieb nur zwei Tage in Köln, hatte also nicht Zeit zu besuchen, und aus Gemälden wird er sich wohl nichts machen. Er hat, wie Wallraf mir sagte, mit grosser Achtung von Dir gesprochen, hatte auch Dein ‚Taschenbuch‘, als er den Dom besah und die übrigen Kirchen, doch führte er auch Klebe's Reisebeschreibung mit sich; es gilt den Leuten alles gleich.

Mit welcher Sehnsucht ich auf Deine Nachrichten aus Wien verlange, das wirst Du Dir wohl vorstellen! Ich habe die gewisse Hoffnung, dass die Schwermuth sich wieder bei Dir zerstreuen muss bei den Gegenständen, die Dich dort umgeben, und denen Du Dich hingeben wirst. Fasse immer wieder neuen Muth, mein Geliebter! Denk doch zurück, wie vieles wir erreicht; ja mehr haben wir erreicht, als wir uns anfangs gar vorgesetzt. Unsre Augen trugen uns ja nicht so weit, als wir wirklich durch himmlische Hülfe nun erreichten. Friedrich, wer kann uns denn jetzt schaden? Und auf Zeit meines Lebens arm zu sein, bin ich wenigstens mehr als je gefasst. Also um meinetwillen habe keine Angst; würdige mich ruhig zu sein meinetwegen! Freilich näherst Du Dich einem längst ersehnten Ziel, und dieser so ahndungsreiche Augenblick muss Deine Seele allerdings ganz erfüllen und kömmt Dir darum wie Schwermuth vor. Aber warum nennst Du dieses Ziel Deinen *letzten* Wunsch und warum einen *irdischen*? Der Wunsch, immer mehr Gottes Willen zu erkennen und nach allen Kräften zu erfüllen, der wird Dich nicht verlassen und in immer andrer Gestalt Dich stärken und antreiben bis an den Tod. So auch ist Dein Streben und Deine Sendung keine *irdische* und auf nichts irdisches gerichtet, denn sonst hättest Du nicht nöthig gehabt, mit solcher Beschwerde nach Wien zu ziehen, ein *irdisches* Ziel hättest Du am Ende leichter

noch in Paris erreicht. Thu' Dir also selber nicht das Unrecht an, Deinen Beruf als etwas irdisches anzusehen und Dich von ihm beschränken zu lassen. Gelingt es Dir in Wien, so bin ich bald bei Dir; macht aber der Krieg wieder allen Hoffnungen ein Ende (wenigstens könnte er einen sehr grossen Aufschub veranlassen), so kömmst Du nach Dresden, und Du wirst dort ebensowohl Arbeit finden als sonst irgendwo. Deine Autorität wächst täglich, und es kann Dir am Ende an irgend einer Anstellung gar nicht fehlen. Karl V. muss Dir zur Krone werden! Lass allen Trübsinn fahren und dichte heiteres Leben in Dir und aus Dir. — Die Prager Gespräche über ‚Delphine' und ‚Corinne'[1]) sind allerliebst. Wie kömmt es nur, dass einem immer noch das Geschwätz nicht ganz gleichgültig werden kann, wenn man auch die Dummheiten noch so gut erkennt? — In welch einer Art von Humor muss man sein, um ein Verbot gegen das Blumenstreuen bei der Prozession ausgehen zu lassen? Welche erhabene Einfälle! — Die schönsten besten Grüsse von allen Freunden und Bekannten. Ich umarme Dich von ganzem Herzen; denke mit treuer Liebe an Deine Frau und schreibe ihr bald wieder.

108.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Wien.

Köln, 17. Juli 1808.

Das ist nun recht gut, geliebtester Mann, dass Du mit dem Projekt, Postgeld oekonomisiren zu wollen, nicht zufrieden bist, denn ich glaube, ich führe es auch gar nicht aus. Gestern erst erhielt ich Deinen Brief vom 4. — drei Wochen also nachdem ich den aus Prag erhalten

1) Romane der Frau v. Staël.

hatte, und da Du in diesem über Schwermuth und wankende Gesundheit geklagt hattest, so war ich wirklich die letzten acht Tage in unbeschreiblicher Unruhe. Gott im Himmel sei es gedankt, dass Du gesund bist; ich hoffe, er wird Dir Heiterkeit und Muth zu Deinem Werk verleihen! Der Tag, an welchem Du mir melden wirst, dass Du einen glücklichen Anfang gemacht hast, soll mir ein Festtag sein. Die freundliche Aufnahme in Wien hat mich recht erquickt; sei ja rüstig, nutze die erste Aufmerksamkeit. Ich glaube, da man Dir die Erlaubniss der Zueignung so bereitwillig gab, so musst Du wahrhaftig nicht säumen. Am Ende wäre es vielleicht gar besser gewesen, Wilhelm hätte diese Erlaubniss vor der Hand noch nicht verlangt. Meinen Gedanken nach kömmt es hier, so wie die Dinge nun einmal liegen, auf eine schnelle brillante Erscheinung unumgänglich nothwendig an; diese schnelle Erscheinung glaube ich ist diesesmal die erste aller Rücksichten. Wenn irgend ein Werk von Dir eine zweite Auflage bald erleben wird, so ist es dieses. Dann hast Du ja immer Zeit, manches zu ändern und nachzutragen. Viel wird es gewiss nicht sein, dazu ist Deine Ansicht viel zu reich, und Deine Kenntnisse zu umfassend. Ich glaube diesesmal kömmt es mehr als je auf den richtigen Standpunkt und die vorurtheilsfreie Ansicht an. Dazu brauchst Du keine neuen Thatsachen zu erfahren; je mehr Du auch dazu liesest, desto schwerer wird Dir die Ausführung und Anordnung dieses zu grossen Reichthums. Du hast des Gehalts so unermesslich viel, dass Du Dich absolut beschränken musst, wenn Du fertig werden willst. Wir wollen ja nicht eine gelehrte erschöpfende Dissertation, sondern eine lebendige Darstellung Deiner Ansicht von Dir haben! Wenn Du über mein Treiben und Raisonniren schmählst, so ist es recht gut, dass ich es nicht höre und also auch nicht widerbelfern darf.

Ich werde, sobald ich das Geld aus Dresden erhalte, mich auf den Weg begeben, die Bücher an Sulpiz hinterlassen und unsre übrige Habseligkeit zu Gelde machen, es wird aber gar wenig herauskommen. Ich bin nur noch in Verlegenheit, wie ich von Frankfurt weiter komme. Wilmanns hat noch nicht geantwortet; soll ich die Reise bis zur Messe aufschieben, so verzehre ich unterdessen hier mehr, als mir auch das Alleinreisen von Frankfurt kosten könnte. Dennoch würde ich mich noch entschliessen, bis dahin hier zu warten, wenn ich jetzt nicht hoffen dürfte, die Kinder in Dresden zu finden; kurzum, ich bin und bleibe wie immer zwischen Angel und Thüre, es scheint einmal meine Bestimmung oder vielmehr meine angeborene Prüfung zu sein!

Ueber Eins in Deinem letzten Briefe musst Du mir Aufschluss geben und es ja auch nicht vergessen, liebster Friedrich! Nämlich bei Gelegenheit des Pfingstfestes schreibst Du, es sei Dir nicht so gut geworden wie mir, weil es erstlich in die Tage der Unruhe vor Wilhelm's Abreise fiel, und zweitens hättest Du auch Grund genug gehabt, Dich in Acht zu nehmen. Dies letzte verstehe ich nicht. Hast Du denn nun trotz der Publicität es Charlotten und Wilhelm nicht eingestanden, dass es wirklich so ist? und bist Du in Dresden nicht in der Kirche gewesen? Du siehst ein, dass ich nothwendig wissen muss, wie ich mich in Dresden und besonders gegen Deine Geschwister zu benehmen habe, um Deinem Betragen und Deinen Aeusserungen nicht zu widersprechen. Du gestehest selber, die Publicität schade in Dresden nicht; warum hast Du Dich denn also in Acht nehmen müssen? Ich bitte Dich, mein verehrter Mann, dass Du mich in Dresden einen Brief vorfinden lässest, der mich von Deiner Meinung unterrichtet. Ich für meinen Theil glaube jetzt, nun es geschehen ist, es nicht allein meinem Gewissen und meiner Pflicht, sondern auch dem äussern Anstand

und dem guten Beispiel [schuldig zu sein], die Religionsübungen pünktlich auszuüben; doch unterwerfe ich mich Deinem Ausspruch. Wilhelmen habe ich indessen alles erklärt. Er klagte über Dein Misstrauen, und dass Du nicht recht mit der Sprache gegen ihn heraus wolltest. Ich habe Dich damit entschuldigt, dass Du grade damals in der Verwirrung und Verdriesslichkeit der unberufenen Publicität warst und wohl überhaupt nicht gern davon werdest gesprochen haben. Uebrigens sei Deine Zurückhaltung gewiss kein Misstrauen gegen ihn gewesen, sondern Du habest überhaupt diese Mittheilsamkeit nicht; wer Dich kennt, der muss dies wissen. Leid ist es mir aber doch, dass Du die Gelegenheit nicht benutztest, Wilhelm zu den Unsrigen herüber zu holen. Bei grösserer Offenherzigkeit und erhöhter Mittheilung hätte es Dir gelingen müssen, da er Dich so liebt und Dir traut.

Gehören Knorring und Sophie[1]) zu den Unsrigen? und in welchem Sinne? Es ist auch mir sehr lieb, dass Du in den ersten Tagen so gut unter Freunden aufgenommen warst; schreibe mir doch mehr, wie Du Dich mit ihnen eingerichtet hast, und wie Du es künftig zu halten gedenkst. — Sulpiz wird Dir selber schreiben. Er meint, Du solltest doch sehen, eine Vorlesung baldigst zu Stande zu bringen, und seine Gründe haben allerdings vieles für sich. Eine universal-litterarisch-historische Vorlesung kostet Dir keine neue Arbeit, stört Dich nicht im Karl V., macht Dich in Wien als nützlich bekannt und verschafft auch wohl Deiner Frau die Mittel, zum Winter bei Dir in Wien zu sein, welches doch nicht gar übel wäre! Die häufigen Einladungen zu Tisch, glaube ich doch, darfst Du nicht eher ausschlagen, bis Du erst eine Stelle erhalten hast; die grossen Herrn erinnern sich am besten an jemand bei Tisch. Der Stephansthurm und die

1) Dessen Frau, geb. Tieck.

Bildergallerie werden diesesmal doch wohl ein wenig dem Courmachen nachstehen müssen. Jetzt wünschte ich aber wahrhaftig erst Reisegeld zu haben; mein Vorrath an Geld geht zu Ende, er hält höchstens noch bis zu Ende dieses Monats. Sobald ich Geld kriege, reise ich nach Koblenz, und von dort aus mache ich Excursionen nach der Abtei Laach &c. Wenn von hier aus mich niemand begleitet, so wird Mosler mich von Koblenz aus geleiten. Von Henriette habe ich Taffet zu einem artigen Kleide geschickt bekommen, und ich bin so ziemlich ausstaffirt; wenigstens werde ich in Dresden ordentlich erscheinen können. Gebe nur der Himmel, dass ich Credit bei Mohr und Reisegelegenheit finde, sonst geht es schief! Ich wünschte, Du hättest mir geschrieben, wie viel Du glaubst, dass ich zur Reise brauchte. Das Uebelste ist, dass ich gar nicht weiss, wie viel ich brauchen werde, und ob ich Geld bei Mohr kriegen werde? Glaub aber nur nicht, dass alle diese Besorgnisse unter einander mich drücken oder mich schwermüthig machen; es muss doch gehen! Sei Du auch nur recht guten Muthes, mein liebster Mann, dichte, rede, lehre und liebe, besonders Deine Frau.

Seit drei Wochen ist alle Sonntag und Feiertage grosse musikalische Messe im Dom. Die Liebhaber hier haben sich zu diesem guten Werk vereinigt. Sie haben im Domschatz einen grossen Vorrath von alten Kirchenmusiken; an diese wagen sie sich aber noch nicht, indessen haben sie doch schon ein paar recht gute Musiken gemacht; sie werden wohl nach und nach mehr Geschmack bekommen am guten Styl; zur Andacht ist aber nichts so geschaffen als die Choralbegleitung der Orgel. — Wallraf empfiehlt sich Dir und dankt Dir für Dein Werk; er hat es mit grosser Theilnahme gelesen. Dem Dechant D[ümont] werde ich dieser Tage sein Exemplar und auch an Förster Deinen Auftrag besorgen. Vor einiger Zeit war der Dechant D. bei mir und frug mich, ob Du wohl nichts da-

gegen haben würdest, wenn etwas über Deinen Uebertritt in ein hiesiges Journal gesetzt würde, was Haas herausgiebt; ein Pastor Rensing wolle etwas darüber sagen, habe sich aber bei ihm zuvor gemeldet, um alles genau zu erfahren. Ich bat ihn darauf, diese Erlaubniss und diese Data doch ja nicht eher zu geben, bis ich Dir darüber geschrieben habe. Er gab dies auch gleich zu; nun werde ich ihm sagen, Du habest geschrieben, es würde Dir viel angenehmer sein, wenn vor der Hand noch gar nichts darüber geschrieben würde, und Du würdest, sobald Du es für nöthig hältst, lieber selber etwas darüber schreiben [1]).

Werner war zwei Tage hier, er hat aber niemand besucht als Wallraf, der es gar nicht einmal zu wissen schien, welch eine berühmte Person er an ihm sah. Er lief herum und liess sich von einem Lohnlaqueien eine Menge Beschreibungen und Reisen nachtragen, die er dann immer auf der Stelle nachschlug. Von Deinen Schriften soll er mit grosser Veneration geredet haben. Wallraf hat ihn auch wegen der Zeitungsannonçe Deines Uebertritts zurecht gewiesen, die er natürlich ansah, als rühre sie von Dir selber her.

Ich umarme Dich herzlich, Gott wolle Dir seinen besten Segen geben.

1) Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 57.

Aus Dorothea's Tagebuch.

1804.

1. Das Gute thun oder das Rechte, um der Welt ein gutes Beispiel zu geben, kann zwar in der Welt recht nützlich sein und ist als Maxime zu empfehlen, aber an sich ist es doch nicht mehr werth, als Talente zu üben, um der Gesellschaft eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen.

2. „Viele wurden berufen, wenige aber auserwählt" — dies Wort Christi gilt von der Ehe ganz besonders.

3. Mir ist Goethe nirgend lieber als in seinen scherzhaften kleinen dramatischen und in den ‚vermischten Gedichten.' Welch ein ganz anderer Witz und lebendiger Scherz und eigentlich philosophischer Spott liegt in diesen als später in den ‚Weissagungen des Bakis'! — Warum er nur diese Deutschheit verliess, die ihn doch so gut kleidete? — Das Tragische ist wohl Goethe's Sache eigentlich nicht, so wenig als das Romantische. — Tieck vereinigt dies und auch den komischen Witz. Der letzte ist bei ihm nirgend so rein als in den komischen Scenen im ‚Octavian'; doch ist er auch hier und nirgend so fröhlich und die Satire so allgemein als in jenen Sachen von Goethe.

1805.

4. Es giebt Menschen, welche das, was sie nicht wissen, verachten oder für nichts wichtiges halten, aber

das, was sie wirklich wissen, für unbeschreiblich gross und wichtig; dann giebt es auch wieder welche, denen es gerade umgekehrt geht: das, was sie wissen, erscheint ihnen immer geringer, je mehr sie das bedenken, was sie nicht wissen.

5. Friedrich sagte von einem ordinairen Einfall, den man sorgfältig aufgeschrieben hatte, und der nach dem Tode des Verfassers abgedruckt ward, es wäre, als wenn jemand einen kupfernen Dreier in Gold einfassen liesse.

6. Friedrichs Kritik hat viel von der Architectur: Ordnen, Gründen, Bestimmen, Vollenden.

7. Mich beschämt das Lob mehr, als der Tadel mich ärgert; eigentlich ist mir beides nicht so sehr wichtig, wenn ich es aufrichtig gestehen soll; es kann mich aber sehr verdriessen, wenn mich die Leute für unglücklich halten; das ist aber erst der Fall, seitdem ich Friedrichs Frau bin.

8. Ich bin allein in meiner Kammer andächtiger als in der Kirche. Beten kann ich eigentlich nie recht in der Kirche, es zerstreut mich alles zu sehr; besonders gebe ich zu sehr auf mich selber Acht in Gegenwart der übrigen Leute, und beim Gebete muss man seine eigne Persönlichkeit ganz vergessen. Aber ich bin gerührt in der Kirche, besonders beim Gesang, wie in einem Schauspiel; auch habe ich oft schon gute Gedanken während des Gottesdienstes gehabt und lerne eigentlich immer etwas dabei, aber eigentlich beten kann ich nur nicht so recht.

9. Es ist sehr klug von den Frauen, wenn sie den Einfluss, den sie auf ihre Männer haben, nicht allein diesen, sondern auch allen übrigen Menschen verbergen; noch

klüger ist es, wenn sie selber ihn nicht zu kennen scheinen; aber wahrhaft edel und gottgefällig ist es, wenn sie ihn wirklich selber nicht kennen.

10. Sollte Luther wieder auferstehen, so würde er wohl zuerst gegen den jetzigen Protestantismus protestiren.

11. Novalis hat zu Friedrich über den ‚Florentin' gesagt, es wäre viel Bildung, aber kein Plan darin. — Sehr treffend.

12. Petrus war der erste, der Jesus ‚Christus' nannte.

13. Am besten lässt sich Bonaparte mit Simson vergleichen, der mit einem todten Eselskinnbacken die Philister schlug.

14. „Wenn man alt ist, so ist man noch lange nicht antik," schrieb D[orothea].

1806.

15. Wilhelm ist doch in der witzigen Kritik oft mehr grausam als strenge; überhaupt ist sein Witz mehr scharf als fein und im Komischen bis zur Carricatur grotesk. Für den Ausdruck des Beifalls braucht er hingegen oft dermassen Superlative, dass sie, besonders bei geringfügigen Gegenständen, leicht als Ironie und Tadel genommen werden können, wo doch dies seine Absicht nicht ist. So sagt er z. B. in dem Aufsatz über Rom von dem Landschaftmaler Reinhard: „Seine Stärke ist der Baumschlag, welchem er eine Bestimmtheit giebt, wie er sie in der Natur beinah selbst nicht hat[1])."

1) „wie sie beinahe in der Natur selbst nicht stadtfindet" — sagt A. W. Schlegel in dem ‚Schreiben an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler.' W. 9, 258.

16. Die Elegie ‚Rom'[1]) ist ein wahrer Obeliskus der Eitelkeit.

17. Die Geschichte von Orpheus, der von den Frauen zerrissen wird, ist eine Allegorie auf Wilhelms Schicksal.

18. Das ‚Athenäum' war die Schlange, durch welche sie sind verführt worden, vom Apfel des Erkenntnisses des Guten und Bösen zu essen.

19. Ob ich glaube? — Das wage ich noch nicht zu behaupten: aber ich weiss, dass ich wahrhaftig an den Glauben glaube.

20. Bertram sagte: Die gebildeten Psychologen hätten es wirklich schon so weit gebracht, dass sie allen Menschen bis auf den innersten Grund der Seele sehen und ihre geheimsten Triebfedern aufspüren, ohne Scheu und ohne Ehrfurcht. Regenten, Dichter, Geistliche, Philosophen, alles ist klar durchschaut und keine Art von Nebel verbirgt sie mehr. Jedoch ausgenommen diese Psychologen selber; diese tragen freilich, jeder sein tiefstes Inneres mit geheimnissvoller Ehrfurcht und undurchdringlich.

21. Goethe's ‚Zauberlehrling' geht doch wohl auf das Christenthum; die beiden Wasserträger — Protestanten und Katholiken.

22. Was Friedrichs Geist so sehr auszeichnet, das ist seine Tiefe bei seiner Universalität — Eigenschaften, die einander entgegengesetzt scheinen. Tieck ist origineller, hat aber gar keine Tiefe. Novalis ist wohl eben so tief wie Friedrich, aber nicht so universell. Wilhelm hat gar keine Originalität und keine Tiefe, der ist blos universell.

1) von A. W. Schlegel. W. 2, 21—31.

23. Seine Gedanken, Worte und Werke Gott aufopfern ist ein seliger Gedanke des katholischen Gottesdienstes. Alles Denken muss ein beständiges Gebet sein, das äussere Gebet nur eine nicht länger zurückgehaltene Exclamation des ewigen innerlichen Gebets oder Gedankens; so wie ein Gedicht machen blos eine Aeusserung des innerlichen Dichtens, nicht das Dichten selber. Sowie aber das Dichten nicht zur völligen Ausbildung kommen kann, wenn man keine Gedichte wirklich macht, so muss man auch sich nicht mit dem innern Gebete begnügen, sondern wirklich es durch Wort und Form zum klaren Bewusstsein bringen.

24. Aechter Muth muss eine Hydra sein: schlägt man ihm ein Haupt herab, so müssen aus der Wunde zwei neue hervorwachsen.

25. Was so viel von dem preussischen Muth und Enthusiasmus war geredet worden, das lief auf nichts als auf Theaterideen hinaus. So hatte die Königin z. B. offenbar nichts als Schiller's ‚Jungfrau von Orleans' in dem Kopf. Die Besten haben sich (wie auch ganz natürlich) von diesen Affenpossen blenden lassen. Muth, Enthusiasmus, Liebe zum Vaterland — das wächst nicht in einer Nacht so wie ein Pilz und nicht auf sandigem, undankbarem, künstlich getriebenem Boden, der obendrein noch von Maulwürfen untergraben ist. Unzählige Verräthereien arbeiteten hier im verborgenen, die Capitulation von Magdeburg unterzeichneten preussischerseits drei Männer von französischen Namen[1]).

1) Der Waffenstillstand vom 7. November 1806, auf den Tags darauf die Capitulation folgte, ist preussischerseits von dem General Renouard, Oberst dü Trossel und Hauptmann Leblank unterzeichnet. v. Höpfner 2, 334.

26. Denkspruch für die deutschen Fürsten (Evang. Matthäi 5. Cap.): „Ihr seid das Salz der Erde; so nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist hinfort zu nichts nütze, als dass man es hinausschütte und die Leute es zertreten.“

27. Nicht Buchhändler und Buchdrucker müssten Pressfreiheit haben, sondern die Autoren; und zwar müsste diese Freiheit an gewisse Würden geknüpft sein: z. B. jeder der Sitz und Stimme in irgend einem Collegium hat; jeder Pfarrer; die hohe Geistlichkeit; überhaupt jeder öffentliche Lehrer; jeder, der die Doctorwürde erhielt, jeder General u. s. w. Nur diese dürfen drucken lassen (anonym niemals); oder dürfen andern die Erlaubniss ertheilen, unter ihrem Namen drucken zu lassen. Da aber sie verantwortlich für jedes Buch sind, welches auf diese Art unter ihrem Namen erscheint, so sind sie von selbst die natürlichen und einzigen Censoren; eben so dürfen nur sie recensiren oder beurtheilen, aber ohne eigentliche Anstalt dazu, es darf kein besonderes Amt sein.

1807.

28. Friedrichs Art zu philosophiren hat erstaunlich viel musikalisches, besonders Aehnlichkeit mit Sebastian Bach.

29. 1806 am Tage aller Heiligen, in dem Dom zu Köln ist mir während der Messe die Liebe zu Gott und Gottes Liebe zu mir zuerst recht deutlich und lebhaft geworden, und dass ich ihn mit derselben Liebe lieben kann, wie ich Friedrich liebe und meine Kinder. Und so ist Friedrichs Liebe mir auch ein Bild, ein Zeugniss, der Abglanz der Liebe Gottes zu mir. In der Liebe Gottes der Ursprung aller Liebe. Ich verstehe nun in Gott lieben, ihn über alles und den Nächsten um seinetwillen lieben.

— Ich kann jetzt auch besser in der Kirche beten als zu Hause. Die Kirche ist mir nun heimisch geworden.

30. Die ‚Reden über die Religion‘ von S[chleiermacher] sind gleich viel verständlicher, wenn man sie „das Reden über die Religion“ nennt.

31. Schlechte Erziehung hat ganz besonders den schrecklichen Nachtheil, dass sie den im Menschen angebornen Trieb zur Bildung ausrottet. Nur diejenige Erziehung kann wahrhaft schlecht genannt werden, die dies thut.

32. Hat Herder nicht viel unmännliches, um nicht weibliches zu sagen?

33. Den 8. April 1807 habe ich die Tochter von Bachoven über die heilige Taufe gehalten, die den Namen Dorothea Christina erhielt. Christian Huyben war Gevatter.

34. Juni. O mein armes Land! — Wer bin ich, dass ich ein Vaterland zu haben glaube? — O armes Deutschland, arme Welt! Du leidest so schwer, so bitterlich und weisst es nicht warum? und suchst die Ursache hie und dort und findest sie nicht, weil du sie nicht in dir selber suchst? O wer dir doch die Augen öffnete; wo ist der Held, der Prophet? er könnte dir mehr nutzen als tausend Heere, als grässliche Schlachten. Denn die Gegenwart ist für dich verloren, und du kannst nur für die Zukunft ringen, und wer soll dich lehren, wie du es thun sollst? wer erzieht deine blinde wieder Kindheit gewordenene Unvernunft? Wird kein Prophet kommen, der den künftigen Helden, den künftigen Retter bildet? Das wäre eure rechte, eure glorreiche Bestimmung, ihr Dichter und Weisen, und ihr wäret mehr als Zehntausende, die nicht wissen, was sie thun sollen, und nicht, für wen, und

nicht, für was? und darüber auch nichts zu Stande bringen. Lehrten die Propheten nach Zions Fall und während demselben den Mord[1]? oder nicht vielmehr die Busse? Die Zeit muss büssen, wie der einzelne Mensch, ihre schwere Schuld; sie trägt jetzt die auferlegte Busse. Wer sich der Busse trotzig oder hochmüthig entzieht, der sündigt mehr, als er mit dem Verbrechen sündigt, das die Busse nothwendig machte. Büssen muss die Welt, in sich gehen, die Schuld des Unglücks in sich selber aufsuchen und die Wurzel ausreissen — dann, o wer kann zweifeln? dann und nicht früher, wird das Licht euch wieder leuchten und ihr den Weg des Heils und die segnende Hand in allen euren Rathschlägen, in allen euren Thaten wieder erleuchtend fühlen. Woher soll jetzt das Heil denn kommen? Von den schwachen Fürsten? von dem ungetreuen, nur seine eigne zeitliche Wohlfahrt bedenkenden Rath? von den verwöhnten, nichts vertheidigenden Heerführern? von dem leichtsinnigen ungläubigen Volk? von der Uneinigkeit, von dem Hohn und der Nichtachtung aller gegen alle und der bebenden Furcht vor dem Ueberwinder? O gütiger Heiland, erleuchte die Herzen, erleuchte sie durch deinen heiligen Geist, gieb ihnen den Frieden, den die Welt nicht geben kann!

Heiland der Welt, du mögst ihm nichts gedenken,
Die tausendfache Schuld ihm gnädig schenken!

O die Schande, die Schuld meines Landes lastet schwerer auf ihm als selbst der grösste Druck des Unterdrückers; Busse und Strafe ist Anfang der Gnade und Erbarmung, das Verbrechen allein ist drückend! Durch einen Mord wird diese Schande nicht abgewaschen werden. Und wie unbedacht wäre dieser Mord! Er hätte denselben Erfolg und ungefähr das nämliche Verdienst, als Charlotte Corday hatte. Wer kann glauben, dass an

1) Vgl. das Urtheil über Arndt's ‚Geist der Zeit' S. 215.

einem Einzigen dies Unglück hängt, und wenn dem so wäre, wer kann glauben, dass ein Einziger diese Macht ohne göttliche Absicht habe? Strafbarer Unglaube ist es, das zu denken, und ihr seht es ja alle, die ihr diese Mordthat wünscht, ihr seid ja selbst gar nicht einig, was nach ihr geschehen soll. Ein jeder von euch würde etwas anders, blos seine Wünsche, seine Einfälle, vielleicht gar sich selber an die Stelle setzen wollen, ohne Uebereinstimmung, ohne zu denken, dass das, was jetzt durch solch schändliche willkürliche That zu Stande gebracht würde, nothwendig eben so wüst und so verderblich sein müsste, denn nicht er ist es, sondern die der Welt nothwendige Busse, die ihr nicht willkürlich abschütteln dürft, ihr Blinden! Betet, lernt, lehrt, arbeitet der Zukunft treu in die Hände, die glanzvoll leuchten wird; dazu allein ist die Gegenwart jetzt bestimmt. Ihr Kleingläubigen, was wollt ihr eure reinen Hände an ihn legen! Sehet ihr denn nicht, dass er selbst sein Grab gräbt, dass er seinem Untergange selbst entgegen gehen muss? Oder meint ihr, die Geister der Hölle würden ihn allein sanft verschonen; meint ihr, der Wald von Dunsinan würde nicht kommen; der Mensch würde ausbleiben, der nicht vom Weibe geboren ward, um ihn zu schlagen?

35. Jetzt gilt es nicht mehr „mein Land,“ „mein Vaterland,“ dieses oder jenes Land! Allenthalben muss jetzt unser Vaterland sein, wo katholische Christen wohnen; für den Glauben muss gestritten werden, für ein Recht, für einen Gott und einen König.

1808.

36. Die moderne Kirchenmusik verhält sich zur alten wie Exegese zum Geheimniss der Messe: die Wunder erklärend.

37. Die Musik muss die Messe begleiten, aber nicht stören.

38. Die Romane der Frau von Staël haben den Fehler, dass sie nur ganz ausschliesslich in der sogenannten vornehmen Welt vorgehen, wodurch sie besonders kalt und monoton werden. Die nicht würdigende Vornehmigkeit gegen geringe Stände darf dargestellt werden, aber sie darf kein subjektives Gefühl des Dichters sein, das jede Darstellung durchsticht. Die romantische Dichtung verschmäht keinen Stand und leiht jedem ihre Farben. Cervantes ist auch hierin Meister und Vorbild; im ‚Don Quixote‘ sind alle Stände und alle mit Würde und zugleich mit der feinsten Ironie dargestellt. Bei Shakespeare ist zwar derselbe Reichtum, aber doch wohl idealisirt in den höhern und travestirt in den niedern Ständen. Im ‚Meister‘ ist überhaupt kein Mensch und kein Stand, sondern Gesellschaft, d. h. schlechte in aller Art, und Carrikaturen.

39. Goethe soll gesagt haben, dass im ‚Meister‘ eigentlich die Schauspielergesellschaft die Welt wieder vorstellen solle. Diese seine Absicht ist sehr undeutlich und wird höchstens in einer oder der andern Stelle schwach geahndet. Wenn man die Welt als ein Schauspiel darstellen will, so darf man nicht mitspielen wollen.

40. Niemals erscheint man der Welt künstlicher, als wenn man absichtlos ist, denn das glaubt sie nie.

41. Ich hatte ein Licht an einem andern angezündet und mir fiel ein: „Wie willkürlich ist doch diese neue Flamme, und wo bleibt sie, was wird aus ihrer leuchtenden und wärmenden Kraft, wenn die Materie, die sie nährt, aufgezehrt ist?“ — Mich quälte dieses Bild mit seiner

unseligen Aehnlichkeit mit dem Leben und beunruhigte mich seltsam. Nach meinem gewöhnlichen Morgengebet fügte ich noch das Gebet des heiligen Thomas von Aquin mit Innigkeit hinzu. Bei den Worten: „Gieb mir Fleiss, dass ich dich suche, Weisheit, dass ich dich finde!“ dachte ich: „O Gott, erleuchte mich, dass ich nicht zweifeln darf!“ Da sagte mir etwas ganz im innersten Herzen, während ich weiter fortbetete: „Lass dich nicht von äussern Erscheinungen irre leiten!“ — Das war mein Schutzengel, der ganz deutlich in mir zu mir sprach. — Freudig endete ich mit dem Vater unser, dem Englischen Gruss und dem Bekenntniss des Glaubens, und ich war neu gestärkt.

42. Es ward von der Religion in den Romanen der Damen Genlis nnd Staël geredet. — Zu viel Ehre für sie. — Sie scheinen sich, sagte D., die Religion getheilt zu haben: Die Staël hat die Liebe zu Gott und die Genlis die Furcht vor dem Teufel. — Auf französisch klingt das *bon mot* hübscher: *l'amour de Dieu et la crainte du diable.*

43. „Und er soll dein Herr sein!“ — Diese Worte des Schöpfers sind nicht Moralgesetz, sondern Naturgesetz und als solches liebevolle Warnung und Erklärung. Es können Frauen durch die unvernünftige Herrschaft der Männer unglücklich sein, ohne diese Herrschaft sind sie aber auf immer verloren und das ohne alle Ausnahme.

Der Sonntag-Morgen.

1804.

Die dichten Nebel mussten sinken,
Hell glänzt der freud'ge Sonnenschein,
Im Silber lässt die Wellen blinken
Der herrliche, der alte Rhein.

Und drüben in der Ferne liegen
Die Berge in dem blauen Duft;
Sich Schifflein auf dem Strome wiegen
Und oben Wimpel in der Luft.

Die lärmenden Gewerbe schweigen,
Heut steht die Sorge nicht so nah;
Im Putze sich die Frauen zeigen,
Die Strasse lieget festlich da.

Nur Schwalben schweben hin und wieder
Und tummeln sich im Sonnenschein,
Bald hoch und dann zur Erde nieder,
Laut zwitschernd fliegend aus und ein.

Es läuten Glocken nah und ferne,
Verkündigend das Osterfest,
Sie laden freundlich: O entferne
Dich nicht, o komm' zum schönen Fest!

Der Menschen Herz vernimmt das Rufen,
Wie im Geläut' die Stimme spricht.
Wer eilte zu des Altars Stufen,
Wer zu dem frohen Gastmahl nicht,

Wo alle Gäste sind willkommen,
Der grosse Tempel wird zu klein;
Noch vor dem Eingang knie'n die Frommen,
Dringt Andacht doch zum Innern ein.

Herüber ziehen die Gesänge,
In Liedern einigt sich der Chor,
Der Orgel hohe Geisterklänge
Begleiten sie zu Gott empor.

Es sind die süssen Melodieen:
O Königin, o Maria!
Es sind der Engel Harmonieen:
Gegrüsset seist du Maria! —

Da musst ich des Entfernten denken,
Und heisser floss der Thränen Fluth,
Die Seele wollte sich versenken
In Andacht und in Liebesgluth.

Mit diesen festlich frohen Tönen
Vereint sich mein Gebet für ihn,
Dass den geliebten Freund, den schönen,
Du schützest, milde Königin!

Das grosse Gemälde zu Köln [1]).

1806.

I.

Ein goldner Glanz liegt blendend aufgeschlossen,
Maria sitzt auf hohem Himmelsthrone,
Ihr Haupt umziert die demantreiche Krone,
Vom reinen Blau des Mantels weit umflossen.

Und zarte Blümlein sind dem Grün entsprossen,
Wo vor der heil'gen Jungfrau und dem Sohne
Die Könige, gelangt aus ferner Zone,
Voll Inbrunst knie'n, in Andacht hingegossen.

Fromm reichen sie des Orients reiche Gaben,
Des Goldes Zier, der Myrrhen süsses Düften,
Dem Kinde, hohen Ernstes voll, erhaben.

Und wie die Männer dort in Einfalt schauen,
Die Englein jubiliren in den Lüften:
Blüht Hoffnung auf und seliges Vertrauen.

1) Vgl. S. 179.

II.

Wer naht in muth'ger Zuversicht dem Orte,
Gerüstet, stark, als ob ihn Sieg's gemahne,
Das Kreuz goldflammend auf azurner Fahne,
Freudig im Geist, vertrauend fest dem Worte?

Sanct Gereon, der Tapfern Licht und Horte,
Enteilend frei des Todes düsterm Wahne,
Tritt hier getrost auf lichter Himmelsbahne
Voran der glaubend folgenden Cohorte.

Muthvoll und freudenvoll, getreu und sinnig,
Vertrauend so dem Tode wie dem Leben,
Seht hier die Heldenbilder vor'ger Zeiten!

Nicht Marter, nicht der Tod macht die erbeben,
Die treu vereint, als Brüder, fest und innig
Im Glauben zu Maria's Throne schreiten.

III.

Im königlichen Schmucke, reich umgeben
Von holder Jungfrau'n auserles'nen Schaaren,
Vom Todespfeile frei und von Gefahren,
Erscheint Sanct Ursula im klaren Leben.

Sie nahet demuthsvoll, doch ohn' Erbeben.
Der Jüngling, den wir neben ihr gewahren,
Von Engels Angesicht, mit gold'nen Haaren,
Wohl durfte nach der heil'gen Braut er streben.

Mit zarter Sorge schaut er auf sie nieder;
Er hat den Martertod mit ihr gelitten,
Findet mit ihr an Gottes Thron sich wieder.

Und in der Farbenpracht, in Liebesgrüssen,
In ew'ger Schönheit Fülle, zarten Sitten
Führt sie die Liebe zu Maria's Füssen.

Mein Geliebter [1]).

1806.

Keiner ist wie er auf Erden
Reich an Schönheit so und Güte!
Wie des Alterthumes Helden
Ist er göttlich von Gemüthe;
So wie sie im Leben freudig,
So dem Tod entgegen kühne,
Unschuldvoll ist er und kindlich,
Fern von ihm der Falschheit Künste.
Seines Lebens Quell ist Liebe,
Und auch Flamme, die entzündet
Der Geliebten tiefe Sehnsucht;
Selig, die sich ihm verbündet!
Er umfasst mit reicher Liebe,
Was in hoher Liebe glühet,
Hasst nur ränkevolle Selbstsucht
Und der falschen Liebe Lügen.
Wer die Seele ihm vertrauet,
Wohl ist sicher der für Sünden.
Aufwärts von der Erde fliehen,
Sich das ew'ge Glück begründen,
Keiner wird wie er es lehren;
Keiner mehr der Schwachen Hülfe.
Wo des Lebens Nöthen drängen,
Weiss er Tröstung zu verkünden;
Wär' auch Hoffnung schon entschwunden,
Naht mit ihm des Himmels Hülfe.
Weisheit tönt von seinen Lippen
Und der Liebe Gluth und Süsse,
Strömend aus der Seele Tiefe,
Und entzückend ihre Küsse. —

1) Aus Fr. Schlegel's Taschenbuch 420 ff. — Form und Inhalt sprechen für Dorothea als Verfasserin. Schlegel durfte offenbar wegen des ihm hier gespendeten Lobes die Dichterin mit dem bekannten D. nicht zu erkennen geben. F. bedeutet vielleicht *Fortunata,* die Beglückte, welche die folgenden Stanzen gedichtet.

Wahrheit kränzt die Stirn und Tiefsinn;
Anmuth und des Mannes Würde
Strahlt von seinem Antlitz freudig,
Und die Augen dunkelglühend:
So erscheint er mir der Schönste,
Dem die Schönsten weichen müssen.
Sollt' ich Blumen ihm vergleichen,
Wär' es die Orangenblüthe,
Sinnvoll so und edler Einfalt
Stark und herrlich die Gerüche,
Wie die Farbe der Granate
Seiner Phantasie erblühet.
So vergleich ich ihm die Pfirsich
Unter allen süssen Früchten,
Reifend in der höchsten Bildung
Und der Saft erfrischend kühle.
Soll ich Töne ihm vergleichen?
Nur die hohe Orgel würde
So in heil'gen Harmonieen
Meine Seele aufwärts führen[1]).
Ja von allem, was ich kenne,
Tön' und Farben, Frucht und Düfte,
Darf, so viel ich's auch bedenke,
Wenig gleich sich mit ihm dünken. —
Es ward Strafe die Gewährung
Jenem, der mit niedern Lüsten
Haufen Goldes wollte mehren,
Dass er in dem Golde büsste.
Schönern Lohn erhielt der Edle,
Der so thöricht nie bemühet.
Ihn hat mächtig, nie versiegend,
Gold'ner Dichtkunst Pfeil gerühret,
Dass in Poesie erblühet,
Was er immer nur berühret.

F.

1) In Dorothea's Tagebuch S. 90 n. 25 steht derselbe Vergleich.

Fortunata[1]).

1807.

Die Träume verschwinden, Aurora erscheint,
Es lebte und strebte verschlossen im Dunkel
Die Kraft meiner Liebe wie Licht des Karfunkel,
Bis da ich umarmte dich, ewigen Freund.
Zu dir hab' ich frühe die Thränen geweint,
Noch eh' ich die Sonne des Lebens erkannte,
Noch eh' ich im Feuer der Freude entbrannte,
Im Herzen des Herzens dich immer gemeint.

Nun darf ich der Freude Musik nicht entfliehen:
Es sind ja die Schmerzen in Wohllaut verschwunden,
Kühn heb' ich die Stirne, von Kränzen umwunden,
Zu singen mit dir der Lust Harmonieen.
Ja wollte hinunter der Abgrund uns ziehen,
Und wäre zum Tode die Braut nur erwacht:
Wo du mir zugegen, da leuchtet die Nacht,
Und möchte am Himmel die Sonne verblühen.

Ich schaue vom Felsen den Teppich der Fluren,
Als hätt' ich sie nie zuvor noch gesehen,
Die Wasser, die Bäume, so Kühlung uns wehen,
Das freudige Spiel der jungen Naturen,
An Sternen, in Blumen die heiligen Spuren;
Ich kann es nicht sagen, doch fühl' ich die Tiefe,
Als ob aus der Ferne Aurora mich riefe,
Ein leuchtender Wink aus dunkeln Azuren.

1) Dorothea ist offenbar die Verfasserin dieses Gedichtes, welches in Rostorf's ‚Dichter-Garten' (S. 164) die letzte Stelle von Fr. Schlegel's Beiträgen einnimmt, in dessen sämmtliche W. aber nicht aufgenommen ist. — Stanze 1 stimmt mit dem überein, was Henriette Herz (Fürst 107 ff.) von der ersten Ehe ihrer Freundin erzählt; Stanze 2 erinnert an die Geburtstagsfeier in Jena S. 57; Stanze 3 an die Eindrücke auf der Rudelsburg S. 48.

Wie durstet mich, ach! nach den himmlischen Quellen,
Das Dunkel ist klar und offen die Pforte,
Ich höre der Mutter erzeugende Worte,
Ich sehe der Liebe das Leben entquellen.
Ich kann nicht entsteigen den lieblichen Wellen,
So dringen zur Seele die süssesten Gluthen.
Die Erde begrüsst mich in Frühlingsfluthen,
Ich fühle Entzücken den Busen mir schwellen.

IV. Ueber Dresden nach Wien.

1808.

—

109.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Köln[1].

Koblenz, 4. August 1808.

Gestern Nachmittag um halb fünfe bin ich wohlbehalten hier angelangt, sitze nun schon um fünf Uhr morgens am Fenster im Gasthof zu den drei Schweizern. Der Rhein fliesst in der aufsteigenden Sonne zwischen mir und dem zertrümmerten Ehrenbreitstein hinunter, und ich gebe ihm mit thränenden Augen und gewiss recht vollem Herzen Wünsche und Grüsse für Köln mit. Ich wusste es wohl, dass ich Ihnen gleich von hier aus würde schreiben müssen! — Das Gefühl, als Sie gestern meine Hand liessen, und ich wie in eine Höhle hinuntersteigen musste, wo mir der Tabaksdampf von einem halben Dutzend Soldatenpfeifen entgegen kam, und wie mir zu Muthe ward, als verliesse mich mein Schutzgeist, das können Sie sich gewiss recht denken. Aber wenn man sich eine Sache gar arg vorstellt, dann pflegt sie immer bei genauerer Bekanntschaft gar nicht so arg zu sein; es ging ganz erträglich. Bis eilf Uhr ungefähr zog ich meinen Hut tief in's Gesicht, drückte mich in den Winkel und überliess

1) Dieser und die folgenden Briefe an Sulpiz Boisserée aus dem Briefwechsel ‚Sulpiz Boisserée' 1, 52 ff.

mich ausgelassen meiner recht überströmenden Wehmuth, und alles, was mir lieb und was mir leid war, zog mit hellen Farben durch mich hin. Endlich ward ich ganz erschrecklich hungrig und durstig, und nun wollte ich nicht länger träumen und weinen, um die Beschämung nicht zu haben, dass ich nicht wusste, ob meine Thränen aus Wehmuth oder aus Hunger fliessen. Ich raffte mich zusammen, nahm mein Tuch von den Augen, und siehe da, eine ganze Bank der ehrlichsten, gutmüthigsten Gesichter sass in französischer Uniform mir gegenüber und zur Seite. Es waren lauter Deutsche vom Rheinufer, die in vorigen Kriegen gegen Oesterreich und Preussen mitgedient hatten, leicht blessirt waren, ihren Abschied hatten und nun nach den verschiedenen Heimathen zurückkehrten. Lauter liebe, brave Leute. Dann zwei der Montirung nach Schweden convoyirten, davon war einer ein Pfälzer, der andere ein französischer Volontär, ein Kind von siebzehn Jahren. Kein ungeziemendes, ja kein unangenehmes Wort ward gesprochen. Ein ziemlich alter Grenadier (ein wenig wüster zwar als die andern jüngern, jedoch nicht ungeziemend) sang Lieder auf den deutschen und auf den französischen Kaiser, auf Prinz Johann und Karl, kurz, auf alle Kriegführende und Generale mit recht kräftigen, heitern Melodien, die andern sangen nach Gelegenheit mit. Es war Soldatenpoesie; sehr wunderliche Darstellung der Absichten und des Charakters des jedesmaligen Helden, und nur selten gereimt, fast ausschliessend immer nur in Assonanzen (ein grosser Beweis gegen die Bekämpfer der Assonanzen, die sie dem deutschen Ohre für fremd halten). Ein vorüberfliegender Sonnenblick zog mich auf's Verdeck. Die alte Rheineck ist sehr schön, auch Hammerstein mit der zertrümmerten Burg. Ich bekam die herrlichen Ufer immer lieber und fühlte es ganz bestimmt, dass ich sie nicht auf lebenslang zu verlassen glauben kann. Gerade diese Ufer, diese

Hügel und diese Felsen sind es, die mir immer als Phantasie vorschwebten, als ich noch trostlos auf immer an Berlin geschmiedet zu sein wähnte. Mag immerhin mein Körper zufällig in jener Wüste geformt sein, meine ganze Seele bekennt die Ufer des Rheins zu ihrem Vaterlande. Und ist mir noch ein Wunsch vergönnt, so ist es der, hier die letzten Lebenstage zu athmen und hier zu sterben — jedoch nur nicht in Neuwied, wenn ich bitten darf!

Andernach sieht sehr ehrwürdig aus, fast älter noch als Köln, doch nicht so prächtig. Hier sah ich einen ganz ungeheuern Flosskoloss erbauen, bei dem mir erstlich der Umfang und die Kühnheit sehr auffiel, dann aber auch der kräftige Geruch der Fleischbrühe aus der Küche; welch eine Empfindung für mich sehr hungernde Person! Aber nun auch mein Entsetzen, als ich mich erkundigte und es hiess: wir fahren bis Koblenz nirgend an! Auch der Schiffer liess sich nichts kochen, nirgend eine Aussicht. Ich bat die Köchin auf dem Schiff um ein wenig Brod, sie brachte mir ein grosses Stück sehr schwarzes Brod, das ich, zumal bei einem Anfall von Magenkrampf, nicht zu geniessen wagte. Zwei Frauenzimmer in der andern Ecke der Kajüte verzehrten gemüthlich ihr sehr niedliches Brödchen mit Schinken. Ich forderte aber nichts, ich war zu trotzig. Ich glaube aber, dass ich blass ward; der Husar neben mir suchte seinen Reisesack und gab mir ein Stück recht gutes weisses Brod und sein Messer dazu. Ich nahm es dankend und wollte eben meine Bouteille mit dem Branntwein, den ich aus Köln mitgenommen, hervorziehen, als mir der Pfälzer gegenüber seine herumgehende Branntweinflasche präsentirte. Die Leute waren mir sehr lieb, aber das konnte ich denn doch nicht; ich lehnte also die Flasche ab, hatte nun aber auch die Impertinenz nicht, meinen eigenen Branntwein in ihrer Gegenwart zu trinken, ich ass also mein Brod trocken. Ein freundlicher Infanterist erzählte mir nun, wie sie bei Jena

Hunger gelitten, und wie sie bei Austerlitz statt aller Nahrung während 36 Stunden nichts hatten als Schnee, den sie im Munde zergehen liessen. Diesem Infanteristen war ein Ohr von einem Kartätschenschuss mitgenommen; er hatte als todt da gelegen, die Bauern hatten ihn schon nackt ausgezogen und wollten ihn eben zu den andern Todten legen, um sie zu begraben, als sein Kamerad (jener Alte, der die Lieder sang,) ihn erkannte, und da er noch ein leises Herzklopfen und ein Zucken um den Mund an ihm bemerkte, trug er ihn auf den Schultern mehrere Stunden weit in ein Lazareth, wo er nach mehreren Tagen und unter beständiger Pflege jenes Kameraden wieder zur Besinnung kam, nun eine schmerzhafte Operation aushalten musste, das Leben erhielt, aber das Gehör von einer Seite verlor. Ich sagte ihm, er würde nun viel zu erzählen haben zu Hause. „Ja wohl,“ sagte er. „Gutes und böses,“ fuhr ich fort. — „Mehr böses als gutes,“ antwortete er, „aber das Böse vergisst sich auch geschwind, und dann werde ich mich wohl hüten, es zu Haus zu erzählen.“ — „Warum?“ — „Wir machen nun andern Platz; wenn wir das Böse all erzählen wollten, dann verlören, die nach uns kommen sollten, die Courage und verspielten, was wir gewonnen haben.“ Ueberhaupt war die gefasste Stimmung dieser Leute sehr interessant. — Heute werde ich die Gegend sehen, morgen, wenn es das Wetter erlaubt, nach Laach und übermorgen zu Land nach Mainz gehen.

Den 8. Aus jenem Uebermorgen ist nichts geworden; ich bin noch hier und habe in den vier Tagen nicht einmal Zeit gefunden, Ihnen meinen Brief zu schicken. Ich war die ganze Zeit mit einer zahlreichen Kur umgeben, und gäbe ich mich den Bitten und Einladungen hin, so würde kein Ende hier. Mit einigen sehr liebenswürdigen Familien bin ich von dem Augenblick an, wo ich neulich abbrach, in der Gegend umhergezogen, auch zu Laach. Auf gestern war meine Abreise bestimmt; ich wurde aber

sehr unwohl und musste sie um einige Tage verschieben. Koblenz und seine reichen sanftgeschwungenen Hügel gefallen mir ausserordentlich wohl, auch die Stadt ist freundlich und lustig, und die Luft durch die vielen schönen lebendigen Gewässer sehr weich und wohlthätig. Dass Sie mich mit Laach bekannt gemacht, kann ich Ihnen nicht genug danken. Der Tag und die Nacht, die wir dort zubrachten, war eine Kette von Bezauberungen, alle Märchen wurden wieder lebendig vor meinen Augen; und doch war alles, was ich sah und fühlte, nur wie ein fortlebender Nachklang der schönen Stunden auf dem Apollinarisberge, wenigstens war das Andenken davon immer der Hintergrund, vor welchem die neuen Bilder sich bewegten. Leben Sie wohl, recht wohl; so recht Abschied werde ich erst von Ihnen nehmen, wann ich die Ufer des Rheins verlasse; noch verbindet er uns, und ich meine noch immer, wir sehen uns wieder.

110.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Wien.

Frankfurt im Weidenhof, 13. August [1808].

Was wirst Du nur denken, mein geliebter Freund, dass Du so lang nichts von mir gehört hast? Am 19. Juli schrieb ich Dir; vor meiner Abreise Dir noch einmal zu schreiben war ganz unmöglich: die letzten Tage meiner Anwesenheit in Köln vergingen wie im Fieber. Du kannst Dir wohl denken, was ich zu thun hatte, um alles gehörig zu besorgen, und des Abends war ich zu müde und zu confus, um zu schreiben. Am 2. August bin ich unter Sulpiz' Begleitung endlich fortgekommen. Er hat mich bis Linz in einem Wagen begleitet und mich noch einige sehr frohe, liebe, einsame Stunden auf dem Apollinarisberg verleben lassen. Von meiner ganzen Reise, besonders von

meinem sechstägigen Aufenthalt in dem lieben Koblenz, schreib' ich Dir aus Dresden; das erfordert einen eigenen Brief. Zu Laach, auf dem See, auf den Felsen und in den Wäldern hatte ich keinen Wunsch als Deine Gegenwart, nicht etwa, wie es einem wohl einmal kömmt, aus jenem berühmten Mitleiden mit mir selber, sondern aus der reinsten Liebe, Dich an diesen Herrlichkeiten theilnehmen zu sehen. Solche Stunden hat man nur wenige im Leben!

Sulpiz hat sich bis zum letzten Augenblick als der liebenswürdigste Freund bezeigt. Unsre Sachen habe ich natürlich verkaufen müssen, die meisten haben Reinhard's bekommen. Es sind ungefähr 10 Louisd'or dafür gelöst worden. Bei Ludwig habe ich einen Wechsel auf 3 Monate gegeben, Sulpiz hat gut gesagt. Ich habe also von Köln etwa 200 fl. mitgenommen, von Mohr bekomme ich 100 fl., also habe ich keine Noth. Wenn es mir aber immer möglich ist, so schicke ich von Dresden etwas für Ludwig zurück, ich habe es an Sulpiz versprochen. Der Aufenthalt in Koblenz hat mich etwas mehr gekostet, ungefähr 2 Karolin. Eine Erholung war mir aber nothwendig, besonders da die übrige Reise sehr ermüdend ist; und einige Tage habe ich mich länger, als ich wollte, aufhalten müssen, weil ich mich nicht wohl fühlte und es nicht wagte, in zweifelhafter Gesundheit weiter zu reisen. Die erhöhte Stimmung, die Ermüdung, vielleicht Erhitzung &c. — es kam allerlei zusammen, mich etwas derb zusammen zu rütteln. Ich bin jetzt aber, bis auf den Schwindel, der wahrscheinlich eine Folge der schwankenden Bewegung auf dem Wasser ist, ziemlich wieder hergestellt. Mit meinem Arm, das lasse ich so gewähren, es wird ja wohl wieder besser werden; da sogar eine achttägige spanische Fliege nicht half, will ich auch weiter nichts thun; innere Mittel verderben mir den Magen.

Seit gestern Abend um 6 Uhr bin ich hier angelangt,

von Castel mit der Diligence. Ich habe sogleich Mohr zu mir gebeten, der auch gleich kam und mir drei liebe ersehnte Briefe von Dir brachte, einen an ihn adressirt und zwei, die nach meiner Abreise in Köln eintrafen. Auch brachte er mir ein Buch vom jüngern Dalberg an Dich, mit beiliegender Zueignung. Ich hätte auch fragen mögen: „Ob das der Kuchen alle wäre“ [1])? — Dann ist auch ein Brief von Sinclair und einer von Gambs an Dich hier; von Dresden aus schicke ich sie Dir vielleicht, sie haben aber keinen bedeutenden Inhalt. Seit wann warst Du denn an Gambs Geld schuldig? und warum hast Du mir nie etwas davon gesagt? — Mohr hat sich recht freundlich und hülfreich gleich aller meiner Angelegenheiten angenommen. Er hat mir sogleich einen rückkehrenden recht hübschen Wagen bis nach Bamberg verschafft; nach Fulda und Leipzig war keine Gelegenheit zu finden. Ich gehe also einen ganz andern Weg, über Würzburg, Bamberg, Baireuth &c. gleich nach Dresden, ohne Leipzig zu

1) Anspielung auf einen Vorfall aus Fr. Schlegel's Kindesjahren, den Philipp Veit als elfjähriger Knabe in folgenden Knüttelversen besungen:

Friedrich Schlegel, noch nicht alt,
Spielte allerlei Streiche mit Gewalt:
Denn eines Tags gab seine Mutter
Ein schönes Gastmahl mit Kuchen und Butter;
Der Tisch war aber ein Bischen zu klein,
Dass er nicht halten konnte allen Braten und Wein;
Friedrich und seine Brüder mussten sich also begnügen,
Sich in der Kinderstube zu machen ein Vergnügen.
Die Mutter ihnen schönen Kuchen schickte,
Wo sich jeder um das grösste Stück zwickte.
Die Freude war aber bald aufschnabulirt,
Und doch noch keiner den Appetit verliert:
Friedrich, der jüngste, ging also nach dem Saal,
Wo gegeben war das schöne Gastmahl;
Fragend kam der Junge her
Und sagt: „Ob das der Kuchen alle wär'?“

berühren. Bis nach Bamberg gebe ich 14 Gulden, von dort wird der Himmel weiter helfen. Alle Deine Papiere und auch noch Bücher mitzunehmen, das ging nicht; meine Reise wäre sehr erschwert worden. Ich habe mir einen kleinen Koffer gekauft und reise so leicht geschürzt als möglich; auch wäre es auf allen Fall zu spät gewesen, Dein Brief mit dem Befehl fand mich nicht mehr zu Köln. Folgende Papiere habe ich indessen auserwählt und bringe sie mit: 6 Hefte überschrieben: Philosophische Fragmente; 2 Hefte überschrieben: Fragmente zur Litteratur und Poesie; 1 Heft: Ideen zu Gedichten; 1 Heft: Studien des Alterthums; 1 Heft: Fragmente zur Geschichte der griechischen Poesie; 1 Heft: Miscellen; 3 Hefte: Vorlesungen über Philosophie; 2 Hefte: Vorlesungen über Universalgeschichte; 1 Heft: Principien der Litteratur; ein Paket mit ungedruckten Gedichten, fremde und eigne; meine Abschrift der Einleitung zur Philosophie und Theorie des Bewusstseins; ferner die Abschrift der Vorlesung über Logik. Die übrigen Papiere liegen alle in dem grossen Koffer, den ich zu Köln gelassen habe. Du kannst sie also durch Sulpiz, wenn Du willst, mit den nachzuschickenden Büchern kommen lassen.

Ich reise um 11 Uhr diesen Mittag von hier ab, Mohr und Molitor, vielleicht auch Schlosser werden mich noch besuchen; ich muss also eilen, diesen Brief abzusenden, sonst musst Du wieder um so viel länger warten. Mit der Reise nach München bin ich vollkommen Sulpiz seiner Meinung; sie scheint mir gar nicht *à propos*. Es ist in Deinem Brief so ein Anklang, als wärest Du mit Deinem Aufenthalte in Wien nicht recht zufrieden. Ich bin jetzt zu verwirrt und angegriffen, um mir das recht deutlich vorstellen zu können, warum und wie so? Ich bitte Dich aber vorläufig, lass Dich nicht so bald verstimmen; von Dresden aus schreibe ich Dir mehr, ich kann jetzt nicht. Ist es Dir aber ein inneres Bedürfniss, mit

nach München zu gehen, dann kann ich freilich nichts mehr sagen!

Mein liebster Mann, ich sag Dir den innigsten Dank für die Mittheiluug des Gefühls, welches Dich jetzt bewegt; ich verstehe Dich — Du wärest nicht der, der Du bist, wenn diese Erscheinung Dich nicht getroffen hätte, und alles, was in Dir lebt, ist gut und rein. Für mich sei nicht bange. Jene alte Heftigkeit hat der grossen Weihe weichen müssen: wer die himmlische Ruhe einmal genossen hat, sich selber, alle seine Gedanken, Worte und Werke in jedem Augenblick der heiligsten Dreifaltigkeit aufzuopfern, der ist in einem Hafen, wo kein Sturm ihn trifft; trennen kann uns nichts in der Welt, wir sind in Gott vereinigt. Seelen, die Dich zu finden, zu lieben wissen und Deiner würdig sind, können mir nicht hinderlich sein, ich begrüsse sie schwesterlich. Ein einziges nur liegt meinem Herzen dabei auf; nämlich dass keine Verbindung in der Welt Dich wieder von Deiner einmal erwählten Thätigkeit abwärts führt oder auch nur aufhält, nicht einmal Deine Verbindung mit mir — Dein Leben, Deine Zeit gehört Deiner grossen Bestimmung! Du hast Dir nun ein Vaterland gewählt, Du musst mit ihm stehen oder fallen. Eine Reise nach München in diesem Moment scheint wirklich sehr gefährlich. — Mein innigst verehrter Mann, ich umarme Dich schwesterlich. Von Dresden schreibe ich gleich. Liebe

Deine Dorothea.

Brentano wird, wie man am Rhein sagt, nach Strassburg gehen. Was dieses für ein litterärisches Bewandtniss hat, kannst Du Dir wohl denken; indessen ist es vielleicht auch nur so ein Gerede.

111.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Köln.

Lobenstein, 20. August 1808.

Unter mancherlei Abenteuern (die ich Ihnen erzählen will, wenn wir irgend an einem Ofen oder Kamin sitzen,) bin ich auch heute ein wenig unter die aus Schlesien rückkehrenden Truppen gerathen. In der ganzen Gegend ist die Angst der Erwartung fürchterlich, und mein Kutscher, der mich bis Gera führen sollte, gerieth in solche Furcht wegen seiner Pferde, dass ich ihn zurückschickte und mich hier in der guten Stadt Lobenstein einquartierte. Morgen in der Frühe werden die Truppen auch hier erwartet, und es ist doch immer besser, ich begegne ihnen hier, als im offenen Felde. Aegypten ist mir aber nicht so fremd wie dieses Lobenstein, und meine Situation ist *nolens volens* so romantisch geworden, dass ich gar nicht weiss, was ich damit anfangen soll. Zum Glück habe ich mir in Bamberg Ihre Anweisung auf M. in Frankfurt auszahlen lassen; es ist alles entsetzlich theuer und immer theurer je näher an Sachsen; einige Tage muss ich noch hier bleiben.

In Bamberg war ich drei Tage. Die Paulus hätte ich am ersten Tag schon wieder verlassen können. Ich liebe sie noch immer von ganzem Herzen, aber es that mir weh, zu sehen, wie alt sie geworden ist, seit ich sie das letztemal sah, ohne dass sie weiter fortgelebt hat; sie steht mit dem Geiste noch da, wo ich sie vor sieben Jahren liess, und Herz und Leib sind um zwanzig Jahre älter; das ist fürchterlich! Einen wunderklugen Jungen von sieben Jahren hat sie aber und ein sehr schönes Mädchen von sechszehn Jahren[1]), die die Concerte von

1) Wilhelm und Sophie.

Mozart (unter andern auch das, welches Mozart's Wittwe dem Prinzen Ludwig von Preussen zugeeignet hat und das sehr schwer ist,) mit aller erwünschten Fertigkeit und Präcision spielt. Das ist etwas, nicht wahr? Dabei ist sie schön, einfach erzogen, etwas stolz, ohne Prätension, aber noch sehr kalt. Ich muss gestehen, ich habe diese beiden Kinder sehr vorzüglich gefunden; der Mutter ist es jedoch nicht gelungen, dieser schlanken, blonden Klavierspielerin einige Zärtlichkeit zu geben, dies ist das einzige, was ihr fehlt, um über alles liebenswürdig zu sein. — Nun übrigens leben Paulus in derjenigen Welt, welche man die grosse nennt, und gleich am ersten Tage gerieth ich bei ihnen in einen brillanten Thee. Excellenzen, blau und weisse Bänder im Knopfloch, gestickte Roben &c. und dabei alle die schiefen und verkehrten Ansichten und alle der Greuel, den wir uns oft als möglich dachten, so vor mir, wie wir es gar nicht einmal auszudenken im Stande waren: manchmal glaubte ich zu träumen oder nicht recht gehört zu haben! Ich bekam den Abend und überhaupt in Bamberg den allergrössten Respekt vor den F. — Hegel lebt in Bamberg und schreibt dort die Zeitung; er ist alle Abend bei Paulus, und da ich in der Gesellschaft geschwiegen hatte, man mir aber den Widerspruch wohl an der Nase mochte angesehen haben, so brachten mich Paulus und Hegel im engern Ausschuss doch noch so weit, dass ich über allerlei mit ihnen disputiren und mich blosgeben musste. Dabei sind aber Grundsätze von ihrer Seite zum Vorschein gekommen, von denen man gar keinen Begriff hat. Nicht allein eine total verkehrte Ansicht, sondern ganz und gar nicht die geringste Kenntniss von dem Stand der Dinge! Kurz, über alle Begriffe verkehrt! — Es darf nicht besser gehen in der Welt, so lange dergleichen regiert. Mit welcher Freude dachte ich an den Rhein zurück! Meinen Brief von Frankfurt werden Sie wohl erhalten haben. Der Rath Schlosser in Frankfurt

hatte nach den Beschreibungen seines Bruders gemeint, Sie wären ein alter Mann, und er war ganz erstaunt, als ich ihm das Gegentheil versicherte. Zum Bild vom Kaiser Maximilian[1]) wünsche ich Ihnen Glück, grüssen Sie ihn von mir.

112.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Wien.

Lobenstein, den 21. August 1808.

Was würdest Du wohl machen, mein Friedrich, wenn Du Deine Frau in diesem Augenblick in einer elenden Stadt zwischen der baierischen und sächsischen Gränze (im Voigtlande), in einem Wirthshause wüsstest, wo sie den ganzen Tag eingeschlossen auf einem grossen Zimmer ganz allein sitzet, das ganze Haus voller Franzosen, die wie die Teufel auf und ab lärmen, bei schlechter Kost, elendem Wetter und in einem Moment zehnmal ungeduldig und zehnmal wieder geduldig werdend — was würdest Du thun in der grossen Kaiserstadt, von Freunden und Gönnern umgeben, wenn Du mich aus der Ferne in diesem Zustande sähest? — So ist es aber! — In Bamberg kam ich am 16. spät Abend an und ward ganz zur Unzeit und wider Vermuthen in derselben Nacht krank; doch zum Glück nicht sehr stark, so dass ich nicht den ganzen Tag zu Bette bleiben musste, doch musste ich drei Tage ausruhen, zumal man mir alle Augenblicke Hoffnung machte, dass ich eine Reisegesellschaft finden würde. Ich ging zwar den ganzen Tag zu Paulus, doch musste ich im Wirthshause schlafen und frühstücken, und darüber ungeduldig, machte ich mich den dritten Tag,

1) Die Beschreibung dieses altdeutschen Portraits in Fr. Schlegel's W. 6, 163 f.

noch nicht hergestellt, wieder auf den Weg und das ganz allein mit einem Miethwagen, der mich nicht weiter als bis Kronach bringen wollte, weil dort böse Wege angehen, deren kein Bamberger Fuhrmann kundig ist. Ich kam den 19. glücklich dort an und miethete gleich wieder einen Wagen, der mich bis Schleiz bringen sollte. Unterwegs hörten wir aber, dass wir grade der französischen Armee entgegen gingen, die von Schlesien zurück käme. Ich hatte guten Muth und wollte meinen Kutscher bereden, mich an Ort und Stelle zu bringen, aber alles war umsonst; er bat mich mit weinenden Augen, nicht weiter fahren zu wollen. „Wenn Sie es befehlen," sagte der treue Kerl, „so fahre ich zu, denn mit Ihnen führe ich durch die ganze Welt und liesse mein Leben für Sie, aber die Pferde gehören meinem Herrn, und die nehmen mir die Franzosen gewiss, wenn wir ihnen begegnen." Die ganze Gegend war im höchsten Schrecken, sie waren auf dem Hinmarsch sehr stark mitgenommen worden. Umsonst suchte ich den Leuten zu beweisen, dass sie wahrscheinlich aus Missverstand wären feindlich behandelt worden, denn die Gegend gehört einem Fürsten Reuss, und die Franzosen haben gewiss anstatt reussisch, preussisch zu hören geglaubt. Aber alle mein Zureden war umsonst, die Leute steckten mich mit an, und ich hielt es am Ende auch für rathsamer, lieber hier einzukehren, anstatt irgendwo anzukommen, wo sie schon sind, und dort vielleicht nicht unterkommen zu können oder ihnen gar auf freiem Felde zu begegnen. Die Wirthsleute gaben mir sogleich ihr bestes Zimmer und waren ordentlich froh, jemand zu haben, dem sie es anvertrauen konnten, damit die Offiziere es nicht fordern dürften. Ich theilte ihnen meine Besorgnisse nicht mit, dass sie, wenn es ihnen gefällig sein sollte, dies Zimmer grade zu bewohnen, sie schon eine Art finden würden, mich meiner Herrschaft darüber zu entsetzen, und zog mit meinem

Koffer muthig ein. Die Leute behandeln mich, so gut sie können, aber es ist ein armer elender Flecken, mitten in einem wilden waldigen Gebirge. Der Weg von Kronach hierher ist ganz entsetzlich, es kann in Polen unmöglich übler sein. Dabei liegt ein beständiger dichter Nebel drüber her, der in feinem Staubregen herunter fällt. Es ist auffallend, wie kalt die Gegend gegen das Rheinland ist. Dort ist alles Getraide schon längst eingebracht, hier ist es noch nicht einmal alle geschnitten und die Leute heizen des Abends ein und halten dies nicht für ein besonderes Ereigniss. Seit gestern Mittag bin ich nun also hier eingefangen und es kann leicht noch ein paar Tage dauern. Die Märsche gehen ununterbrochen fort, sogar die ganze Nacht. Sie dürfen höchstens nur eine Stunde sich aufhalten; es geht eilends hinauf, die meisten werden auf Wagen transportirt. Künftige Nacht aber werden wohl 5 bis 6000 Mann hier ordentlich übernachten, und alsdann hoffe ich weiter zu können; einen halben Tag oder so etwas werde ich noch zugeben müssen, um nicht gar einigen Maroden in die Hände zu gerathen. Denk Dir meine Ungeduld! Dazu kömmt noch, dass ich noch immer nicht ganz gesund bin und mich sehr angegriffen fühle, was durch das schlechte Leben sehr vermehrt wird. Welch ein Unterschied dieses Landes (auch sogar Baiern nicht ausgenommen) gegen den Rhein! Du herrliches Land, wie muss man Dich lieben! Hier findest Du schwere Federdecken, Schweinefleisch, schlecht gebackenes saures Brod, an Wein nicht zu denken — kurz, ein schlechtes Leben und keine Kirche, kein Geläute, nichts, was das Herz erfreut! Denk Dir nur, nicht einmal ein Postwagen geht von hier ab, und hätte ich nicht Federn und feines Papier bei mir, ich hätte nicht einmal den Trost, Dir schreiben zu können! Sobald es nur angeht, nehme ich dem Wirth seine Pferde und Wagen, suche noch ein Pferd Vorspann und einen Postillon zur Sicher-

heit mit zu kriegen, und lasse mich bis Schleiz bringen; dort setze ich mich auf den Postwagen bis Gera und suche dann, wie ich weiter komme. Diesen Brief schicke ich Dir aber nicht eher ab, bis ich hinzusetzen kann, dass ich glücklich hindurch bin.

Koblenz hast Du Unrecht gethan, oder vielmehr es ist schade, dass Du es nicht kennen gelernt hast. Es ist ein liebes Leben dort, liebenswürdige Leute von gutem alten Schlage, mit etwas mehr Leichtigkeit und Leben als die Kölner. Man führt Goethe's Lieder im Munde und liest die besten neuen Sachen mit Liebe; dabei ist man gesellig und freundlich und lebt heiter. Die Weiber sind meistens sehr hübsch, sogar schön; der Wein und das Brod ganz vortrefflich; ein liebliches Mineral-Sauerwasser das allgemeine Getränk; die Luft durch die vielen Flüsse, die dort zusammentreffen, und durch das schützende Gebirge rein und mild; man athmet mit ungewöhnlicher Leichtigkeit; ich habe dort 30 Pulsschläge in einem Zeitraum gehabt, in welchem ich sonst kaum 20 an mir zähle; weniger Luxus, aber mehr guten Geschmack in Kleidern und Hausgeräth als in Köln; und die Gegend, die Gegend! welche Hügel, welche Thäler und Felder und Wiesen, alte Burgen und Dörfer und Gewässer; welche Abwechslung und welche Uebereinstimmung! und die Abtei Laach und ihr See, der göttliche, der das schönste ist, was meine Augen je gesehen. Davon schreibe ich Dir nichts, das erzähle ich Dir einmal, wenn wir recht heiter und beisammen sind! Koblenz ist mir eben so lieb an sich wie Dresden; und nun kömmt noch hinzu das Alterthümliche, das rheinische, katholische, freie Urleben!

Von Koblenz an war meine Reise mehr mit unangenehmen als angenehmen Empfindungen verbunden, und ausführliche Beschreibungen mag ich gar nicht davon machen, mündlich einmal. Ich sehne mich nach Dresden mit unbeschreiblicher Wehmuth. Gewiss warten meine

Kinder schon längst auf mich und auch von Dir hoffe ich Briefe dort vorzufinden. Dürfte ich mich doch nimmer wieder auf so lange von Dir trennen! — Hardenberg habe ich nicht angetroffen zu Unterzell. Würzburg gefällt mir nicht besonders, Bamberg aber noch viel weniger, obgleich die Gegend um Bamberg viel hübscher ist als um Würzburg. Die Paulus hätte ich gleich denselben Tag wieder verlassen mögen. Wie ist es mir so leid um sie, sie ist wie abgestorben! Einen gescheuten Jungen und ein schönes Mädchen hat sie; sie ist aber nicht glücklich und kann es auch wohl nie werden. Ich habe grosse Welt bei ihr gesehen, nämlich baierische Excellenzen und dgl. und Gespräche und Grundsätze und Meinungen gehört, wovon mir die Haare auf dem Kopf in die Höhe gingen. Die Elenden! Hegel habe ich dort kennen gelernt, er lebt in Bamberg und schreibt die dortige Zeitung. — Du Thor, wie kannst Du von mir noch Nachrichten von der Litteratur verlangen? Du bist ja an der Quelle, lies die gelehrten Blätter wie wir in Köln und strenge Dich an, die eigentliche Meinung herauszuklaubern; anders wissen wir auch nichts. Man spricht freilich ganz allgemein davon, dass Brentano sein Werk[1]) noch vor diesem Winter erscheinen soll. Wie reimt dies aber mit den übrigen Anstalten? Die Exemplare werden ja alle von Norden nach Süden zurück verlegt. In Bamberg wollte man ganz gewiss wissen, dass der König mit seiner ganzen Familie von München fort nach Bamberg oder Nürnberg ziehen würde, und man wollte hieraus auf andre Ereignisse noch schliessen, aber alles ist ungewiss und geheimnissvoll!

1) Es ist wohl ‚Des Knaben Wunderhorn' gemeint, dessen 2. u. 3. Bd. Arnim u. Brentano im Herbst 1808 bei Mohr u. Zimmer in Heidelberg erscheinen liessen.

113.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Wien.

Pillnitz, den 27. August 1808.

Endlich, mein geliebter Mann, aus Pillnitz [1]), aus dem Stübchen, das Du bewohnt, an derselben Stelle, wo Du noch vor kurzem sassest! Ich bin glücklich angelangt, gestern Vormittag um 11 Uhr und ich eile Dir diese Nachricht mitzutheilen, da Du wohl Dich meinetwegen ängstigen wirst. Meine Reise hierher war, wie man versichert, ein rechtes Heldenstück, denn ich bin mitten durch die Armee gegangen. Aber es ist gar nicht so viel, als man meint, man darf nur so aussehen, als hätte man recht viel Muth, und das Herz immer pochen lassen, ohne sich dadurch von seinem Wege abhalten zu lassen. In Lobenstein blieb ich am 20. und 21. so gelassen als möglich; endlich am 22., als eben das Haus wieder leer geworden war, erkundigte ich mich, ob ich nun reisen könnte. „Es kommen er noch bis am Donnerstag oder Freitag, meine liebe Madame, und wer weiss noch de ganze andre Woche!" — Sie hatten sich aber am Ort ganz ordentlich betragen und niemand etwas zu Leide gethan, ausser dass sie die Landleute mit den Pferden sehr plagten: sie werden nämlich alle auf Wagen in grössten Eilmärschen transportirt; es war also auf keine Weise daran zu denken, dass ich Pferde bekommen könnte. Ich war fast in Verzweiflung und überlegte meine Kräfte und Mittel; da fiel mir ein Pass von ungefähr in die Augen: *Au nom de Napoléon &c., et de lui donner aide et protection en cas de besoin!* — — Halt, dacht ich, Du sollst mir einen Karpfen bedeuten! Ich liess mich bei dem Commandanten des Orts, einem Herrn von Beulwitz melden, und wollte ihm

1) Hier hatte Schlegel's Schwager, der Hofsecretär Ernst, eine Sommerwohnung.

meinen Pass und mein *besoin* vortragen, fand ihn aber nicht zu Hause, sondern nur zwei Damen, die Frau und ihre Schwester, denen ich mein Gesuch dann vortrug und meinen Namen nannte. Ich ward auf den Nachmittag wieder bestellt und fand dann die artigste Aufnahme. Man hatte sich den Namen überlegt, die Damen waren nicht unbekannt mit ihm; es sind zwei Damen aus Rudolstadt, mit der ganzen Litteratur so viel als billig bekannt und sehr gutmüthig und gefällig. Man behielt mich den Nachmittag, ging mit mir spazieren, gab sich die grösste Mühe, mir Pferde zu schaffen, und um 10 Uhr Abends bekam ich einen Wagen mit zwei Pferden, die mich bis Schleiz bringen sollten. Also mehr: *au nom de Schlegel*, als: *au nom de Napoléon.* Hier wollte ich Extrapost nehmen oder mich auf den Postwagen setzen, denn Postpferde werden nicht so leicht abgespannt und überhaupt mehr respectirt als Miethpferde. Unterwegs begegneten wir aber Bauern, die dem Kutscher Angst machten, man würde ihm in Schleiz die Pferde nehmen, dort läge alles voller Franzosen, die wüthend wären, nicht weiter zu können. Mein Kutscher also war nicht zu halten und führte mich durch Schleifwege und Wälder und auf lauter ungebahnten Wegen zu sich seitwärts von Schleiz ab, nach Zeulenroda. Hier war gar keine Poststation; ich beredete ihn endlich durch vieles Geld, dass er mich des andern Tages nach Zwickau bringen sollte, um dort endlich die Post zu treffen. Er versprach es, aber als er zwei Stunden von Zwickau entfernt war, fing derselbe Spektakel wieder an; jeder Bauer, der uns begegnete, rieth ab, nicht nach Zwickau zu fahren, und nun ward ich wieder vom Wege ab gefahren, trotz meines Zuredens. Mit der Versicherung, dass ich eine Französin sei und einen französischen Pass bei mir habe, bewirkte ich denn doch so viel, dass er mich nicht wieder zurück nach Zeulenroda führte, sondern nach Werdau, einem Land-

städtchen, 2 Stunden von Zwickau. Hier entliess ich den Kutscher, sandte einen Boten nach Zwickau, der mir Extrapost herausbringen musste — und so zwei Tage und Nächte hindurch glücklich in Pillnitz.

Die Truppen ritten und fuhren zu beiden Seiten vorbei, ununterbrochen fort, aber kein Haar ward mir gekrümmt, kein böses Wort gesagt. In Freiberg wollte ich die Nacht bleiben, aber es steckte alles voll, ich musste weiter. Man redete allenthalben und auch hier hörte ich erschrecklich viel von den Excessen reden, die sie verübt haben sollen, selber aber habe ich Gottlob nichts erfahren. Ich habe mehr von der Angst der Leute gelitten, als von den Truppen. Viel Geld und viele Zeit hat es mich gekostet. Ich habe von alle dem Gelde nicht mehr als 100 Gulden mitgebracht und habe doch an Ludwig das Geld schuldig bleiben müssen; dagegen aber habe ich der Paulus die 4 Dukaten bezahlt. Von Veit fand ich hier wieder einen Wechsel von 50 Rthlr. Die Kinder kommen erst im September her, sie lassen Dich beide sehr herzlich grüssen. Charlotte fand ich viel gesünder und heiterer, als ich sie vor 6 Jahren verliess. Mit welcher unsäglichen Liebe und Freude ich hier von den lieben Menschen empfangen worden bin, das brauche ich Dir wohl gar nicht zu sagen. Ich habe mit Charlotte schon recht viel von Dir geredet; sie glaubt auch, Du thätest recht, jetzt nun wo möglich fest in Wien zu bleiben, aber freilich wirst Du am besten selber sehen, wie die Aussichten sind, und was man Dir für Hoffnungen giebt. So ganz und gar wirst Du Dich doch nicht davon lossagen, dass Du eine Anstellung suchest? Freilich muss es nicht pressant aussehen, aber Du weisst, sehr viele Leute glauben immer noch, Du wollest nie eine Stelle annehmen. Entgegenbringen ist durchaus jetzt ausser Mode, und mich dünkt doch, den Leuten von Einfluss könntest Du wohl Deine eigentliche Absicht zu verstehen geben.

Wenn Deine Vorlesung zu Stande käme, das würde freilich alles am besten vorbereiten. Dass Wilhelm in Wien von Karl V. so posaunt hat, als wäre er wirklich schon halb fertig, ist durchaus unangenehm, und das ist es eben, was ihn und die Staël jetzt so verdriesslich macht. Warum waren sie aber auch so voreilig? Wilhelm kennt ja Deinen langsamen Gang.

Ich habe an Charlotte gesagt, Du habest von der Freundin in W. geschrieben, sie besitze grösstentheils die weiblichen Tugenden, welche der Sophie [1]) fehlen; sie lässt Dich nun fragen, ob das dieselben Tugenden seien, die auch sie an Sophie vermisst, oder noch andre, die Du allein kennst. — Für heute nun genug. Ich erwarte mit Zuversicht jetzt bald einen Brief von Dir. Auf jeden Fall schreibe ich Dir nächsten Posttag wieder, und wenn ich so etwas verspreche, so erfolgt ganz gewiss drei, vier Posttage hinterdrein keine Entschuldigung, dass ich mein Wort schlecht hielt. Lebe wohl, geliebter Mann meiner Seele, ich umarme Dich herzlich. Dorothea.

Du wirst vielleicht böse gewesen sein, dass Sulpiz Deinen Brief an mich eröffnet hat; aber ich hatte ihn dazu autorisirt vor meiner Abreise, weil ich nämlich voraus wusste, dass Du in diesem Briefe Deinen Willen wegen der Bücher würdest kund gemacht haben, und er diese Besorgung so schnell als möglich machen musste, weil er sonst von Köln abreist, dann ist niemand da, der die Sache besorgt. Hätte ich freilich gewusst, dass dieser Brief von Dir so bald nach meiner Abreise eintreffen würde, so hätte ich noch einige Tage die Reise aufgeschoben, aber so auf's Ungewisse hin konnte ich nicht länger warten. Er hat übrigens nichts in dem Briefe gefunden, als was er wissen kann, wenigstens nichts anders darunter verstanden, sonst würde er es Dir nicht so un-

1) Tieck's Schwester.

befangen haben gestehen können, dass er den Brief gelesen habe. — Werde ich in Dresden angenehme Nachrichten von Dir hören? Ich hoffe, Du wirst den Plan nach München aufgegeben haben; ich glaube nicht, dass es gut gethan ist, jetzt wieder Wien zu verlassen und grade nach München! — Habe ich Dir schon geschrieben, dass ich einen Brief von Henriette aus Bern gehabt habe, und dass sie Wilhelm und die Staël auf der Durchreise gesehen hat? Die Staël hat ihr sehr gut gefallen, obgleich ihr Verhältniss zu Wilhelm ihr, wie natürlich, nicht gefallen konnte. — Ob ich und wie ich mit dem Gelde reichen werde, darüber kann ich Dir nach allen diesen Querstreichen noch gar nichts sagen; von Dresden aus sollst Du es hören. Von dort schicke ich Dir auch einige Blumengedichte, die ich zum ‚Primaleon' gemacht habe. Meinen Brief aus Frankfurt wirst Du doch hoffentlich erhalten haben? — Mohr hat sich äusserst gefällig betragen. Auch habe ich Molitor und den Rath Schlosser gesehen, aber nur kurze Zeit; ich war in allem nur wenige Stunden in Frankfurt. Dass ich nun Tieck nicht in Dresden finde, ist rechtes Unglück für mich. Man hat mich zwar in Bamberg bereden wollen, dass er mir eigentlich feindlich gesinnt sei. Aber ich glaube es nicht, und wäre es auch, das schlägt meine Gesinnungen für ihn nur auf gewisse Weise nieder, es kann sie aber nicht ändern. Grüsse ihn von mir, auch Sophie und Eure kranke Freundin, von der ich zu hören wünsche, dass sie sich wieder erholt hat. —

114.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Wien.

Pillnitz, 1. September 1808.

Ich bin ungeduldig, mein Geliebter, bis der Samstag kömmt, damit ich mir denken kann, dass Du meinen

Brief mit der Nachricht meiner glücklichen Ankunft schon in Händen hast und Du armer Mann nicht mehr in Unruhe meinetwegen bist; denn allerdings wird meine Nachricht aus Lobenstein Dich sehr beunruhigt haben. Deinen Brief vom 25. August erhielt ich vorgestern, den darin erwähnten aber vom 10., den Du noch nach Frankfurt adressirtest, habe ich noch nicht erhalten. Auch von Wilhelm schwebt einer an mich zwischen Rhein und Elbe umher; eigentlich sollte ich alle diese Sachen schon hier vorgefunden haben. Es ist freilich ganz anders mit dem Schreiben, nun ich es doch wenigstens abzählen kann, wann mein Brief in Deinen Händen ist. Du brauchst mich auch gar nicht zum Schreiben anzutreiben; sorge lieber, dass ich Dir nicht unaufhörlich und ununterbrochen schreibe. Von meiner Reise aber müsste ich sehr, sehr weitläufig werden, wenn ich die kleinen Abenteuer alle beschreiben sollte; das verspare ich auf mündlich und hübsch allmählig und bei Zeit und Gelegenheit.

Gestern Abend im hellen Mondschein war ich wieder mit ganzer Seele in Koblenz und auf dem See Laach; denn eben so silbern leuchtete er damals zwischen den Rieseneichen und Buchen auf den Felsen und über den Wundersee, wie ich damals so in die Smaragdfluth hinein blickte, wo jeder Ruderschlag eine Reihe der köstlichsten Perlen aus der goldblinkenden Tiefe heraufholte, und die Welle sich an der Spitze mit blinkendem Silber spielend kräuselte, und der blaue Himmel hinein schien, und die hohen Bäume am Ufer auch sich darin beschauten, so dass Gold und Smaragd, Perlen, Silber, Blau und Grün in unbeschreiblicher Klarheit und Tiefe sich vereinigten, ohne sich zu vermischen. Dann die waldbewachsenen Felsen um den anderthalb Stunden langen und drei viertel Stunden breiten See, die ganz deutlich noch die Spuren von vulkanischen Ausbrüchen zeigen, und der dichte Wald, die uralten Stämme, so dass alle Vergangenheit, die mir

bekannt ward, und die ich mir denken kann, mir wie heute und gestern dagegen vorkam. Dann mitten auf dem See die Tiefe, die den Augen ganz entschwindet, und die Sage, die hier einen ganz unergründlichen Abgrund angiebt, der nie eine Beute wieder an das Licht des Tages sendet, und wo immer ein starker Wind geht, der die Wogen ziemlich hoch heran treibt. Dann die Abtei am Ufer mit der alten Kirche, die Menschenspur und Kunst, die uns wieder Beruhigung giebt und Staunen und Erschrecken von der Seele löst. Alles das musst Du selber sehen; ich habe den besten Willen es Dir zu beschreiben, aber es geht nicht. Und das Ganze zusammen war mir nur ein Bild Deiner Seele; mir war, als schautest Du mich an mit der ganzen Fülle Deines Wesens, und ich schaute Dich wieder an und versenkte ganz mein Auge in das Deinige, bis es in Thränen überfloss. Auch waren ein paar recht liebe Menschen mit mir, deren Heiterkeit und gutmüthige Fröhlichkeit mich erfreute, und die mir viel Liebe erzeigten; dann die unbeschreiblich leicht zu athmende Luft! — O warum warst Du nicht bei mir!

Die Kirche und ein kleiner Theil der Abtei zeugen noch von sehr alter Abkunft, in dem Styl ungefähr, welchen Du den gräcisirenden nennst[1]); das übrige Angebaute ist schlecht. In der Kirche sind einige schöne Monumente von Rittern und Frauen aus der Familie von der Leyen aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Es sind Statuen in Lebensgrösse in Nischen, die Männer in der Rittertracht mit offenem Helm, die Frauen in der Tracht ihrer Zeit; sie sind mit grossem Fleiss gemacht, von Sandstein und haben einen sehr rührenden Ausdruck. Wäre ich von der Familie von der Leyen, ich würde jedes Jahr dahin wallfahrten, um wo möglich einen Theil des Geistes zu er-

1) Die Laacher Abteikirche ist bekanntlich im romanischen (byzantinischen) Styl erbaut.

werben, der auf diesen ritterlichen Gestalten ruht. Ein alter achtzigjähriger Klosterherr hat sich nicht wollen aus der Abtei verjagen lassen. Er hat den Habit abgelegt und lebt für seine Pension dort zur Miethe; liest aber jeden Tag dem Landvolke die Messe in der Klosterkirche und steht einem jeden geistlich bei, der ihn verlangt. Er ist überhaupt gutmüthig thätig im Hause, wo er kann, bekümmert sich aber weiter um nichts weltliches. Uebrigens stehen aber die Mönche, die hier hausten, in keinem guten Credit, sie sollen ziemlich wild und locker gewesen sein; man weiss aber, wie solche Gerüchte oft sind. Jener alte zurückgebliebene giebt wenigstens den Beweis, dass sie nicht alle ohne Ausnahme schlecht waren. Ich lernte in Köln noch eine Nichte des letzten Prälaten von Laach kennen, eine Exnonne, die bei ihrem Oheim zu Laach erzogen war. Diese erzählte mir, „dass die Herrn dort sich alle auf's Studiren legen mussten; die meisten unter ihnen waren auch sehr musikalisch.“ Ich habe vergessen, ob es Benediktiner oder Bernhardiner waren. Einen sehr grossen Speisesaal hatten sie, und jeder Reisende setzte sich ohne Umstände mit ihnen zu Tisch und bekam ein Nachtlager, wenn er es verlangte. Es hielten Reisende wochenlang sich bei ihnen auf, ohne dass sie um ihren Namen fragten. Wir assen vortreffliche Fische aus dem See in demselben alten Speisesaal, und Deine Gesundheit ward von sehr fröhlichen Menschen, die alle in einer höhern Stimmung die Gegenwart zu vergessen suchten, bei vortrefflichem Rheinwein getrunken.

Hardenberg habe ich leider nicht zu Unterzell angetroffen, wenigstens versicherten mich die Leute in dem Zollhause, bei denen ich mich erkundigte, welcher Weg nach Unterzell führt, dass die Herrschaft nicht zu Hause und niemand dort sei, als ein Herr von Werner. Da dieser mir nun ganz unbekannt ist, so wollte ich auch nicht bei ihm einsprechen. Es sollte mich aber recht verdriessen,

wenn sie nun doch zu Unterzell gewesen wären, und ich sie so schändlich versäumt hätte! — Vor Bamberg besah ich auch die Abtei Eberach, ein Monument aus dem 11. Jahrhundert. Eine Kaiserin Gertrudis hat sie erbaut, sie liegt in der Kirche begraben. Die innere Auszierung dieser schönen Kirche, die ehedem ganz mit dem Aeussern des Gebäudes in Uebereinstimmung war, haben die reichen Bernhardinermönche vor 20 Jahren modernisirt mit vieler Pracht, Gold und Roth und Gelb zum Verblenden &c. Ich habe sie Sulpiz weitläuftiger beschrieben. Es ist eine Pfarrkirche geworden, einer der jüngern Mönche ist Pastor darin; wären sie alle so gewesen wie dieser Pastor, so ist es recht gut, dass sie untergingen; aber sie sind nicht alle so, der Küster und noch ein alter Mann, der dort noch wohnt, geben Zeugniss davon. Ich ward sehr artig herumgeführt und alles wurde mir gezeigt und bedeutet. Der Pastor ist ein ganz junger, ziemlich abgeschmackter Mann, der gern galant und weltlich thun möchte. Die beiden andern sind alt und sanft freundlich und geduldig.

Kloster Banz hinter Bamberg hat eine ganz ungemein schöne Lage. Ich nahm halbweg Bamberg nach Kronach einen Geistlichen in meinen Wagen auf, der dorthin wollte und eine Gelegenheit suchte. Er war sehr blass und bei ziemlicher Jugend doch sehr kränklich scheinend. Anfangs war er etwas scheu. Ich erzählte ihm allerlei aus der Gegend, woher ich kam, und da er aus diesen Erzählungen sich hie und da wohl meine Gesinnungen mochte abmerken können, ward er etwas offener. Ich fragte ihn allerlei, liess mir von ihm von *illo tempore* erzählen, und da ich alles mit grosser Theilnahme anhörte, und er, wider sein Vermuthen vielleicht, von keiner widrigen rohen Anmerkung zurückgeschreckt ward, da ward das blasse, beinah leblose Gesicht wie beseelt und in den erloschenen blauen Augen stieg ein heller Funken auf. Er hob die kranke Hand mit den langen Fingern wie entzückt etwas

auf: „O Madame, ich bin aus dem Kloster Banz, dessen Lage Ihnen so wohl gefiel; ich darf es Ihnen wohl sagen, ohne dass Sie mich darum verachten.“ Und nun erzählte er von seinem schönen vergangenen Leben, und wie hart es sei, daraus vertrieben zu sein. Als wir schieden, bat er mich mit einer sehr rührenden Miene um meinen Namen und versicherte mich, die Stunden dieser kleinen Reise würden ihm ewig unvergesslich sein, er habe seit langer Zeit keine so verlebt. Die Seinigen, unter denen er leben wollte, waren Handwerksleute, und es schien ihm traurig, unter ihnen allein zu sein. Ich war ein wenig böse auf ihn, als ich nachher erfuhr, unter den Handwerkern wäre der eine ein Bruder von ihm. Mir hatte er blos gesagt, es wären seine guten Freunde, Blutsverwandte habe er gar nicht mehr. Aber im Grunde ist dieses Verläugnen nur ein Beweis mehr, wie gedrückt die Seele dieses armen Vertriebenen ist. Hatte ihm doch eine Anstrengung dazu gehört mir zu gestehen, dass er ein Mönch war; er hielt sich durchaus für einen Fremdling unter den Menschen und glaubte alles verläugnen zu müssen; denn wie oft mag er wohl nicht verläugnet worden sein!

Ich will ja aber nichts von meiner Reise mehr schreiben! Mündlich einmal mehr, mein Friedrich, auf dem Spaziergang oder auch hinter dem Ofen. — Meine Kinder kommen zu Ende dieses Monats, ich bleibe ruhig mit ihnen bis zum November hier; eher nach Wien zu reisen wird wohl auf keinen Fall angehen. Jonas wird sich alsdann entschliessen, ob er länger hier bleiben oder mir vielleicht nach Wien folgen will; Philipp habe ich grosse Hoffnung mit hin zu nehmen. Für's erste kann ich Dir aber nichts mehr darüber sagen, es ist noch ungewiss. Kommen aber Deine Vorlesungen zu Stande oder sonst etwas, das mir die Mittel giebt zu Dir zu kommen, so sollst Du gewiss nicht lange auf mich warten. Mein Fried-

rich, Du kannst wohl denken, wie Deine Frau sich nach Dir sehnt, und wie sie alle Kräfte ihres Geistes nöthig hat, sich ihrer ganz unbeschreiblichen Sehnsucht nicht hinzugeben. — Es wäre doch herrlich, wenn Deine Vorlesungen zu Stande kämen; an dem guten Erfolg zweifle ich keinen Augenblick. Wien bleibt auf jeden Fall die grosse Stadt, wo es Dir gar nicht fehlen kann. Ich denke aber, Du wirst doch Dein Publikum anders wählen als Wilhelm. Schreib mir doch über Deinen Plan. Von Karl V. steht in Deinem Briefe nichts; bist Du noch gar nicht vorgerückt? Gebete zur Messe von Dir würden auf jeden Fall wohl sehr gut sein; aber doch mehr die Handlung begleitend als erklärend? Nicht wahr, dies ist Deine Meinung, wenn Du von einer Erklärung der Messe schreibst? denn eine Erklärung im eigentlichen Sinn wäre wohl nicht das Rechte. „Wer Ohren hat zu hören, der höre!" das ist die einzige Erklärung dieser Geheimnisse. Ich habe ein Gebet vom heil. Thomas von Aquin, welches mir sehr genügt; es umfasst alles das, was man bitten darf. Auch sind die gewöhnlichen Gebete in meinem Buche sehr gut und genügend. Ueber alles geht mir aber die selige Uebung der katholischen Kirche, alle seine Wünsche und Begehren an die heiligen Bitten des Vater Unsers zu knüpfen, denn was ich in diesem Namen erflehe, das soll mir gewährt werden! — Unter den Heiligen gibt es mehrere, denen ich mich täglich mit vollem Vertrauen empfehle. Unter vielen ragt Johannes der Täufer hervor, dieser Morgenstern, dieser Vorläufer und Verkündiger des Tags; dann die Weisen aus dem Morgenlande, die mit so lebendigem unwandelbarem Glauben die ewige Wahrheit suchten, bis sie sie fanden; der heilige Joseph mit seiner aufopfernden, selbstverläugnenden Geduld; die heiligen auserwählten Mütter Anna und Elisabeth; Dorothea, die Reine, Begeisterte, die im Tode nichts sah als den Garten des Geliebten; Cäcilia, die in den Harmonieen des Him-

mels wandelte; Katharina, die durch die Kraft des heiligen Geistes die menschliche Weisheit überwältigte; Maria Magdalena, die die Gnade empfing, dass sie aus dem Leben der Sünde mit liebend reuiger Seele sich losreissen durfte und Verzeihung erhielt. Dies sind vorzüglich die Gestalten, zu denen das Auge meiner Seele sich mit jedem Augenblick zu wenden sucht; und gar viele giebt es noch, an deren Beispiel ich denke und mich zu halten suche, wenn eine Schwachheit mich anwandelt. Wie soll ich den unermesslichen Reichthum beschreiben, der sich mir in den Schätzen des katholischen Glaubens eröffnet hat? — In die Kirche bin ich nicht gekommen, seit ich aus Köln bin; es wird nun auch wohl damit Anstand haben müssen, bis ich nach Dresden komme. Einen Geistlichen werde ich wohl schwerlich hier finden, an den ich mich wenden könnte, um mich von Fastenspeisen dispensiren zu lassen; ich denke aber, in meiner Lage wird es mir wohl erlaubt sein.

— — Mit meinem Arm ist es noch nicht gut. Ueberhaupt giebt meine Gesundheit in den wenigen Tagen, die ich hier bin, nicht mehr die nämliche Hoffnung wie am Rhein. Ich glaube, den Aarwein werde ich vermissen; vielleicht ist es aber noch ein Rest der sehr angreifenden Reise, und es giebt sich wieder. Uebrigens, mein Geliebter, ist meine Gesundheit gut genug für dieses Leben. Frage keinen Arzt mehr um mich, es wird endlich alles besser werden! Dass Dein Blutspeien keine üble Folge hatte, ist ein rechtes Glück. Da Du in Deinem letzten Briefe Deiner Gesundheit gar nicht erwähnst, so denke ich, sie wird wohl gut sein. — Mein Geburtstag ist am 24. October. Ich kann heute nicht viel mehr schreiben, Ernst und Charlotte fahren Nachmittag nach Dresden und wollen den Brief mitnehmen. Die beiden lieben Leute haben sehr viel zu thun mit der Reise nach Warschau, die nun vor sich geht. Es sind wirklich beide ein paar

ausgezeichnet vortreffliche Menschen und dabei einzig in ihrer Art und doch so in alle, auch die schlechtesten Formen des äusserlichen Lebens sich schickend. Ich liebe sie recht schwesterlich, und das kleine Gustchen ist auch gar ein liebes Kindchen; ein wenig schwächlich ist sie freilich, und darum wünschte ich, dass Charlotte sie nicht so vielerlei zu einer Zeit lernen liesse, aber das wird wohl nicht zu ändern sein. Ich freue mich sehr, so ein liebes junges Wesen um mich zu haben. — Was die Litteratur betrifft, so will man hier wissen, Brentano habe sich mit dem alten Hause verglichen, und es käme wieder nicht zum Prozess; sollte sich aber dieser alte Buchhändler nicht wieder haben anführen lassen? Die Exemplare stehen noch immer da, wo ich jetzt herkomme, und wenn er den Compagnon so verlassen und die spanische Uebersetzung [1]) fallen lassen kann, so verdient er hernach vollkommen sein Schicksal. Kannst Du uns nichts darüber mittheilen? Meine innigsten Grüsse an alle, die Dir lieb sind, auch an Tieck, den ich um sein Andenken bitte. Er würde sich in Deiner Nähe gewiss wieder erholen. Ich könnte recht neidisch jetzt auf den Zirkel sein, in welchem Du lebst, aber liebe mich nur, und ich bin dann recht vergnügt, wie es auch immer sei. – Mein liebster Friedrich, ich bin Dein auf ewig.

115.

Jonas Veit an seinen Vater in Berlin [2]).

[Berlin 1808.]

Geliebter Vater! Du verlangst eine Unterredung mit mir, und ich zweifle nicht daran, dass sie mir nicht we-

1) Damit sind wohl die spanischen Novellen gemeint, welche Brentano nach einer gefälligen Mittheilung seines Biographen W. Kreiten zu übersetzen begonnen hatte.

2) Aus dem Concept.

niger Bedürfniss sein würde als Dir, denn schon längst brenne ich vor Begierde, mich Dir ganz zu eröffnen. O warum denn diese unselige Zurückhaltung zwischen Vater und Sohn? Warum können denn unsere Herzen nicht in liebender Vereinigung einander vertrauen? wo sind die Bande, die zugleich fester den Freund an den Freund knüpfen? Verbannt sei also alles, was sich mit kalter Hand zwischen uns legen wollte. Ohne Rückhalt giebt sich Dir dein Sohn hin; Du wirst ihn in Deine väterlichen Arme aufnehmen. Doch wie soll ich es nur anfangen, Dir die heiligsten meiner Gefühle anzuvertrauen! Wo soll ich Worte hernehmen, Dir auch nur einen schwachen Abglanz des Geistes, wovon ich durchdrungen bin, zu zeigen! Mündlich würde ich es noch weniger gekonnt haben als auf diesem Wege, den ich versuche, da ich weiss, dass Du selbst mir mit einem gefühlvollen Herzen entgegen kommst.

Hast Du Dich jemals in schönen Stunden ergreifen lassen von den Schönheiten der lieblichen Natur, deren Namen ich nicht ohne geheime Rührung aussprechen kann; erhob sich Dein Gemüth eben so froh beim Anschauen der liebenden Gottheit als das meinige; suchtest Du dann vergebens Worte, um Deine überfüllte Seele in einem Gebete auszuströmen, so verstehen wir uns, geliebter Vater! — ich finde keine Worte und mein höchstes innigstes Gebet ist wortlos. Unendlich wie meine Seele und gränzenlos sei ihm mein Dank, denn er schenkte mir mein Dasein und den Glauben an ihn! Ja, geliebter Vater, den Glauben an die heilige Dreieinigkeit, und ewig und unerschütterlich, bis er sich zum ewigen Anschauen der Gottheit verklärt, möge er sein. Dies ist mein innigstes Gebet. Hier ist mein Bekenntniss der christlichen Religion. Wäre Dein Herz ebenso durchdrungen von ihrer göttlichen Wahrheit, o wie ewig selig wären wir dann! Das Schicksal hat es anders gefügt, in Demuth ergeben wir uns ihren Fügungen.

Du ehrst den Glauben, ich weiss es, und hierauf vertrauend bekannte ich Dir ganz unbefangen den meinigen. Ob Du ihn aber nicht für Eingebung der Schwärmerei hältst, dafür bin ich nicht sicher und ich weiss nicht, wie ich vom Gegentheil überführen soll. Keiner geselligen Tugend würde ich etwas grosses, am wenigsten die Wünsche meines Vaters, aufopfern, ausgenommen der, welche mich zur Annahme des wahren Glaubens beruft. In der That, kann es für uns einen grössern und heiligern Beruf geben, als uns zu Mitgenossen des höchsten heiligen Gefühls zu machen und zu Zeugen der Gewalt, welcher wir alle weichen müssen! Kannst Du es mir verargen, dass ich jede andere Gesellschaftsverbindung dieser hintenan setze? Lass uns aufrichtig gegen einander sein und bekenne mir, dass dieser Schritt Dir nur zuwider sei, weil die Welt ihren Anstoss finden würde. Aber was ist es denn mit dieser Welt? Suchte sie nicht recht geflissentlich mit ihren Schriften und Anstalten allenthalben den göttlichen Funken zu unterdrücken? Und ihr sollte ich das einzige Glück meines Daseins und meiner Seligkeit aufopfern! Nein, Du weisst es, schon längst verachtete ich alle die kleinen Freuden und wahrlich ich fand Ersatz genug. Was indess die Welt von mir verlangt, das soll ihr, wenn mir Gott Kraft dazu verleiht, zu Theil werden. Aber nur mit freier ungebannter Seele werde ich je etwas in der Kunst leisten können.

Du bist indess versichert, dass kein äusserlicher Vortheil Einfluss auf meinen Entschluss gehabt hat. Wenn ich an der Religion meines Vaters hienge, so wollte ich mein Leben für meinen Glauben lassen, so wie ich es jetzt mit frohem Muthe für den christlichen liesse. O mein geliebter Vater, Du hattest einen so schönen menschlichen, ja ich möchte sagen göttlichen Plan mit Deinen Söhnen; mit gänzlicher Aufgebung Deiner selbst liessest Du sie mit unumschränkter Freiheit ihre eigene Bahn betreten,

und während die meisten sich auf einem ihrem Berufe gar nicht angemessenen Wege hinschleppen müssen, konnten wir uns ganz unserer Muse weihen. Dies alles danken wir Dir mit kindlichem Herzen. O zerstöre nicht eigenmächtig unser schönstes Paradies auf Erden, ich flehe Dich darum; vollende, was Du so schön begonnen! Gott verleihe Dir Kraft dazu und seinen Segen.

Dein Dich liebender Sohn.

116.

Jonas Veit an K. F. Schinkel in Berlin[1]).

[Berlin 1808.]

Die gute Lehre, welche Sie mir den letzten Abend gaben, nichts halb zu thun, war zu sehr aus meiner Seele gesprochen, als dass ich nun unterlassen könnte, mich Ihnen hierüber anzuvertrauen. Was Sie von der Philosophie meinten, werden Sie gewiss auch für die Kunst verstehen; nur scheint es mir, als wäre jedem ein Ziel gesteckt und Gränzen, die er nicht überschreiten darf. Das Gefühl dieser Gränzen habe ich gewöhnlich kurz nach den frohesten Aussichten und den klarsten Augenblicken auf eine schmerzliche Weise empfinden müssen. Mir selbst entrissen, empfand ich dann nichts mehr von einer höheren Bestimmung, jede Freude an der Bildung und den lieblichen Gestalten der Schöpfung wurden durch ein dumpfes thierisches Starren und eine innerliche Unruhe vertrieben, und sogar das Bestreben nach einer blos mechanischen Thätigkeit musste mir misslingen. Der Glaube an ein Licht, welches plötzlich in meine verfinsterte Seele schien, allein giebt mir einige Kraft, mich nicht ganz von meinem Wege zu verlieren.

1) Aus dem Concept.

Dies ist, was ich Ihnen anvertrauen wollte. Hoffen Sie dennoch bei dieser Verfassung etwas für mich in den Regionen der Kunst, denen ich mich so gerne ganz bestimmen möchte, so hören Sie mich an, wie ich gedenke, dies auszuführen. Ich fühle mich am meisten dazu geneigt, Gegenstände der christlichen Religion zu malen, der ich mein Heil zu verdanken glaube. Den frühen Mangel eines guten Unterrichts hoffe ich jetzt durch ein gründliches Studium der Architectur zu ersetzen, welche unstreitig die Basis aller übrigen Künste ist. Ich möchte mich daher am liebsten gänzlich jetzt an Sie anschliessen, wenn Sie sich meiner ernstlich annehmen wollen, und hoffe dann, weil es mir jetzt schon klar vorschwebt, unter Ihrer Leitung mich dem zu nähern, wonach so grosse Männer gestrebt und welches zu ergründen nur die Tiefe des göttlichen Geistes vermag.

117.

Dorothea an ihren Sohn Jonas in Berlin.

Pillnitz, 4. September 1808.

— — Mein geliebter Sohn, Dein letzter Brief hat mich sehr bestürzt gemacht, da Du es nämlich wieder einigermassen ungewiss machst, ob ich Dich sehen werde, und mir wegen Philipps Wiedersehen beinah alle Hoffnung raubst. Ich habe diese Reise nach Dresden blos in der Hoffnung unternommen, Euch, meine geliebten Kinder, zu sehen (denn eigentlich war mein Weg ein ganz andrer), und soll ich nun so darum gebracht werden? Ich habe die geheime Hoffnung, dass alles sich noch zum Guten wieder einrichten wird. Sei ja nachgebend und höre nicht auf, den Vater darum zu bitten; gieb ihm zu bedenken, dass es ihm seine vorzunehmende oekonomische Verän-

derung doch auch erleichtert, wenn er Euch unter der Zeit entlässt. Suche auch ja den Philipp los zu machen, es ist auch ihm nothwendig, so wie Dir, dass er mich einmal wieder spricht. Und was versäumt Ihr denn in Berlin, was Ihr nicht hier eben so gut haben könntet? Und viel kosten soll es ihn auf keinen Fall, wir wollen uns schon einrichten.

Freilich war es etwas zu voreilig von Dir, dass Du den Vater durch ein so unvorbereitetes Geständniss erschrecktest. Du musst bedenken, dass, wer den Glauben nicht liebt, der hasst ihn; einen Mittelweg giebt es hier nicht. Es musste ihn also freilich unangenehm überraschen, Dich einer Meinung hingegeben zu sehen, die ihm hassenswürdig erscheint. Wir sind nicht befugt, unsre Meinung, am wenigsten in Sachen des Gefühls und der Religion, jemand aufzudrängen oder auch nur laut werden zu lassen, wenn wir nicht bestimmt zum Zeugniss berufen werden. Verschliesse also Deine Empfindung in Deinem heiligen Herzen vor jedem feindlichen Blick und lass Dich diese Einsamkeit nicht gereuen. Hat der Vater Dich aber bestimmt gefragt, so hast Du sehr wohl gethan, nichts zu verläugnen, dann war Dein Geständniss Beruf und sicher wohlgefällig vor Gott; dann aber trage standhaft und mit gelassenem Muthe, was Dir unangenehmes daraus entsteht, wenn es auch Deinem liebsten Wunsche entgegen ist; auch ich will dann, eingedenk, dass es die Folge Deines schönen Bekenntnisses ist, gern Deinen Anblick noch länger entbehren. Glaube mir, jede Entsagung trägt, wenn sie aus Liebe zu Gott statt hat, ihren Lohn, und Gott liebt diejenigen, die er prüft. — Kann es aber sein, dass ich Euch beide wiedersehe, so bitte ich Dich, lass es nicht an Klugheit und Nachgiebigkeit fehlen. Der Vater ist, wie Du selber weisst, äusserst gutmüthig; es kann Dir gar nicht fehlen, ihn wieder zu besänftigen. Aeussere Schritte oder öffentliche

Handlungen hat er auch gar nicht zu fürchten; beruhige ihn nur hierüber und unterlass ja nichts, ihn zu bewegen. Aber schone ihn und sei sanft; mich reut jedes unsanfte Wort, das ich je gegen ihn gesprochen, und so würde es Dir auch gehen. Er liebt Dich sehr und Du kannst ihn gewiss zu allem bringen. Wie kömmt es aber, dass er gerade dem Philipp die Erlaubniss zur Reise erschwert? Hat dieser auch ihn erzürnt? — Sei standhaft, mein Sohn, und ermahne auch Deinen jüngern Bruder zur Standhaftigkeit. Gebe Gott, dass ich Euch bald in der That umarme, wie es in Gedanken so oft geschieht.

118.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

[Prag, Ende October 1808.]

Jetzt weiss ich, was eigentlich böhmische Berge und böhmische Dörfer sind, und werde mich gar nicht mehr darüber wundern, wenn die Leute diese Wesen als Sprichwort gebrauchen. Gleich Sonntag Abend, während Ihr noch im Sonnenschein dem schönen Dresden zuwandertet, war ich mitten im Schnee und Montag früh im strengsten Winter — bittere Kälte und sehr häufiger Schnee, der mit dem dichtesten langweiligsten Nebel abwechselte — ein Nebel, den Friedrich [1]) selber nicht würde haben malen wollen. Kurz, ganz mechant! Dabei Wälder und Moräste, die noch von Varro's und Arminius' Zeiten herstammen müssen — nebst der böhmischen Sprache! Es wird einem ganz heidnisch dabei zu Muthe! Während Ihr am Montage [2]) meine Gesundheit trankt und gewiss mit Liebe meiner dachtet, habe ich ganze Strecken zu Fusse

1) Landschaftsmaler in Dresden.

2) Dorothea's Geburtstag (24. October).

durchwaten müssen, weil der Wagen erleichtert werden musste, und erst vier Stunden vor Prag ward der Weg gebahnt und die Gegend gebildeter. Vier Wochen später wäre ich vielleicht gar nicht durchgekommen. Mein Reisegefährte war hinlänglich albern, nur über die Politik konnte ich mit Wohlgefallen mit ihm reden. Er ist ein Rheinländer; mit diesen Leuten ist am besten über Politik reden, sie haben gesundere Begriffe darüber als andre Völker. Uebrigens ward er mir aber schon dadurch verdriesslich (nämlich mein Reisegefährte), dass er allenthalben mit der Bedienung unzufrieden war, sich über die Rechnung zankte und über diesen Zänkereien jedesmal etwas liegen liess, was denn mit grossen Kosten musste wieder geholt werden und uns beständig aufhielt — recht was man einen langweiligen Gesellen nennt. Unser Kutscher lud, trotz seinem deklarirten Judenhass, in Töplitz einen Prager Juden auf, der aber recht honnet und lange nicht so *ennuyeux* war wie der mit dem brillanten Ringe. Besonders machte es mir Spass, dass dieser Jude mich (der Himmel weiss durch welches Missverständniss) für eine Spanierin hielt. In einem Wirthshause sassen zwei andre Juden, die sich gleich bei dem unsrigen nach seiner Gesellschaft erkundigten und die sich sehr über die Spanierin wunderten, besonders da sie hörten, dass sie deutsch redete; sie fanden, ich sähe auch wirklich so aus. Es war zum Todtlachen, und dazu musste ich mich stellen, als verstände ich ihren Jargon nicht! — Auf dem Mautamt hier und an der Gränze sind wir erschrecklich visitirt und plombirt worden; überhaupt verhalten sich die österreichischen Douanen und andre Polizei-Einrichtungen gegen die französischen, wie Don Quixote gegen Ginesillo Diebsfinger [1]. — Schubert's und Riquet's [2]) meine herz-

1) Der schlaueste unter den von Don Quixote befreiten Galeerensträflingen.

2) Riquet, französischer Prediger in Dresden.

lichen Grüsse. Meine Kinder, ich umarme Euch von ganzer Seele! Lebt glücklich und froh, bald sehe ich Euch wieder. Schreibt mir. Gleich in Wien schreibe ich an Euch.

119.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, 2. November 1808.

Gute liebe Kinder! ich will Euch nur mit ein paar Worten melden, dass ich vorgestern Abend glücklich angelangt bin und so eben habe ich auch Euer Paket aus Dresden mit den wenigen Worten von Dir in der Adresse erhalten. Warum hast Du aber so gar wenig geschrieben? Meinen Brief aus Prag werdet Ihr wohl erhalten haben? Ich adressirte ihn an die Ernst. Dass Ihr noch in Dresden geblieben seid, das war vor der Hand ganz vortrefflich, denn wie es hier noch werden wird, das weiss Gott. An Wohnungen ist gar nicht zu denken und nach allem, was ich so beiläufig gehört habe vor der Hand, so soll der Unterricht in der Malerkunst hier gar nichts bedeuten. Füger[1]) lebt *en grand Seigneur* und kümmert sich um nichts; doch hierüber ein andersmal, bei besserer Ruhe und Muse. Wien werdet Ihr freilich einmal sehen müssen, nämlich die hiesige Gallerie; aber für jetzt ist es nicht rathsam, und Euer Aufenthalt in Dresden ist viel anpassender auf jede Weise. Ich kann hier noch nicht zur Ruhe kommen. Es hat unübersteigliche Hindernisse, eine Art von Einrichtung hier zu treffen, und ich habe mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen. Sagt dies der Ernst und bittet sie mich zu entschuldigen, dass ich heute nicht mehr und ihr nicht besonders schriebe; sobald ich

1) Damals Director der Gemäldegallerie im Belvedere.

zu einem eignen Tisch und einem eignen Winkel komme, will ich alles nachholen. Ich grüsse Euch alle und die liebe Gustel von ganzem Herzen. Friedrich grüsst Euch freundlich. Ihr sollt mit nächstem von ihm selber hören, was er über Euer H[ieh]erkommen denkt. Lebt wohl, gedenkt meiner und lasst mich ja nicht in der Aengstlichkeit, keinen Brief von Euch zu erhalten; es ist mir so schon bedenklich, dass Du nur so gar kurz schriebst, mein Johannes, und dass der Philipp gar nichts geschrieben! Bis nächsten Posttag lebt tausendmal wohl. Eure Mutter.

Grüsst Schubert und Riquet's und alle andern Freunde. Lebt wohl meine Söhne; eine Woche um die andre kann einer von Euch schreiben.

120.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, den 19. November 1808.

Allerliebste Kinder! Jetzt habe ich einen recht hohen Schwur abgelegt, mich nie wieder zu ängstigen, wenn ich keine Briefe von Euch habe, denn es ist doch im Grunde ganz vergeblich. Wie Eure Briefe mich gestärkt haben, dass könnt Ihr Euch leicht denken. Ihr seid beide meine vortreffliche jungen Herrn. Dass Schubert angestellt ist, sollte mich eigentlich freuen, aber so recht kann ich mich nicht damit freuen, dass Ihr einen so lieben Freund, kaum gewonnen, schon wieder verlieren sollt; und dass ich ihn zum Sommer nicht wieder finden werde, ist mir Gott weiss wie niederschlagend! Von was ist er denn Director geworden? Vergesst nicht, es mir zu schreiben. Wie so kömmt er aber darauf, dass Schlegel einen Ruf nach Augsburg bekommen wird[1])? Nicht daran zu denken!

1) Schubert wurde als Director der in Nürnberg zu eröffnenden polytechnischen Schule berufen; für Augsburg, wo gleichfalls

Grüsst ihn herzlich von mir (nämlich den Schubert), meldet ihm meinen und Schlegel's Glückwunsch und sagt ihm nur, so lange Schlegel er selber und Augsburg baierisch ist, wird er wohl schwerlich einen Ruf nach Augsburg erhalten. Was macht denn Schubert's Sterbende? stirbt sie immer noch oder ist sie gestorben? Auch Schubert's Frau grüsst herzlich von mir, und Du, lieber Philipp, schreibe mir, wenn die kleine Selma [1]) wieder so etwas hübsches sagt, wie vom einsamen Springbrunnen bei Reisewitz. Es ist eine holde Familie!

Seit gestern sind wir nun in unsrer neuen Wohnung, die wir wirklich im Schweisse unsers Angesichts und mit Schmerzen endlich aufgefunden haben. Vier Treppen hoch und der Eingang zum Zimmer durch das kleine, ziemlich dunkle Schlafzimmer, ohne Bettgardinen, ohne Fenstergardinen, die Meubles ganz ordinär und unzusammenpassend, aber reinlich und rechtlich, ohne Lehnstuhl, ohne Sopha, blose geflochtene Stühle, und für diese Herrlichkeit müssen wir 60 Papiergulden zahlen. Dabei ist nicht einmal Aufwartung, sondern wir müssen eine Aufwärterin besonders bezahlen, die morgens und abends kömmt; dabei sind wir so genirt, dass wir weder Essen in der Küche wärmen lassen dürfen, noch uns ein Kohlfeuer in's Zimmer nehmen dürfen, sondern ich muss feliciter jeden Mittag durch Regen und Wind mit Schlegel in's Speisehaus wandern. Erzählt dies doch der guten Ernst, sie wird sich wundern! Heute schreibe ich weder ihr noch Gustchen, nächsten Posttag aber soll es geschehen, dann werde ich jenen beiden, Euch aber nicht schreiben.

Eine Vorlesung wird Schlegel wohl zu Stande bringen; noch ist aber nichts gewiss, denn der Kaiser ist

eine solche Lehranstalt errichtet werden sollte, war F. Schlegel genannt worden. Aus Schelling's Leben 2, 141 f.

1) Schubert's Töchterchen.

noch nicht wieder hier. Wie aber auch alles ausfallen möge, im Sommer komme ich sicher wieder zu Euch, wenn ich lebe, wahrscheinlich schon im Frühjahr. Bis jetzt habe ich noch gar nichts anders gethan, als Wohnung suchen, die andre Woche aber werde ich Wien sehen und die Gallerien besonders, vorzüglich alles, was auf Eure Studien Bezug haben kann. Viel theurer als in Dresden wird es schwerlich sein, das Leben nämlich; übrigens aber sehe ich schon voraus, dass Wien wahrscheinlich nichts für Euch sein wird als nur ein Durchgang nach Rom — doch davon ein andermal mehr. — Mein Johann, was Du mit dem guten Vater in Rücksicht meiner abgehandelt hast, freut mich sehr und es ist alles, was ich wünsche. Wie kam er darauf, zu glauben, dass ich mit ihm gebrochen hätte? Einen Brief von ihm zu erhalten, wird mich sehr freuen. Wenn ich einmal Gelegenheit habe, werde ich ihm etwas Angenehmes von Wien zu schicken suchen. Sei fleissig, mein Johann, aber auch so heiter als möglich. Du hast ein schönes Leben vor Dir, lass es nicht ungenützt vergehen. Philipp schreibt mir, dass mein Rath wegen Deiner Gesundheit gut angeschlagen hat. Befolge ihn also noch immer mehr und halte Dich muthig. Wegen des Religionsunterrichts bei Köthe [1]) lass es doch noch sacht angehen. Du kannst Dich doch mit ihm so oft über Religion unterhalten, als Du willst, aber grade unterrichten! — wir wollen es wenigstens noch überlegen. Sprich doch auch mit Riquet über Religion; er hat mir versprochen, sich Deiner anzunehmen. Obgleich er ein Calviner ist, so denkt er doch sehr billig über die katholische Kirche. Köthe ist übrigens ein sehr braver Mann, und Schlegel hält viel von ihm, es wird Dir also gewiss nützlich sein, mit ihm über Christenthum zu reden. Wirst Du denn nicht Theil nehmen an Philipp seinen

1) Fr. Aug. Köthe, seit 1810 Professor der Theologie in Jena.

Stunden im Evangelium? Dass er diese nimmt, ist mir äusserst lieb. — Dass Ihr die Mittwochs-Stunden auf den Montag verlegen musstet, ist freilich nicht sehr vortheilhaft wegen des unverhältnissmässigen Zwischenraums, allein man muss sich fügen. Ich kann Euch heute nicht mehr viel schreiben; grüsst mir die Lehrer und die Freunde insgesammt von ganzem Herzen. Ich umarme Euch. Eure Mutter.

Ich habe mich sehr gefreut, so gute Nachrichten von Euch zu hören. Ihnen, lieber Johannes, werde ich recht bald antworten. Philipp soll mir einmal recht ausführlich schreiben. Friedrich.

121.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, den 25. November 1808.

Ich gebe Euch mein Wort, mich nicht noch einmal so ohne Noth um Euch zu ängstigen; das letztemal war es mir aus mehr als einer Ursache zu verzeihen. Ich begleite Euch im Geist bei allen Euren Beschäftigungen und auf jedem Gang, den ich so genau als möglich nachrechne. Es ist mir recht lieb, dass der Vater Euch Erlaubniss zum Ausreiten gegeben hat, Ihr werdet sicher Gebrauch davon machen; dann aber auch geht ja täglich spazieren, wenn auch nur eine halbe Stunde. Erinnere Dich meiner Warnung, liebster Johann, nicht nach dem Essen mit einem beliebigen Buch auf's Sopha zu liegen oder gar ein Schläfchen zu machen. Wende diese Nachessenszeit lieber zum Spazierengehen an; widrigenfalls wirst Du dickes Blut machen. Folge meinem Rath, Du wirst die wohlthätigen Folgen bald genug spüren. Auch wünschte ich, dass Du oft anstatt des Biers Wasser mit etwas Wein tränkest; Du musst alles vermeiden, was dickes Blut

macht. Wenn Du Schubert einmal fragen wirst, wird er mir gewiss Recht geben.

Euer liebevoller Eifer, mich gleich wieder zurückzufordern, hat mich recht freudig gerührt, und wenn ich noch nicht bestimmt gewesen wäre, so würde ich es dadurch geworden sein, im Frühjahr wieder zu Euch zu kommen; eher aber, meine liebsten Söhne, geht es wohl nicht gut an, aus vielerlei Gründen, die ich Euch einmal mündlich detailliren werde. Bleibt mir also nur treu und gut, ich komme zum Frühjahr — wenn ich nicht etwa früher mit Schlegel zusammen nach Dresden zurückkehren muss, wozu jetzt aber wenig wahrscheinliches ist — dann soll mit Gottes Hülfe ein rechtes Zusammenleben angehen. Bis dahin lasst auch noch alles mit Eurem förmlichen Unterricht im Christenthum; so viel als möglich aber studirt die Evangelien, unterhaltet Euch mit Köthe und Riquet über die Euch schwierigen Stellen und geht oft in die Messe. Auch die Auslegung der Kirchenceremonien leset recht oft, liebe Kinder. Je öfterer Ihr die Bibel und die heiligen Geschichten lesen werdet, desto deutlicher werdet Ihr in den alten Malereien erkennen, was die Künstler sich dabei dachten.

Hier habe ich noch nichts gesehen, gar kein Kunstwerk, ausser das Monument von Canova für die Erzherzogin Christine, woran ich aber keinen Geschmack finden kann. Es mag vielleicht vortrefflich gearbeitet sein, das zu beurtheilen bin ich aber zu wenig Kennerin; nach meinem Gefühl ist es aber weder gut, noch bedeutend erfunden, sondern recht kleinlich und theatralisch: kalte Allegorie ohne Gefühl. Hoffmann in Köln hat seine Margaretha (Copie nach Raphael) zum Verkauf hergeschickt [1]).

1) Jos. Hoffmann war Eigenthümer dieses schon von Fr. Schlegel (Europa 2, 2, 130 f.) gerühmten Gemäldes, welches Merlo (Köln. Künstler 184) dem Raphael zuschreibt.

Zugleich ist auch die ganze Bertholdische Sammlung aus Mühlheim, deren Philipp sich wohl noch erinnern wird, zum Verkauf hier ausgestellt. Ich werde nächster Tage die Gallerien hier besehen und Euch darüber schreiben. Dann werde ich suchen, über die hiesigen Zeichenanstalten und Akademien etwas zu erfahren, aber ich habe bis jetzt wenig Hoffnung.

Wien ist eine eigentliche Hauptstadt im rechten Sinne des Worts. Man lebt hier allgemein sehr gut und sehr grossstädtisch. Dabei ist das Leben nicht übermässig theuer, das macht es weit leichter und angenehmer als in Paris. Dagegen hat Paris viel mehr Merkwürdigkeiten an Schätzen der Kunst. Eine schöne Stadt ist Wien durch die regelmässig gebauten, nicht gar engen Strassen und durch die herrlichen umgebenden Gegenden; aber schöne oder ausgezeichnete Gebäude hat es nicht; solche Kirchen z. B. wie zu Köln sucht man vergeblich hier; eben so wenig sieht man Monumente der Kunst oder des Alterthums; die Theater sind mittelmässig, Geschmack an Musik sehr gesunken und ausgeartet. Die Gesellschaften scheinen aber viel mannichfacher, freier und angenehmer zu sein als in mancher andern Hauptstadt, aber freilich habe ich bis jetzt noch nicht gar viele kennen gelernt. Die öffentlichen Vergnügungen und die ganz grossen Gesellschaften scheinen aber grösstentheils die häuslichen Zirkel verschlungen zu haben, und wenn es uns nicht einmal in der Folge gelingt, uns einen solchen auf unsre eigne Hand zu bilden, so werden wir wohl ziemlich isolirt bleiben. Das Gewühl auf den Gassen ist noch gedrängter als in Paris, weil Wien zugleich eine wichtige Handelsstadt ist. Das Gemisch von Christen, Juden, Türken, Griechen, Slaven, mit ihren verschiedenen Costümen, Sprachen und Geberden, macht es sehr bunt und anziehend. Es ist ein eigner Reiz, so vom vierten Stock auf diesen Wirrwarr von Menschen, Racen, Equipagen, Reitern, Fracht-

wagen, Schiebkarren &c. &c. herunter zu schauen. Man hat keinen Begriff, wie sich dieser Knäuel auseinander finden wird, und wie sie sich untereinander nicht zerstören, indem sie so sich um und über und neben einander winden und schieben und treiben. Es macht dem Zuschauer dieselbe Art von Empfindung, als wenn man ein Kunstwerk anschaut, das uns wegen seiner Künstlichkeit zwar auffällt, aber nicht anzieht. Denn wenn ich mir dabei das Leben in der freien Natur und die stille zweckvolle Thätigkeit des Landmanns denke, so kommt mir dieser Wirrwarr gräulich vor, und eine unendliche Sehnsucht befällt mich, ich möchte mir Flügel wünschen, um mich weit, weit davon zu entfernen. So ging es mir neulich im Theater auch. Mir fiel auf einmal ein, dass es Martinsabend sei, und dass in Köln vielleicht auf denselben Augenblick in Gross-Martin der Segen gegeben würde. Ich kann es Euch gar nicht beschreiben, wie bang und seltsam mir zu Muthe ward! Ich bin nicht gemacht, in einer grossen Stadt zu leben, und doch scheint dies meine Bestimmung zu sein.

Grüsst mir alle die vortrefflichen Freunde, an die ich oft genug mit rechter Sehnsucht denke. Lieber Philipp, bitte Schubert, er möchte mir doch seine Auslegung des ‚Märchens‘ von Goethe wissen lassen; schreib Du es mir auf und schicke es mir. Friedrich hat sich heilig vorgenommen, recht bald an Schubert zu schreiben. Wir grüssen ihn und Euch beide von ganzem Herzen. Die Versicherung Eurer Einigkeit hat mich recht mit Freude erfüllt! Worüber wollt Ihr auch uneins sein? Bei aller Verschiedenheit müsst Ihr Euch ja nothwendig in den Hauptansichten des Lebens durch Euer gleiches Streben vereinigen. Höchstens kann es einmal einen Wortstreit geben, und der wird liebende Gemüther nicht entzweien können. Lest die Epistel des Apostel Paulus an die Corinther, besonders das 13. Kapitel; lest auch die Apostel-

geschichte. Und nun gehabt Euch wohl und seid fleissig, munter, heiter, fröhlich und gesund. Ich umarme Euch von Herzen.

122.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, 3. December 1808.

Meine theuersten Freunde, ich erhalte so eben Euren Brief mit dem eingeschlossenen von der Tante Henriette. Ich war gar nicht Willens, Euch heute zu schreiben, aber Euer Brief macht wenigstens eine vorläufige Antwort nothwendig. Der Vorschlag mit Matthäi [1]) überrascht uns dermassen, dass wir in der Schnelligkeit nicht zu entscheiden wissen. Der Vorschlag an sich ist gewiss so vortheilhaft als möglich, aber freilich etwas sehr früh; ich hätte gewünscht, ihr wärt den Sommer noch in Dresden geblieben, und wir wären alsdann zusammen zum Herbst nach Rom. Es ist doch immer etwas kühn, sich einem Manne, der uns so fremd ist, so ganz in die Hände zu geben, und bis jetzt habe ich in Rom noch niemand, an den Ihr Euch halten könntet, im Fall Ihr mit Matthäi nicht länger leben könntet. Von der andern Seite hat der Vorschlag für Euch als Künstler sehr viel vortheilhaftes, denn wenigstens ich halte viel darauf, eine Zeit lang sich einem Meister zu widmen. Auf jeden Fall übereilt nichts; sagt an Matthäi, dass mir der Vorschlag ungemein viel Vergnügen mache, dass ich aber aus manchen Gründen wünschte, er würde erst zum Herbst ausgeführt. Sucht die Unterhandlung in die Länge zu ziehen und vor allen Dingen bindet Euch für's erste noch durch keine

1) Joh. Friedrich Matthaei, später Director der Gemäldegallerie in Dresden. Die Brüder Veit waren dessen Schüler.

Zusage. Auch muss, eh' Ihr Euch dazu entschliesst, ein förmlicher, wohl überlegter Contract geschlossen werden, und alles das erfordert Zeit und reife Ueberlegung. Schreibt mir jedesmal, wenn etwas näheres über diesen Plan vorkömmt, und beschliesst ja nichts ohne uns. Ich habe die Hoffnung, dass wir alle zusammen dort sein können, aber vielleicht erst im Herbst, vielleicht aber auch schon zum Frühjahr. Still aber von allem dem, liebste Kinder! auch ich wünsche das Geheimniss.

Dass Euch die Legenden gefallen werden, dacht ich gleich. Ueber Heiterkeit und Lebensfreude hast Du, mein Johann, mich aber nicht ganz richtig verstanden. Ich meinte mit der Heiterkeit nicht die Freuden dieser Welt, sondern die freudige hoffnungsvolle Ansicht des Christenthums, die selbst den Schmerzen einen Glanz des heitersten Trostes verleiht. Ich hoffe recht viel für Dich von der nähern Kenntniss der herrlichen Lehre Christi, die jedes fühlende Herz mit himmlischem Troste erfüllt.

Schubert unsern herzlichsten Gruss! Sag ihm, ich liess ihn fragen, ob er Grund habe zu glauben, dass Schlegel nach Augsburg gerufen werde, oder ob es blos seine guten Wünsche seien. — Lieber Johann, schreibe doch nicht mehr „Herr Gemahl," wenn Du von Friedrich sprichst, sondern Friedrich schlechtweg. Ich umarme Euch von Herzen, meine geliebten Söhne. Nächstens mehr von Eurer Mutter. Tausend Grüsse an alle Freunde, auch an Kügelgen und Friedrich [1]).

1) Der Historienmaler Gerhard von Kügelgen und der Landschaftsmaler Kaspar David Friedrich.

123.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, den 10. December 1808.

— — Vorgestern als am Festtage der unbefleckten Empfängniss Mariä habe ich in der Stephanskirche zum erstenmal das feierliche Hochamt vom Erzbischof in Pontificalibus celebriren sehen. Meine lieben Kinder, das ist etwas ganz herrliches, das über alle Beschreibung geht. Von einer solchen erhabenen Pracht hat man gar keine Vorstellung ausserdem. Alles, was Könige um sich versammelt haben, ist kleinlich dagegen. Alle Sinne sind auf's allervortrefflichste angeregt und empfangen durch alle Formen und Gestalten die Verherrlichung Gottes und des heiligen Mysteriums. Weit entfernt aber, dass ich durch diese Pracht der Sinne hätte beleidigt werden sollen, wie die Protestanten behaupten wollen, so ist mir erst recht deutlich geworden, wodurch wir unsre Sinne erheben können, dass sie in Uebereinstimmung mit der Seele das Erhabene und das Schöne lieben und erkennen sollen, und dann auch was denn eigentlich Pracht bedeutet und wozu sie soll. Alles, was der Menschen Kunst und Erfindung hervorbringt, das soll dazu dienen, des Herrn Dienst zu verherrlichen und ein ewiges Gut der ewigen Kirche sein und bleiben. Da, wo alle Kunst herkommt, von Gott, dort soll sie auch wieder zurück strömen; jeder andre Gebrauch, zu vorübergehender Eitelkeit der Menschen-Leiber und -Leben, ist unheilig und des göttlichen Ursprungs nicht würdig. Musik und Malerei, Baukunst und edle Gewänder sollen nur eine Idee aussprechen und nicht das selbstische Eigenthum eines, sondern ein ganz allgemeines Gut zur Erweckung der Andacht aller Gläubigen werden. Selbst das todte Metall aus dem Schacht der Erde soll einen Mund bekommen, um im eigenthümlichen

Glanze im allgemeinen Halleluja mit einzustimmen. — Ich werde unterbrochen und muss nothwendig endigen. Künftig mehr von Eurer Euch herzlich liebenden Mutter.

124.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, 31. December 1808.

Geliebte Söhne, ich wünsche von Herzen, dass Ihr dieses Jahr fröhlich beschliessen und das neue mit den lieblichsten Hoffnungen antreten mögt! Gott der Herr erhalte Eure Gesundheit und Euern Muth und gebe Euch Kraft, alle Eure guten Vorsätze auszuführen. Möchten wir nur recht bald vereinigt werden, damit ich mich dann nie wieder von Euch trenne — dies ist für meine eigne Person der heisseste Wunsch zum Antritt des neuen Jahrs. Die Aussicht, die Du hast, mein Johann, dass Matthäi die Reise wohl noch aufschieben möchte, ist das Erwünschteste für uns, aus mehr als einem wichtigen Grund erwünscht. Erstlich ist es besser für Euch, dass Ihr in Italien nicht zuerst im Sommer seid; im Winter gewöhnt Ihr Euch nach und nach an die Hitze, die im Sommer schon mehr als einem Deutschen gefährlich ward, besonders wenn man sie gleich zuerst in ihrer grössten Strenge antrifft. Zweitens habt Ihr beide noch genug in Deutschland vorzulernen. So ungern man eine solche Gelegenheit würde unbenutzt haben hingehen lassen, so ist es doch, um die Wahrheit zu sagen, schade, dass Ihr Dresden halbverrichteter Sache wieder verlassen sollt. Gegen den Vorschlag, Euch zu trennen, bin ich unbedingt; ohne Noth muss dies so bald nicht wieder geschehen; Ihr seid einer dem andern gut und heilsam. — Vielleicht auch entscheidet sich manches unterdessen in den öffentlichen An-

gelegenheiten, was unsrer Reise und dem Aufenthalt dort mehr erspriesslich als nachtheilig sein könnte. In diesem Augenblick ist der Aufenthalt in Italien mehr unangenehm, von dieser Seite angesehen. Zuletzt auch ist es mir wegen meiner besondern Angelegenheiten bequemer, wenn diese Reise erst im Herbst angetreten wird. Friedrich ist auf allen Fall entschlossen, noch eine Zeit lang hier zu leben; ich aber denke zu Ostern nach Dresden zu gehen und dort den Sommer mit Euch zu bleiben, bis auf weitere Ordre; wir gehen alsdann zusammen über Wien und München nach Rom. Wollt Ihr aber nicht in Dresden bleiben den Sommer hindurch, so erwarte ich Euch hier, ich nehme alsdann zu Ostern ein Quartier, wo Ihr bei uns sein könnt, und Matthäi holt Euch dann von hier ab. Ihr habt sowohl hier als in München viel zu sehen und zu lernen. Auf jeden Fall also sind wir den Sommer beisammen und zwar so früh als möglich.

Dass Ihr die Weihnachten so fröhlich gefeiert, hat mich recht erfreut; ich habe wohl tausendmal an Euch gedacht an dem Abend. Wir hatten hier ein paar alte Herrn und ein stilles Gespräch beim Abendkaffee; denn hier wird Kaffee getrunken in der Theestunde. Aber wart Ihr auch in der Kirche an dem Tage? und habt Ihr auch recht die Verkündigung der Engel in jener Nacht überlegt: *Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis?* — Lest doch, was Ihr etwa im Rippel[1]) über das Weihnachtsfest findet: die Auslegung der an diesem Tage gehaltenen drei Messen; es ist göttlich und jene Geheimnisse voll der süssesten Wunder. Möcht' ich doch nur bald bei Euch sein und recht mit Euch über alle diese Dinge reden können. Euren grossen Vorsatz könnt Ihr übrigens nirgend geschickter und

1) Die wahre Schönheit der Religion &c. 1777.

geheimer ausführen als hier; überlegt Euch das. — Schreibt mir doch, was der Vater macht und wie es in Berlin aussieht. Dass der König und die Königin nach Petersburg sind, werdet Ihr wohl schon wissen? In welchen Aengsten und Zweifeln wir hier wegen aller öffentlichen Angelegenheiten sind, werdet Ihr Euch wohl denken können! — Tausend Grüsse und gute Wünsche für alle lieben Freunde, besonders für Schubert's. Friedrich hat sich schon gar oft vorgenommen, an ihn zu schreiben, aber er hat so viel Geschäfte und Zerstreuungen, dass ihm für einen Brief der Liebe in der That nur selten Musse übrig bleibt. Er wird ihm aber doch recht bald schreiben; unterdessen möchte doch der liebe vortreffliche Schubert ihm lieber mit gutem Beispiel vorangehn. Grüsse Augusta und gebt ihr in meinem Namen diesen Neujahrsgratulanten; sagt ihr, ich schicke ihr den niedlichsten jungen Wiener, den ich bis jetzt gesehen habe; mehr kann sie nicht von ihrer guten Tante verlangen. Lebt wohl, geliebte Kinder, schreibt mir bald wieder. Eure Mutter.

Friedrich grüsst Euch von Herzen. Die schöne Tyrolerin ist für Dich, mein Johann, und die lange Nase ist für meinen Hanswurst.



Ph. Veit gez. — gr. rad. v. J. Hissenhardt

Friedrich Schlegel

Verlag v. Franz Kirchheim in Mainz.

V. Der Feldzug von 1809.

125.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, 25. Januar 1809.

Das Paket mit Büchern und Dein Briefchen, mein lieber Johannes, sind mir durch Md[lle] Mareuse vor ein paar Tagen richtig überliefert worden. Es ist doch immer etwas sehr hübsches um eine mündliche Botschaft durch jemand, der die geliebten Entfernten mit eignen Augen gesehen; eigentlich noch weit erfreulicher als selbst ein Brief. Md[lle] Mareuse musste mir recht viel erzählen. Sie hat Euch munter, bei guter Gesundheit und bei vortrefflicher Laune gefunden; gebe Euch Gott diese herrlichen Gaben, so lange Ihr zu leben habt auf Erden! — Schubert's habt Ihr also nun eingebüsst. Ich kann Euch wohl sagen, dass mir dies recht sehr leid ist; denn auf diese Vortrefflichen rechnete ich so viel, sowohl Euretwegen, als selbst meinetwegen, wenn ich wieder nach Dresden zurückgekommen wäre. Schreibt mir doch, ob Ihr Nachrichten von Ihnen habt, und wie ihre Adresse in Nürnberg ist. Schlegel will ihm dorthin schreiben. Die Vorlesung kommt aller Wahrscheinlichkeit nach ganz in kurzem zu Stande. Doch die bestimmte Erlaubniss, ohne welche nicht angefangen werden darf, ist immer noch nicht ausgefertigt; alle Anzeichen sind aber da, dass sie erfolgen wird. Friedrich hat bis jetzt ganz unbeschreiblich viel

Mühe, Zeitverlust und Umstände damit, aber nach aller Wahrscheinlichkeit wird die Vorlesung der Mühe lohnen und das fernere Fortkommen hier begründen. Alles, was ich Euch über diesen Gegenstand schreibe, ist nur für Euch und für die Ernst. Es muss in der klatschseligen Welt gar nichts davon ruchbar werden, bis es wirklich erst gelungen und ausgeführt ist. — Friedrich hat Recht hier zu bleiben auf jeden Fall, denn gesetzt auch, jenes Projekt gelänge nicht (was aber jetzt sehr unwahrscheinlich ist), so ist doch Wien die erste deutsche Stadt zu dieser Zeit, und überdies hat er hier mehr und bedeutendere Freunde gefunden, als sonst noch irgendwo. Für Euch wäre es nun allerdings erstaunlich wichtig, einige Zeit, wenn auch nur drei bis vier Monate, mit ihm zusammen zu sein, und wir müssen recht darauf studiren, wie dieses möglich zu machen ist. Der Weg nach Rom führt Euch über Wien; wäre es nun nicht auszuführen, dass Ihr Erlaubniss erhieltet her zu kommen, hier einige Zeit Euch aufzuhalten, bis Matthäi Euch dann von hier abholt? Auf diesen Fall käme ich nicht nach Dresden, sondern erwartete Euch zum Frühjahr hier — wenn nämlich die Vorlesung glücklich zu Stande kömmt; im Verneinungsfall bleibe ich nicht hier. Denn diese Vorlesung soll mir Fond verschaffen, uns einigermassen hier einzurichten und zwar so, dass Ihr beide bei uns wohnen könnt. Ihr sollt nicht mehr für das Leben brauchen als in Dresden, wenigstens gewiss nicht bedeutend mehr; aber dazu gehört, dass wir eine grosse Wohnung nehmen und dies ist hier eine wahre Weltbegebenheit. Schreibt mir nur für's erste, ob Ihr nothwendig den Sommer noch in Dresden zubringen müsst.

Lieber Philipp, schreib Du mir doch auch einmal wieder ein wenig ausführlich! Du hast ja die kleine Selma vom Feuer errettet, erzähle mir doch das; die Ernst hat es nur mit ein paar Worten berührt, aber Deine

Thätigkeit und Geistesgegenwart gerühmt. Mich freute es recht, Dein Lob zu hören, obgleich die Begebenheit selber mich erschreckte. Wie ging das denn eigentlich zu[1])?

1) Schubert erzählt den Vorfall in seiner Selbstbiographie (2, 240) folgender Weise:

„Aus dem Zusammentreffen und freundschaftlichen Verhältnisse mit Friedrich Schlegel ging noch eine andere Bekanntschaft hervor, die für mich und Henriette [Schubert's Frau] eine unschätzbare theuere; die für die Ruhe und das Glück meines ganzen Lebens von unberechenbar wichtigen Folgen war. Denn durch diese Bekanntschaft ist uns das Leben unseres einzigen Kindes im wörtlichsten Sinne wie ein Brand aus dem Feuer gerettet und neu zum zweiten Male geschenkt worden. Die Gemahlin des Friedrich Schlegel, eine Tochter des Moses Mendelssohn, hatte ihrem ersten Mann: Veit, zwei wackere Söhne, Johannes und Philipp, geboren, welche damals beide nach Dresden gekommen waren, um sich, ihrer Neigung folgend, unter der Leitung wackerer Meister für ihren künftigen Beruf zur Kunst zu bilden. Der jüngere von beiden, Philipp Veit, der nachmals so berühmt gewordene Maler, stand damals noch an der Gränze des Knabenalters, er war, als ich ihn kennen lernte, erst 14 Jahre. Ich habe nur wenig andere Knaben gesehen, an welchen die innere geistige Schönheit durch die äussere liebliche Wohlgestalt so sichtbarlich hindurchbrach als bei diesem. In seinen seelenvollen dunkeln Augen, wie in seinem Angesicht lag der Reiz eines Wolgefallens und der Gnade vor Gott und den Menschen. Er gewann sich die Liebe aller, welche die Sprache seines Wesens verstanden, nicht wie durch eine gewöhnliche leibliche Schönheit im Sturm, sondern er fasste dieselbe in kindlicher Zutraulichkeit wie etwas, das sein gehörte, ruhig und bescheiden, zugleich aber auch für immer fest in seine Hand. Er wurde mir und meiner Henriette, gleich von seinem ersten Eintreten an in unser Haus, so lieb wie ein eigenes Kind, und kein anderes Kind hätte mit unserer kleinen, noch nicht dreijährigen Tochter lieblicher spielen und ihr zusprechen können als er. Es mag ein Zug der Ahnung gewesen sein, der den stillen ernsten Knaben zu einer so freundlichen Theilnahme an dem Kinde bewegte, dessen Lebensretter er bald nachher werden sollte. Er hatte das Weihnachtsfest mit uns gefeiert und an unserer wie an des Kindes Freude sich vergnügt. Am nächsten Abende kam er wieder, uns zu besuchen. Wir hatten fremde Gäste

Hast Du denn auch am 6. Januar das Fest der heiligen drei Könige recht gefeiert, denen Du ja sonst immer so ergeben warst? Dieses grosse Fest wird von der Kirche genannt *Epiphania Domini* oder die Erscheinung des Herrn, wobei sie drei Offenbarungen feiert: die erste

im Zimmer, aussen im geheizten Vorzimmer spielte unsere Kleine. Diese hatte, wir wissen nicht wie? an dem Lichte, das, wie wir meinten, für sie in unerreichbarer Höhe stand, einen kleinen, bunten Wachsstock angezündet, denselben brennend auf den Fussboden gestellt und tanzte mit ihrem weissen Festtagskleidchen um ihn herum. Eben in dem Augenblicke, in welchem Philipp hereintrat, stand das Kleidchen in Flammen. Er aber, schnell entschlossen, warf sich auf das erschrockene Kind hin, löschte mit seinen Händen und seinen Kleidern die Flammen aus; wir, weil so eben im Zimmer sehr laut gesprochen wurde, hörten nichts von dem Schrei des Kindes, welches übrigens sogleich wieder sich beruhigt hatte und ohne Verletzung geblieben war; der treue liebe Philipp! ohne unsern Dank abzuwarten, hatte er das Kind der Wärterin übergeben und sich entfernt. Denn er allein, nicht das Kind, hatte von den Flammen gelitten, deren Spuren lange an seinen guten, fleissigen Händen sichtbar blieben. Ich sah diesen theuren Menschen seit unserm Abgange von Dresden nach 26 Jahren noch einmal in Frankfurt als vollendeten Meister. Er hatte als Jüngling das Schwert für die Befreiung des deutschen Vaterlandes von der fremden Gewaltherrschaft geführt. In gleicher Gesinnung führte er bald nachher in Rom als Künstler den Pinsel zur Befreiung der alt ächten deutschen Kunst von dem Geiste der unwürdigen Effektmacherei und Verflachung, in die sie durch fremden Einfluss gerathen war. Er schloss sich mit jugendlicher Kraft und theilnehmender Hingebung an Cornelius und Overbeck an, arbeitete mit diesen an den ersten Werken, darin der wiedererwachte bessere Geist der deutschen Kunst sich kund gab. Wie freute ich mich, als ich im Jahr 1826 zu Rom in der Villa Bartholdy die Fresken zur Geschichte Josephs von Cornelius, Overbeck, Schadow und ihm, als ich in der vatikanischen Gallerie den Triumph der Religion, in der Villa Massimo die Scenen aus Dante's Paradies, in der Kirche Trinità de' Monti das herrliche Altarbild als Werke derselben gesegneten Hand sah, die mein Kind vom schmerzlichen Tode gerettet hatte."

durch den Stern, der den Königen erschien und sie zur Wahrheit leitete; die zweite, als Christus in der Folge auf denselben Tag von Johannes getauft wurde, wobei der heilige Geist in Gestalt der Taube gesehen wurde, und der Vater ihn als seinen geliebten Sohn anerkannte, also die Erscheinung der heiligsten Dreifaltigkeit; und die dritte Offenbarung, wieder auf denselben Tag, bei der Hochzeit zu Cana, wo sich die Göttlichkeit des Sohnes bei der Verwandlung des Wassers offenbarte. Es ist also gewiss ein heiliger herrlicher Tag, und es wäre mir sehr lieb, wenn Du ihn gefeiert hättest. Ich habe dieses schöne Fest am Tag vom Namen Jesu durch eine heilige Communion begangen, wobei ich Euch, meine Kinder, recht inbrünstig in mein Gebet einschloss. Sehnlicher als jemals wünschte ich in jenem Augenblick, dass Ihr an meiner Seite sein und das Brod des ewigen Lebens mit mir geniessen möchtet. Gott sei Dank, dass ich hoffen darf, dies wird bald geschehen! Wenn Ihr herkommen könntet, so geschähe alles hier in der grössten Stille; kann dies aber nicht sein, so bleibt es bis Rom verschoben. Gott sei mit Euch, meine Söhne! schreibt mir doch ja sogleich, auch von Berlin. Was schreibt der Vater? und was hofft, was erwartet man dort? Wer weiss, ob die öffentlichen Angelegenheiten sich nicht bald so wenden, dass wir an allen weitern Projekten für's erste gehindert werden? Empfehlt mich den Freunden insgesammt.

126.

Schubert an Philipp Veit in Dresden.

Bärenwalde bei Schneeberg, am 27. Januar [1809].

Ich denke Deiner täglich mit inniger Liebe und spreche mit meiner Henriette und Selma von Dir. Deine Freundschaft, Du reines kindliches Gemüth, macht mich

ungemein glücklich, und ich danke Gott innig, dass er mich Dich und einige, die Dir ähnlich sind, finden liess. Möge mich doch Gott Eurer und Eurer Liebe immer würdiger machen.

In Dir, mein geliebter Bruder, schlummert eine grosse schöne Zukunft! Möge sie sich gut und rein entfalten wie bisher. Meine Lieb sagt mir, wir werden uns wieder vereinigen. Ich wollte Dich recht von ganzer Seele lieb haben. Dem Streben nach sind wir wohl immer eins, wir mögen wirken und leben, was und wo es sei. Aber ich wollte für einen immerwährenden Umgang der wenigen, zu denen Du gehörst, recht dankbar sein.

Gott stärke und erhalte Dich immer im Guten! Leb wohl und behalte uns lieb. Sage Deinem lieben vortrefflichen Bruder, dass ich ihn von Herzen lieb habe, und dass ich seine tiefe, in sich gekehrte, liebvolle Seele recht verehre. Wir werden uns künftig einmal gewiss noch viel näher kommen und mehr mittheilen. Friedrichen, den seltnen guten Menschen, grüsse. Als ich ihn zum letztenmal sah, war ich gestört und ermattet. Ich bin ihm meinen Abschied noch schuldig, den ich nächste Woche schriftlich nehmen will.

127.

Dorothea an ihren Sohn Jonas in Dresden.

Wien, 11. Februar 1809.

— — Nach langem reiflichen Ueberlegen mit Friedrich bin ich in dem Entschluss bestätigt, dass es am dienlichsten und besten wäre, wenn Ihr beide Euch einige Monate, bis zur wirklichen Ausführung jener Reise, hier bei uns aufhalten möchtet. Die Gallerie ist freilich nicht die Dresdener, daran fehlt viel; der Unterricht soll aber vortrefflich sein. Die Akademie der bildenden Künste ist

jetzt an 900 jungen Zöglingen stark, die in allen Fächern der Kunst den besten Unterricht unentgeltlich erhalten. Ihr würdet auch für Eure Kunst die Zeit also hier wenigstens nicht verlieren, wenigstens; überdies ist es gar nicht länger aufzuschieben, dass Ihr mit uns zusammen lebet; Eure ganze Bildung erfordert es (darin hat mich Dein letzter Brief sehr bestätigt); und da Friedrich nicht nach Dresden kann, so dächt ich, Du thätest unverzüglich alles Nöthige, um her zu kommen.

Ich hoffe doch, es wird noch Dein ernstlicher Wille sein, Dich zum Christenthum zu wenden, und wenn dem so ist, so lass uns in diesem heiligen Beginnen nicht länger zögern; hier ist alles vorbereitet und es kann in der gehörigen Stille vorgenommen werden. Es giebt keinen Ort in Deutschland so wie Wien, wo über dergleichen Dinge so keine Art von Klatscherei stattfindet. Alle Zeitbegebenheiten drängen nach einer grossen Entscheidung hin, lass uns dieser gehörig vorbereitet und in Einigkeit entgegen gehen, wenigstens dass uns nichts unvorbereitet überrasche. Mein Sohn! für Dich wird eine neue Welt aufgehen, und Du wirst nur durch das Christenthum zur Uebereinstimmung mit Dir selber und zur liebenden Vereinigung mit den Menschen geführt werden. Wenn Du auch hier nichts anders lernst als die Religion Christi, so hast Du genug Vortheil. Es giebt keine Malerkunst, wenn man das Christenthum nicht kennt, und Du darfst nicht hoffen, auf irgend einem andern Wege Fortschritte zu machen. Wer nicht glaubt, hofft und liebt, für den ist die Natur eine Wildniss, in welcher er nichts sieht als sich selber, für den ist also auch die Kunst nur ein eitler Spiegel seiner hochmüthigen Einbildung.

Dass Du zu Matthäi kein rechtes Zutrauen und keine Lust hast, mit ihm nach Rom zu reisen, darüber bist Du Dein eigner Herr; Du magst auch für Dich ganz Recht haben, allein auf diesen Fall bin ich (wenn ich nämlich

sollte abgehalten sein, sogleich mitzureisen) gar nicht der Meinung, dass man ihm den Philipp so hingiebt. Ueberlege es Dir, mein Sohn, dass es nicht gut gethan wäre, Deinen jungen unerfahrnen Bruder in ganz fremden Händen nach einem fremden Lande hinzugeben, wenigstens kann ich meine Einwilligung nicht dazu geben. Dass Du gegen Matthäi kein grosses Zutrauen hast, sollte Dich auch abhalten, ihm Deinen Bruder zu überlassen; Du bist sein Aelterer und musst ein wenig mit für ihn sorgen. Dass Philipp selbst nichts dagegen einwendet, es vielleicht gar kindischer Weise wünscht, muss uns nicht zu einem so unüberlegten Schritt hinreissen. Auf jeden Fall mache darüber nichts festes, wir haben bis zum Herbst noch Zeit. Für's erste suche Urlaub vom Vater und von den Lehrern zu bekommen, auf einige Wochen her reisen zu dürfen. Dem Vater könnt Ihr ja nur schreiben, dass Ihr mich abholen wollt. Die Reise ist mit einer solchen Gelegenheit, wie ich sie hatte, oder mit der Post, gar nicht theuer. Wegen Pässe müsst Ihr Euch an der österreichischen Gesandtschaft melden; wenn man Euch um Eure Religion fragt, so gebt nur kühn die katholische an. Solltet Ihr in Dresden Schwierigkeiten finden, Pässe zu erhalten, so wollen wir Euch von hier welche besorgen. — Wenn es aber nicht angeht, dass Ihr hierher kommt, so komme ich zu Ostern nach Dresden, *wenn es anders die öffentlichen Angelegenheiten* alsdann noch erlauben, *dorthin zu reisen!* Auf keinen Fall will ich länger von Euch getrennt sein; besser wäre es aber freilich, hier zusammen zu kommen, weil man doch den Weg nach Rom über Wien nimmt. Ich umarme Dich herzlich.

Vielleicht kann ich Dir zu Deinem Geburtstag nicht schreiben, nimm also vorläufig meinen herzlichen Glückwunsch.

128.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, den 11. März 1809.

Dass ich Euch nun schon 14 Tage ohne Nachricht gelassen habe, daran ist einzig und allein schuld, dass ich täglich und stündlich hoffte, Euch eine interessante Nachricht wegen unsrer Geschäfte geben zu können. Jedoch dieser ersehnte Augenblick ist immer noch nicht gekommen. Obgleich er aber unmöglich lange mehr ausbleiben kann, so will ich doch nicht länger darauf warten und Euch unterdessen wenigstens nicht ohne Gruss lassen. Ich habe Dir geschrieben, mein Johann, warum ich nicht wünschte, dass Philipp früher als Du nach Rom reise, ich habe seitdem meine Meinung hierüber nicht ändern können; hingegen glaube ich aber jetzt mehr als jemals, dass Eure Reise dorthin wegen *der öffentlichen Angelegenheiten* einen gewaltigen Aufschub wird erleiden müssen. Man wird nächsten Sommer nirgend ruhiger leben können als hier; *ich wenigstens* werde, wenn jenes Geschäft, von welchem ich oben sprach, zu Stande kömmt, woran ich beinahe nicht mehr zweifle — am schicklichsten wohl hier bleiben müssen, wenn nämlich Ihr auch herkommen könnt, denn mit Euch will ich, so Gott will, diesen Sommer gewiss zusammen sein, es sei wie und wo es will.

Die Ursache aber, warum ich besonders wünsche, dass Ihr hierher kommt, ist keine andre, als weil ich sehnlichst wünsche, Euch länger nicht ohne die Gnade der heiligen Taufe zu sehen, und wir hier mehr Gelegenheit und Protection dafür finden als dort. Ihr findet wenigstens alles hier bereit dazu und zwar im strengsten Incognito. — Ich bin allerdings der Meinung, dass wir dies nicht länger verschieben, solltet Ihr auch auf einige

Monate in Euren übrigen Studien zurückgesetzt werden; das Christenthum ist die Wissenschaft aller Wissenschaften. Jedoch — nicht ohne des Vaters Einwilligung sollt Ihr herkommen, auf keinen Fall. Wenn Ihr nicht herkommen könnt, so bleibt es bis auf Rom aufgespart und wird auch dort noch zur rechten Zeit sein. Wenn Ihr also nicht ohne zu grosse Schwierigkeiten herkommen könnt, so komme ich nach Dresden; verlasst Euch darauf. Unterdessen schreibt mir doch, welchen Tag Ihr nach Leipzig geht und welchen Tag Ihr wieder zurück zu sein gedenkt; vergesst nicht es mir zu schreiben. Und Du, Philipp, sage mir, warum Du nicht gern herkommen willst, ob Du Gründe dazu hast, oder ob es eine blosse Grille ist? — Meine besten, liebsten Kinder, wie oft und wie vielmals habe ich in diesen Tagen an Euch gedacht und Euch hier bei mir zu sehen gewünscht! Ich werde es nie vergessen, welche merkwürdige Zeit ich hier erlebe; warum könnt Ihr nicht Theil daran nehmen? — Ich schreibe Euch heute nichts mehr, bald hoffe ich aber sollt Ihr bessere Briefe von mir erhalten. Der Madame Ernst, Gustchen, Riquet's, Köthe, Friedrich &c. &c. &c. meine herzlichsten Grüsse. Meldet mir auch jedesmal, wie weit Matthäi mit seinen Reiseideen gediehen ist.

Eure liebe Mutter.

Ich grüsse die beiden Maler herzlich. Ich freue mich, dass Johann die ‚Europa‘ liest. Die Briefe über gothische Baukunst in dem Taschenbuche von 1805 [1]) sind auch gut. Doch ist alles dies nur die Poesie der Kunst; das Mechanische muss darüber nicht verabsäumt werden. Ist

1) Fr. Schlegel's ‚Briefe auf einer Reise durch die Niederlande &c.‘ in seinem ‚Poet. Taschenbuch für d. J. 1806‘ (Berlin 1806) 257—390, in den sämmtlichen Werken (6, 224—300) unter dem Titel: ‚Grundzüge der gothischen Baukunst.‘ Vgl. die Note S. 154.

es die Schleiermachersche Uebersetzung des Plato, lieber Philipp, die Du mit dem H. Burkhard liest? Ich bin aber eigentlich nicht dafür, Plato ist gar zu schwer und spitzfindig, es scheint mir noch zu früh, und wolltest Du es ganz ernstlich treiben, so würde es Dich zu sehr von der Malerei abziehen. Leb wohl, lieber Junge.

Friedrich Schlegel.

129.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Köln.

Wien, 29. März 1809.

Lieber Sulpiz, Sie müssen gleich einer der ersten sein, denen ich das angenehme Ereigniss mittheilen muss, das sich bei uns zugetragen hat. Es versteht sich, dass ich auch Melchior und Bertram mit einschliesse, obgleich beide sich recht unfreundlich betragen, und daher es gar nicht befremdlich finden könnten, wenn wir ihrer ganz vergässen, aber das beste dabei ist, dass wir dies gar nicht können und Eurer so oft und so herzlich gedenken, als wäret Ihr noch so freundlich! Nun hören Sie: Friedrich hat gestern Abend die Bestätigung erhalten, dass er in Kaiserlichen Diensten angestellt ist, und zwar recht gut und recht vortheilhaft. Er hat den Titel als Hofsekretär, und die übrigen Bedingungen sind so, dass wir recht zufrieden damit sein können; sein Chef ist der Graf Friedrich Stadion, ein vortrefflicher Mann, für dessen Charakter sowohl, als seine Gesinnungen und Kenntnisse man nicht anders als Liebe und Verehrung haben kann. Die Bestimmung ist ganz Friedrichs Sinn und Wünschen angemessen, und er ist ganz glücklich, er wird vorzüglich viel reisen müssen und diesen Sommer sich nicht in Wien aufhalten. Daher ich nicht weiss, ob ich hier oder auf dem Lande oder in Dresden meinen Sommer zubringen

werde. Ja, lieben Kinder, will das Glück uns wohl, so ist dies der Anfang zu einer ehrenvollen, erspriesslichen Thätigkeit, mit welcher eine ganz neue Epoche für uns und für viele andere anhebt; betet nur fleissig! ... Was wirklich herrlich ist, und was wir Euch wohl wünschten, dass Ihr es mit angesehen hättet, das ist die Art und Weise, wie Friedrich dazu gelangt ist, es hätte Euch gewiss Freude gemacht, so gerade, so ehrenvoll, so redlich und milde, kurz, so dass man sich auf jede Art geehrt und wohl aufgehoben fühlt. Warum konntet Ihr nicht Zeuge sein? Wir haben hier herrliche, thätige, treumeinende Freunde gefunden und sind recht zur guten Stunde hergekommen. Ehrlich währt am längsten! dies bleibt die Losung. Jetzt wollte ich wieder, ich wäre in Köln dabei, wenn dieser Brief gelesen wird; Ihr werdet Euch doch gewiss recht freuen und verwundern, und welchen scharfsinnigen Conjecturen wird sich unser Bertram überlassen! Wie oft wir Eurer denken, brauch' ich gewiss nicht noch einmal zu versichern, das jetzige schöne Loos fing ja eigentlich mit Eurer Bekanntschaft und mit dem Leben in Köln an; nie werden wir das vergessen, könnten wir uns nur recht bald einmal wiedersehen! In der Litteratur geht vieles vor, was wir eigentlich auch zusammen erleben müssten, denn um davon zu schreiben, ist es nicht geeignet. Ausser den Gedichten von Friedrich, die zu Ostern erscheinen werden, wird er diesen Sommer manches für die Litteratur thun, das Ihr denn alles haben und erfahren sollt, besser aber wäre es, wir könnten es zusammen lesen. Ich bitte Sie, liebster Freund, theilen Sie unsere gute Nachricht allen mit, die uns wohlwollen. Besonders aber, nebst den freundschaftlichsten Grüssen, erst an Ihre ganze Familie und an Madame Bertram, dann an Wallraf, Herrn Renner und an Debêche's. Wenn Sie nach Koblenz schreiben, so bitte ich es auch an Mosler mitzutheilen, dass er es den andern Freunden dort erzäh-

len mag. Leben Sie alle wohl und seien Sie unserer eingedenk.

130.

Dorothea an Friedrich Schlegel im Hauptquartier.

Wien, 6. April 1809 — Abends.

Guter lieber Friedrich, wie geht es Dir? Das heitre Wetter macht mich Deinetwegen recht froh, aber freilich wirst Du an Kälte viel zu leiden haben. Ich wollte nur, Du hättest Ueberschuhe mitgenommen. Bei Czerny's erfuhr ich gestern gleich, dass Du um 1 Uhr noch in Wien warst. Hätte ich das gewusst, ich wäre doch hinaus gegangen vor das Burgthor, um Dich vorbei fahren zu sehen. Hartls sind sehr freundlich; sie haben mich gestern gleich zu heut, und wie ich heute dort war, gleich auf morgen wieder eingeladen und sind ganz ausnehmend artig gegen mich. Dein Billet hat sie alle ganz entzückt; Lotte sagte, sie wäre nun erst recht froh, dass sie Dich geküsst habe, und Nina sagte, wenn Du mit Lorbeern nach Hause kämst, wollte sie Dich auch küssen [1]). Deine Gesundheit ist bei Tische getrunken worden, und Nina war ein wenig berauscht, Dir zu Ehren. Gestern Abend war ich im Theater und habe den Wald von Hermannstadt [2]) gesehen, heute war ich bei der Arnstein. Während ich bei Hartls war, hatte sie hergeschickt und sich nach mir erkundigen lassen und mich zugleich auf morgen zum Essen bitten lassen. Ich ging aber unterdessen hin, nahm

1) Erstere ein Kind von Czerny, letztere Hartls' Pflegetochter, später mit dem Historienmaler Overbeck vermählt.

2) ‚Elisene oder der Wald bei Hermannstadt' von der Dichterin und Hofschauspielerin Johanna Franul Veronika v. Weissenthurn, geb. Grünberg.

es aber erst auf übermorgen an, weil ich morgen wieder bei Hartls bin. Klinger und Collin sind auch diesen Morgen hier gewesen. Du siehst also, dass ich nicht verlassen bin, und dass es mir gut geht. Auch sind die Leute im Hause sehr gefällig. Wenn ich also nicht Gelegenheit finde, mich ganz ausserordentlich zu verbessern, so bleibe ich hier, bis ich weiss, dass die Kinder kommen. Die Idee, dass Du bei einer Campagne keine Leintücher haben sollst, hat mich nicht ruhig sein lassen; ich habe heute Leinwand für 4 Laken und zwei Kopfüberzüge gekauft, es kostet zusammen 34 Gulden. Morgen früh gebe ich mich an's Nähen, Du sollst sie bald haben; mit eignen reinen Leintüchern versehen, magst Du allenfalls auf Stroh schlafen. — Der Marchese Rangone hat diesen Morgen hergeschickt und lässt Dich ersuchen, ihm zu sagen, ob Du nicht weisst, ob man die ‚*Lettres sur les hiéroglyphes*‘ von Akerblad hier haben kann und wo? Ich habe ihm versprochen, Dich darum zu fragen.

Mit dem Armeebefehl des Generalissimus [1]), der heute erschienen ist, sind die Leute ganz ausgelassen; sie haben sich darum beinah geschlagen, und einer hat es dem andern um den zehnfachen Preis abgekauft, um es nur eine halbe Stunde früher zu haben. Einige Exemplare, die gestern eigentlich heimlich unter der Hand verkauft wurden, hat man mit 5 fl. bezahlt. Man spricht von nichts als von diesem Tagsbefehl, man weint, man lacht, man gratulirt sich, es ist eine recht auffallende Erscheinung. Die Worte, dass „fremde Kriegsvölker sich mit uns vereinigen würden,“ geben zu tausend Vermuthungen Anlass, alles wird gehofft und alles gewünscht, erwartet und gefürchtet. Man will durchaus errathen, wer diese fremden Aliirten sein können, man erräth auf die Russen, die Bayern &c. &c.; jeder hat aber andre Hoffnungen

1) Erzherzog Karl.

und denkt, es gilt seinem Vaterlande. Kurz, es ist schön, das Gefühl der Menschen wie eine Knospe aufbrechen zu sehen.

7. April. Alles vereinigt sich für die Wünsche der guten Sache, sogar die Schwächsten werden mit fortgerissen; unter andern auch Freund Czerny. Uebrigens haben wir uns geirrt, wenn wir geglaubt haben, dass dieser seine losen Gesinnungen von seinem Stiefvater habe; diesen habe ich nun wieder gesehen und finde ihn brav, äusserst brav! Nein, jenes dumme Geschwätz rührt lediglich von einigen *incroyables* her, wie ich es gleich vermuthete.

Aber die Nachricht aus Stockholm schlägt uns alle sehr nieder; gestern Abend bei der Arnstein war eine wahre Zerstörung darüber. Ich weiss nicht, ob Ihr es schon werdet erfahren haben, dass eine Revolution in Stockholm ist, dass der König abgesetzt und Südermanland regiert, dass dieser sogleich einen Curier an Bernadotte nach Hamburg geschickt hat, und da dieser nicht mehr in Hamburg war, so ist ihm der Curier nach Dresden gefolgt und von Dresden aus ist die Nachricht hergekommen. Man will noch einige schwache Funken von Nichtglauben haben, aber es ist nur allzu wahrscheinlich. Zwei junge Spanier, die gestern bei Arnstein waren, wovon der eine auch vor kurzem in Schweden war, sagten, dass man dort schon längst unzufrieden mit dem König sei. Die Gesellschaft war zu gross, als dass ich mich genauer bei diesem Spanier hätte erkundigen können, aber ich wette im voraus, dass diese Unzufriedenheit nicht unter dem eigentlichen Volk sein wird. — Alles das ist sehr niederschlagend. Wie lange wird die Bosheit siegen? Auf der Börse hat sich gestern ein wahres Meteor von Patriotismus und guter Gesinnung gezeigt: nämlich an demselben Tag, wo der Erzherzog Karl abging, wo der Armeebefehl erschien, an welchem (wie allgemein behauptet

ward) die Armeen vorrückten, ist der Cours um ich weiss nicht wie viel Prozent besser geworden, das Papiergeld stieg, und die Staatspapiere (oder wie es sonst heisst) stiegen auch. Die Banquiers waren gestern Abend in dem höchsten Erstaunen; ich konnte in dem allgemeinen Gerede nichts daraus vernehmen, als was ich oben geschrieben habe; es sind also wahrscheinlich keine Agioteurs da! Dies ist wirklich wunderbar.

Uebrigens giebt es Gassengerüchte genug; z. B. dass Buonaparte dem König von Sachsen habe sagen lassen, er möchte nach Magdeburg gehen, dort wäre er viel sicherer — auch wäre der König schon wieder in Dresden. Die Ostra-Wiese und der grosse Garten und überhaupt ganz Dresden wird erbärmlich zugerichtet; mein Herz blutet mir. Dann erzählt man, Buonaparte habe dem Grossherzog von Würzburg sagen lassen, nach Paris zu kommen, dieser sei aber in der Stille schon in Prag angelangt; dann, dass der Kronprinz von Bayern verschwunden sei, man wisse nicht, wo er hingekommen. Ich lege Dir auch eine spanische Proclamation an die Italiäner bei. Gestern hatte sie jemand in der Gesellschaft bei Arnstein. Ich schrieb sie schnell für Dich ab, denn man hat sie hier noch nicht. Dies Exemplar kam aus Italien, es ist in doppelten Colonnen gedruckt, halb spanisch, halb italiänisch. Es ist nicht viel daran, ich schicke sie Dir auch nur des Spasses halber. Die guten Spanier scheinen ordentlich sich gegen die Italiäner gemein machen zu wollen im Styl; der *Arlequin Corzo* unter anderm ist gut. Auch ist es doch wieder ein Beweis des dauernden Muths dieser vortrefflichen Menschen. Die Spanier gestern in der Gesellschaft gefielen mir sehr gut, besonders einer, etwas älterer; aber ganz Spanien, sagten sie, wird auf Jahrhunderte hinaus ruinirt! Die Landleute verbrennen selber ihre Dörfer, und die Franzosen sind in solcher

Wuth, dass sie alles niedermachen, was sie irgend antreffen, Männer, Weiber und Kinder.

Ich wollte, ich hätte erst einen Brief von Dir, um ungefähr zu wissen, wie es Dir geht. Wie bist Du mit Anton zufrieden? wie geht es mit dem Kaffeemachen? — Strauss[1]) hat sich noch nicht sehen lassen. Ich hoffe, er wird eben so aufmerksam sein, Dir alles mitzutheilen, wie ich; kömmt er heute nicht, so werde ich mich morgen nach ihm erkundigen. Lebe wohl, guter geliebter Freund! Gott gebe Dir Heil und Segen. Ich kann nicht für Dich beten, ohne für die gerechte Sache und unser theures Vaterland mitzubeten; ihr seid Eins, und das macht mich mitten in der Beklemmung froh. Deine Frau.

Dass alles sich Dir bestens empfiehlt, dass tausend Wünsche für Dich zum Himmel geschickt werden, das werde ich Dir gar nicht mehr wiederholen. Du bist hier sehr beliebt und wohl gelitten. Knorring war recht betrübt, Dich nicht noch einmal gesehen zu haben. — Den Kindern habe ich gleich am Mittwoch geschrieben; der Himmel gebe nur, dass meine Briefe in ihre Hände kommen. An Dresden mag ich gar nicht denken. Wahrscheinlich wird auch die Gallerie verpackt; wenn sie nur nicht geplündert wird. — Noch eine kleine Familienbegebenheit: meinem Bruder Abraham ist ein Sohn geboren worden, den er hat taufen lassen[2]).

131.

Dorothea an Friedrich Schlegel im Hauptquartier.

Wien, den 9. April 1809.

Ich kann es kaum erwarten, etwas von Dir zu erfahren, mein geliebter Freund! Es heisst allgemein in der

1) Buchhändler in Wien.

2) Felix Mendelssohn-Bartholdy. Vgl. Hensel 1, 86 ff.

Stadt, heute und morgen würden gewiss sehr wichtige Dinge vorgehen. Gott der Herr erhöre doch unsre Bitten und unsre Wünsche! — Ich schicke Dir Hard[enberg's] Brief; es macht mich traurig, ihn in dieser Stimmung zu sehen. Nichts ist so drückend und so unterdrückend als Geldsorgen. Jede andre Sorge, wäre sie auch noch so schwer, führt die Seele aufwärts, zu höhern Gesinnungen und zum Vergessen seiner selbst; diese Geldsorge aber ist wie Blei; der arme Hard. unterliegt ganz. Ich habe den einliegenden Brief natürlich gleich an Knorring abgeschickt, aber was wird es nur helfen? — Den Brief von den Kindern schicke ich Dir auch mit; er ergötzt Dich vielleicht, besonders das einfältige Zeug von Philipp. Sobald es frei bis Dresden ist, und ich finde eine Gelegenheit, so will ich doch suchen, auf einige Wochen hinzukommen. Jetzt kann gar nichts geschehen. Es ist betrübt, dass man diesen armen König hat nach Dresden zurückgehen lassen. — Baron Penkler habe ich gestern gesehen. Er lässt Dir sagen, dass die Erlaubniss zur Vorlesung jetzt einstimmig günstig ertheilt wäre — vielleicht wird man sie Dir nachschicken, vielleicht auch Dir blos die officielle Nachricht ertheilen lassen. Baron Penkler sagte, es wäre ausdrücklich dabei bemerkt worden, „wenn Du etwa in der Folge davon Gebrauch zu machen gedächtest,“ überhaupt sehr ehrenvoll. Gott erhalte den Kaiser und Oesterreich — unsre Dankbarkeit für diese wahrhaft väterliche Aufnahme und die liberale Anerkennung Deines Werths kann nicht anders als gränzenlos sein. Ich wünschte jetzt nichts mehr als auch meine Söhne diesem theuren errungenen Vaterlande weihen zu können.

Mir geht es immer noch gut, die Leute erzeigen mir alle ersinnliche Freundlichkeit — noch habe ich keinen Mittag allein essen dürfen. Klinger ist alle Tage hier, er lässt Dich herzlich grüssen; von allen Damen — ganz besonders angelegentlichst empfohlen — tausend schöne

Dinge; Du bist sehr, sehr wohl bei allen angeschrieben und viel besser gelitten und geliebt als Wilhelm; das freut mich ganz besonders, und auch dass sie Deinen Ton viel feiner und grösser finden. Die Arnstein lässt Dir sagen, es hätten ihr welche gesagt, Du seist als Kriegspoet mitgenommen worden, darüber haben wir gestern sehr gelacht.

Die Geschichte mit Schweden bestätigt sich leider. Zwar sagt man, sie sei noch nicht aus, und es wäre noch immer eine grosse Partei für den König, aber was hilft das in diesem Augenblick? Der König ist von der Königin getrennt, jeder auf ein besonders festes Schloss gebracht worden. — Ueber die französische Nachricht, dass die Franzosen in Sevilla sind, haben die beiden Spanier neulich sehr gelacht. Uebrigens aber soll der jetzt hier angekommene Geschäftsträger Stuart nicht mit der Stimmung in Spanien zufrieden sein; er sagt, das Volk sei vortrefflich, aber der Adel meist muthlos und zum Theil französisch gesinnt. Ich meines Theils glaube das nicht, sondern ich glaube, dass man vielleicht einige Unzufriedenheit mit den Verrichtungen der Engländer wird gezeigt haben, und dass Sir Stuart dies vielleicht nicht recht unterscheidet. Gewiss haben die vortrefflichen Spanier jetzt wieder neuen Muth — es ist schon ein spanischer Gesandter für uns unterweges; ich habe auch seinen Namen gehört, jetzt aber wieder vergessen. Gott erhalte Oesterreich und Spanien! Gott geleite und schütze den Kaiser! Gestern früh um 5 Uhr ist er abgereist; die Kaiserin hat ihn bis an den Wagen begleitet. Es waren eine Menge Leute dabei; aber ich hatte Abends vorher durchaus nicht erfahren können, wann der Kaiser eigentlich reisen würde, sonst wäre ich gewiss dabei gewesen und hätte ich um drei Uhr aufstehen müssen. Die Stunde seiner Abreise blieb bis ganz zuletzt ein Geheimniss. Die Kaiserin war Nachmittag in St. Stephan und

hat sehr geweint. Baron Penkler ist sehr vergnügt mit der Abschiedsrede des Kaisers, die gestern hier erschien. Viele Leute lieben den Armeebefehl mehr, wahrscheinlich weil in der Abschiedsrede ein wenig vom lieben Gott die Rede ist, den sie nun einmal ganz aus dem Spiele wissen wollen. Ich denke aber, auch diese werden sich nach und nach wieder daran gewöhnen; sie sind doch gutmüthig und patriotisch gesinnt.

Ich kann heute nicht weiter schreiben, ich will das Hochamt zu St. Stephan hören. Lebe wohl, mein Friedrich, Gottes heiliger Segen mit Dir und uns allen.

132.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, den 12. April 1809.

Liebe Kinder! Habe ich Euch den Empfang Eurer Briefe (ohne Datum) zu melden vergessen, so ist dies in der Zerstreuung und den gehäuften Geschäften geschehen. Freilich erhielt ich sie und zwar zu meiner grossen Freude, besonders war Philipps Anstrengung 4 volle Octavseiten voll zu schreiben nicht unbemerkt und nicht unbewundert geblieben. Ich war mit allem darin Enthaltenen sehr wohl zufrieden. Ich wollte auch nur darum blos gern wissen, warum Du lieber dort bliebest als herkämest, weil ich glaubte, Du hättest vielleicht irgend einen geheimen Grund dazu, den ich, ohne die geringste Missbilligung, blos aus Theilnahme zu wissen wünschte. Auch bin ich weit entfernt davon, es nicht zu verstehen, dass man auch ohne alle besondre Ursache gern in Dresden bliebe. Bin ich doch auch so gern dort; jetzt aber, muss ich aufrichtig gestehen, wünschte ich doch, Ihr wäret hier; denn für unser Vorhaben finden wir nirgends so viel Freunde und Anhalt als gerade hier. Doch was

nicht sein kann, darin muss man sich ergeben. Wie bald ich nach Dresden kommen kann, das muss und wird sich nun bald entscheiden; dass ich grade jetzt in diesem Augenblick nicht hinreisen kann, das könnt Ihr Euch, wenn Ihr gescheut seid, wohl an den Fingern abzählen. In der jetzigen Situation wäre Dresden für mich auf keine Weise ein schicklicher Aufenthalt; aber hoffentlich wird alles sehr bald ganz anders.

Den Brief von Veit schicke ich Euch zurück. Er ist sehr gut und tröstlich. Die Art, wie er über Euer Künstlerleben denkt und Euch behandelt, ist ganz ausserordentlich brav. Grüsst ihn herzlich von mir. Euern letzten Brief vom 3. April habe ich an Friedrich geschickt, er wird ihn gewiss sehr ergötzen. Der Unterschied, mein Philipp, zwischen Ernst und Friedrich ist, dass der eine ein ‚Wirthschafts‘ zwischen seinem ‚Hof‘ und ‚Secretär‘ hat, und der andere hat ein ‚Kriegs‘ dazwischen. Von Würsten und Pasteten ist hier gar nicht die Rede, sondern blos von „unser täglich Brod“ und „dein Wille geschehe.“ — Seht doch zu, dass Ihr die ‚Europa‘ von Adam Müller geliehen kriegt, der hat sie gewiss. Ihr dürft Euch ja nur deswegen an Hartmann adressiren. Kommt Ihr aber nach Leipzig, so muss der V. sie Euch kaufen; Friedrich würde Euch eine Assignation auf den Buchhändler Wilmans in Frankfurt gegeben haben, aber er zweifelte daran, ob er in Leipzig diesmal sein würde. Geduldet Euch also, Ihr Geliebten, bis auf bessere Zeiten und leset unterdessen oft in der Bibel und in den Legenden; dann auch die Alten, so viel es angeht, besonders Homer und die Geschichtschreiber Tacitus, Herodot &c. Damit habt Ihr denn genug, bis wir einst leichter uns alles Nöthige mittheilen und anschaffen. Gott erhalte Euch und gebe Euch seinen besten Segen! Ich umarme Euch von Herzen.

Eure Mutter.

Die Ernst grüsst mir herzlich, besucht sie nur recht oft und sucht sie zu erheitern; sie liebt Euch sehr.

133.

Dorothea an Friedrich Schlegel im Hauptquartier.

Wien, den 17. April 1809.

Vorgestern Abend erhielt ich Deinen Brief aus Braunau vom 11.; ich sage Dir tausend Dank dafür, mein guter lieber Mann, denn schon fing ich an, etwas ungeduldig über das Ausbleiben der Briefe zu werden. Gestern konnte ich Dir nicht gleich antworten; denn nach der Kirche kamen gleich Besuche, auf den Mittag war ich bei Hartls, Nachmittag fuhr ich mit in den Prater, es war der erste schöne Tag, und dann war ich mit bei der Musik im Redoutensaal, wo wieder Collin's Lieder gesungen wurden zum besten der Armen. Nachher war ich so müde, dass ich gleich zu Bett gehen musste. Die Nachricht, dass die Truppen am 9. auf allen Punkten über die bayerischen Gränzen gegangen, wussten wir schon am 13. durch ein Tagsblatt, worin auch der Brief enthalten war, den man dem König von Bayern übergeben liess, und worüber man sehr mortificirt war, war, dass er blos durch Montgelas den Empfang hatte berichten lassen ohne weitere Antwort. Gestern hatten wir einen zweiten Tagsbericht aus Alt-Oetting (auf Deiner Karte finde ich nur Neu-Oetting), worin die Besetzung von Passau und der frohe Empfang daselbst gemeldet war. Sehr freut man sich über die Nachricht, dass die Passauer die Proclamation des Erzherzogs Karl an die Deutschen haben nachdrucken und unter das Landvolk vertheilen lassen. Die Ungeduld, mit welcher die Nachrichten erwartet, der wahre Heisshunger, mit welchem sie verschlungen werden, ist unbeschreiblich; dass aber so selten welche kommen, dass man besonders

nichts von den Stellungen und Massregeln der Feinde, nichts von Sachsen und nichts aus Tyrol, aus Polen &c. &c. erfährt, übertreibt die Spannung und öffnet allen halbwahren und ganz lügenhaften Gerüchten Thür und Thor. Es wäre sehr zu wünschen, dass wir von allen Seiten her officielle Berichte erhielten; einige Worte, wenn auch noch so sparsam zugezählt, genügen schon; nur dass man nicht so oft durch Lügen getäuscht und dadurch gleichsam für die Wahrheit abgestumpft wird. Das gute Volk verdient es wohl, dass man es als mündig behandle, denn seine Treue und Anstrengung ist beispiellos; wäre es wenigstens ohne die Spanier.

Die Proclamation an die Tyroler gefällt überaus gut und entzündet alle Gemüther; man spricht auch von einer an die Bayern sehr vortheilhaft, die ich aber noch nicht gesehen habe. Ueberhaupt ist man in Wien mit allem, was diesmal geschieht und was erscheint, ausserordentlich wohl zufrieden, und man überlässt sich der einbrechenden Klarheit mit den schönsten Hoffnungen und wagt es, frohe Aussichten zu fassen. Man sucht jedesmal den Verfasser der Proclamen und öffentlichen Blätter zu errathen und scrutinirt sorgfältig jedes Wort. Alle wollen von mir etwas wissen. In Gesellschaft sage ich, ich wüsste nichts, den Freunden aber, die mich um Mittheilung des Geheimnisses bitten, habe ich in allem Ernst gesagt: „Diese Untersuchungen wären unnütz; alles geschähe im Namen und auf Befehl des Kaisers und des Generalissimus; welcher Diener dazu seine Feder oder seine Sprache leihe, wäre einerlei. Ist man doch geneigt, alle Fehler, die da vorgehen oder gemacht werden, auf Rechnung der Oberhäupter zu wälzen und sie dafür verantwortlich zu machen, so rechne man ihnen auch das Gute zu und erflehe den heiligen Geist, dass er sie erleuchte, damit alles, was geschieht, und was sie verordnen, zur Ehre Gottes und zum Heil der Welt gedeihe. Namen und Personen wären

gar nicht nöthig auszuzeichnen.“ — Dies ist auch in allem Ernst meine Gesinnung. Einer für alle und alle für einen! — dies sei unser aller Wahlspruch. Gott segne Dich und alle, die zum Wirken und Handeln bestellt sind. Er sende euch den heiligen Geist, der euch erleuchte mit allen seinen Gaben, damit ihr ganz vereint und nur in einem Sinne denken, reden und handeln mögt; dass wie die Gemeinschaft der Heiligen, so auch die Gemeinschaft der Gerechtigkeitliebenden und Erleuchteten sei, auf dass sein Reich komme und sein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. — So war mein Gebet heute, mein geliebter Freund. Ich war in St. Stephan; dort ist die Procession ausgegangen nach Maria Hilf. Nie habe ich inbrünstiger beten, nie eine so heisse Andacht bei dem Volke gesehen; viele tausend Thränen flossen. Diese drei folgenden Tage ist Gebet in allen Kirchen und am Freitag wird die Procession wiederholt. Der Erzbischof und die ganze Geistlichkeit gehen mit; man sagt, die Kaiserin würde auch mitgehen. Ich würde auf die Burgbastei gehen, um es zu sehen, aber allein mag ich nicht mich in's Gedränge mischen. Du musst nun schon mit dem zufrieden sein, was ich Dir berichte; von Klinger und Collin darfst Du nichts erwarten; sie wissen nichts mehr als ich und haben beide viel zu thun. Indessen haben sie beide Deinen Auftrag sehr freundlich aufgenommen und alles zu thun versprochen, was ihnen möglich sein wird. Collin hat Verdruss, der[1]).

134.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, den 22. April 1809.

Die Nachricht, dass Ihr ganz gewiss nicht herkommen könnt, ist mir sehr unlieb; denn nun ist unsere ersehnte

1) Schluss fehlt.

Zusammenkunft weiter hinaus geschoben. Muss es sein? Wenn Ihr so liebenswürdig einfältig seid, nicht zu begreifen, warum ich jetzt, da Friedrich angestellt ist, nicht zu Euch kommen kann, so lasst es Euch von der Ernst expliciren; sie wenigstens wird es sich wohl denken können. Indessen da Ihr, wie ich aus Eurem letzten Briefe ersehen, gesonnen seid, eine andre Wohnung zu nehmen, so nehmt auf jeden Fall eine solche, wo noch ein Zimmer für mich dabei ist; denn so bald die Angelegenheiten sich so wenden, dass ich zu Euch kommen kann, so komme ich den Augenblick. Wir haben so gar gute Hoffnung, dass sich alles recht bald so machen wird. Bis dahin, liebe Seelen, übt Euch mit mir in Geduld, seid standhaft und hofft alles Gute. So zufrieden ich mit dem Brief von Veit bin, den ich Euch neulich zurückschickte, so kann ich ihm doch darin nicht Recht geben — obwohl er es in seiner Art recht gut meint — dass Ihr um das allgemeine Beste Euch nicht kümmern sollt. Der gute Gott gebe, dass Ihr nie für Eure Person zu sorgen haben mögt und Ihr Eure ganze Sorge und alle Eure Kräfte für das allgemeine Beste aufzuopfern immer im Stande sein mögt. Jene Philosophie des Indifferentismus ist nicht die des Christenthums. Darum kann ich es dem Veit freilich nicht verdenken, dass er seine Ueberzeugung aus ihr gemacht hat; aber Eure Gemüther mögen nicht angesteckt davon werden, davor behüte Euch Gott und seine Heiligen! Seinen eignen Nutzen oder sein eignes Vergnügen nicht zu schonen und nicht zu suchen und für das, was recht und heilig ist, zu hoffen, zu leiden und zu sterben — das ist die Moral des Christenthums, zu welchem Ihr Euch bekehren werdet, und zu dessen Erreichung Euch Gott Kraft und Muth und Geduld verleihe. Ich bete täglich für Euch, liebe Kinder! — —

135.

Dorothea an Friedrich Schlegel im Hauptquartier.

Wien, 28. April 1809.

O mein lieber Freund! Dein mit Bleistift geschriebener Zettel aus Schärding war mir ein grosser Trost. Ich war sehr besorgt um Dich, denn ich hatte seit dem Brief vom 11. aus Braunau keine Nachricht von Dir; ich habe weder Deinen Brief vom 20., noch den vom 22. erhalten. Briefe von demselben Datum, von Merian, Breuning &c. sind ganz richtig angelangt, nur Deine fehlen. Auch um das Geld wäre es mir sehr leid, denn ich brauche es, und zu Strauss zu gehen habe ich, wie die Sachen jetzt stehen, nicht das Herz; er lässt sich auch gar nicht sehen, wahrscheinlich wird er sehr angst sein!

Ich habe den Muth nicht verloren, mein Friedrich, und wenn er oft wankt, wie das wohl natürlich ist, so habe ich einen Ort, wo er wieder befestigt wird, jederzeit. Sorgenvoll bin ich aber, das kann ich nicht leugnen, und das nicht um meinetwillen, sondern um der Sache willen; das Volk hier ist aber unbeschreiblich niedergedrückt und muthlos, und das nicht sowohl des Unglücks[1]) selber willen, als wegen der Art, wie man es bekannt macht. Um Gotteswillen, wer schreibt denn die Tagsberichte von der Armee? Seit sie nicht mehr aus dem Hauptquartier datirt sind, ist es ja ganz scandalös; als ob es ganz eigentlich darauf angelegt wäre, das Volk muthlos zu machen. Das kann nicht blose Dummheit sein, das ist ganz gewiss üble Gesinnung. Wenn Du diese Berichte noch nicht gelesen hast, so lies sie ja sogleich, und wenn Du irgend Einfluss darauf hast, so lasse es Deine angelegentlichste Sorge sein, diesen Unfug abzu-

1) Erzherzog Karl wurde nach fünftägigem Ringen (19—23. April) von Napoleon über die Donau zurückgedrängt.

stellen; Du kannst Dich durch nichts in diesem Augenblick verdienter machen. Es ist etwas ganz Unerhörtes, wie man mit dem Publikum verfährt, mit einem Volke, das von Eifer brennt, das Gut und Leben dahingiebt. Wie lange wird man denn noch immer diese Leute für dumm halten und glauben, man könne mit ihnen spielen? Ich beschwöre Dich, Sorge dafür zu tragen, dass man nicht Versteckens mit ihnen spielt und ihnen, wenn man eine böse Nachricht zu geben hat, sie erst halb giebt und durch übel gewählte Ausdrücke und deutliches Verschweigen und Auslassungen viel schlimmere noch vermuthen lässt; dann sie zurückhält, eine spätere halb gute Nachricht, die, nach der ersten etwas schlimmen gegeben, etwas Tröstliches hätte, nun früher kömmt und gleich darauf durch die böse wieder vernichtet wird — eine Confusion in den Ausdrücken und in den Berichten, die unbeschreiblich ist (in einem dieser Blätter steht gar, dass beide Armeen mit dem Gefühl ihres erhabenen Zwecks gestritten haben) — dann wieder gar kein Detail, wodurch man einen Begriff von der Stellung unsrer Armee sowohl, als der feindlichen hätte; nichts Unterrichtendes, nichts Tröstliches und nichts Anfeuerndes. Die Leute sind wie wahnsinnig über diese vermaledeiten Blätter. Ich bitte Dich, lieber Friedrich, trage Sorge, dass es besser wird, denn so wie die Stimmung seit einigen Tagen und grade nur durch diese Berichte ist, darf man im Fall des Unglücks an keinen Widerstand denken. Ferner warum werden den Leuten nicht die Adler vorgezeigt, die man in Italien erbeutete? Sie sind incognito nach dem Zeughause gebracht, und das Volk zweifelt, dass man wirklich welche habe, so wie auch an den gemachten Gefangenen, die man nicht hier durch die Stadt geführt hat, sondern sie gehen auf der Donau nach Ungarn. Es wäre sehr tröstlich für das Publikum, diese Gefangenen zu sehen; haben die Franzosen doch alle russischen Gefangenen durch die

Stadt transportirt! — Alles das, mein lieber Friedrich, ist nicht im geringsten hübsch eingerichtet, das nennt man schlecht mit den Leuten umgehen, wenn man sie nur grade in dem Augenblick stimmt, in welchem man sie brauchen will. So war gestern auch in der ‚Wiener Zeitung' ein Artikel, dass man schon „seit mehreren Tagen keinen Platz auf der Diligence von Strassburg nach Deutschland haben könne, weil sie immerfort mit Offizieren und Beamten besetzt ist, die sich nach Deutschland verfügen." Begreifst Du es, warum man uns in diesem Augenblick dergleichen erzählt? — Bei der Hormayr'n war ich gestern und habe mich ein wenig bei den Berichten und Erzählungen aus Tyrol erheitert; Gott im Himmel schütze dies herrliche Volk! Sollten diese Menschen wieder aufgeopfert werden müssen, so muss man nicht länger leben. — . . . Nein, keine Worte kann ich . . .

Nachmittag. So weit war ich diesen Morgen, als Dein College und Compagnon [1]) mich im Schreiben unterbrach mit der Nachricht, „ich dürfte Dich nur jeden Augenblick erwarten." Ich hätte nie geglaubt, dass ich in eine Situation kommen könnte, in der eine solche Verheissung mich mehr erschreckt als erfreut. Dein Herr College gefällt mir nicht; er hat mir in einer Viertelstunde das Herz so schwer gemacht mit ängstigenden und betrübenden Nachrichten, dass ich es ihm schwerlich verzeihen kann. Auch sagte er mir, Du seist unzufrieden mit der Art, wie Dein Chef Dich verliess, und würdest schon deshalb auf jeden Fall herkommen &c. &c.; kurz, er hat mich äusserst niedergeschlagen gemacht, und mich ärgert es nur, dass er nun tausend betrübende Gerüchte in der schon so niedergeschlagenen Stadt verbreiten wird, und dass man nun nicht einmal den guten Geist hat, ein beruhigendes Bülletin zu geben. Man geht sehr schlecht

1) Hofsecretär Neustaedter.

mit den Leuten um. Ich beschwöre Dich, suche wo möglich das Amt zu erhalten, den Armeebericht zu schreiben oder zu redigiren, denn derjenige, der jetzt dieses Amt verrichtet, ist entweder aus Dummheit oder aus Bosheit ein Landesverräther. Wie sind im Gegentheil Deine Berichte, die ich soeben erhalte, aus Linz und aus Plattling, so deutlich, so klar, so beruhigend und belehrend! Tausend, tausend Dank und Segen dafür, mein innigst verehrter ewig geliebter Freund! Meine Seele ward gehoben, und ich habe schon alle Freunde und Bekannte, und alles was mir begegnete und beruhigende Nachrichten zu hören wünschte, schon recht viele gedrückte Herzen damit erquickt und erfrischt. Auch die Nachricht von den Bekannten aus der Landwehr war vielen sehr willkommen, besonders den Tanten von Bartholdy [1]), die in tausend Aengsten um ihn waren und nun mit dem Gedanken, ihn gefangen zu wissen, sehr beruhigt sind. Man grüsst Dich, man segnet Dich, man wünscht Dir Heil und Glück von allen Seiten und trägt mich auf Händen um Deinetwillen.

— — Vorige Woche hatten wir Processionen; wunderbar gross war die Andacht, der gute Gott kann diese Andacht nicht verwerfen, er wird euch seinen Geist senden. Von heute an sind beständige Gebete verordnet; wenn sie in einer Kirche aufhören, dann fangen sie gleich in einer andern an. Wir beten täglich für Dich. Die Kaiserin ging mit, sie ist ein guter Engel. Ich fürchte nur, man hat damit einen Fehler gemacht, dass man Polen nicht schonte. Mit einer Armee dort einzurücken, war gewiss nicht recht, und noch dazu ergeht das Gerücht, man habe Warschau in Preussens Namen besetzt. Hätte man doch ein Königreich Galizien erklärt und den Erzherzog von Este hingeschickt! wir hätten dort alsdann ebenso wenig eine Armee gebraucht als in Tyrol, und

1) Jacob Salomo, österreichischer Offizier.

Russland hätte gezittert. Jetzt will man Preussen liebkosen, und wer weiss, ob der es verdient oder verdienen will. Wenn Du den Grafen Johann[1]) siehst, so grüsse ihn doch von mir. Gestern ist ein spanischer Gesandte hier angekommen; wir werden also hoffentlich bald etwas von diesem lieben Lande vernehmen. Schreibe mir doch, was Du arbeitest und welche Aufträge Du eigentlich hast, wenn es Dir anders erlaubt ist, mir dergleichen zu schreiben. Mein Friedrich, lebe wohl, schreibe mir wo möglich recht oft, Deine Briefe sind mir und andern ein wahres Licht und Trost. Hast Du denn alle meine Briefe bekommen? Dieser ist der vierte. Möchten wir doch nur bald gute Nachrichten haben! Ich umarme Dich herzlich. Gott segne und erhalte Dich, Du mein geliebter Mann!

29sten. Gestern ward ich unterbrochen und konnte nicht dazu kommen, diesen Brief noch zu besorgen. Ich habe gestern Abend bei Eskeles Deine Berichte eilfmal vorlesen müssen. Alles dankt Dir, alles bittet Dich, wo möglich Dich dieses Armeeberichts anzunehmen. Es hat sich gestern ein Gerücht verbreitet, dass die Feinde Schärding bombardirt haben, dass man zwar die Innbrücke abgebrannt habe, dass der Feind aber doch in Zeit von acht Tagen hier sein könne; Du kannst Dir die Bestürzung denken. — Ich zweifle nicht, dass dies wieder übertriebene Gerüchte sind; mit ähnlichen hatte mich der Hofsecretär Neustädter bewirthet. Es kann hier an übelgesinnten, boshaften Ausstreuungen gar nicht fehlen, da alle feindlichen Gesandtschaften noch hier sind und keinen Fleiss sparen. Die Armeeberichte drücken das Siegel darunter; so wie diese Berichte jetzt sind, darf der Feind sie nur unter den Seinigen bekannt machen, günstiger für sich und lächerlicher für uns kann er sie nicht erfinden. Dafür dass man hier im Innern mehrere hundert feind-

1) O'Donell.

liche Aufpasser duldet, die uns in jedem Augenblick im Innern und Aeussern schaden, weiss man es in der Armee noch nicht einmal gewiss, wie Du selber sagst, ob er selber dabei ist oder nicht! Ich beschwöre Dich im Namen alles, was heilig ist, werde nicht müde, strenge alles an, damit ein besserer Geist, dessen wir uns schon so erfreuten, nicht wieder untergehe, ehe er seine Wirkung vollendet hat. Ich hoffe auf Gott und auf die Tyroler! O du herrliches liebes Volk! Wunderthaten hören wir von ihm. Auch von der italiänischen Armee hören wir schöne Nachrichten, die uns erheitern; nur Polen, Polen!

Die Eskeles und die Arnstein empfehlen sich Dir angelegentlichst und bitten Dich, Du möchtest zu erforschen suchen, wohin Bartholdy gebracht worden ist, damit sie ihn mit Creditbriefen unterstützen können. Versäume dies ja nicht, es kann mehreren dieser armen Gefangenen zu Gute kommen. Deine Betttücher habe ich an Eskeles gegeben, der schon seit mehreren Tagen reisefertig ist, zur Armee zu gehen, so bald sie wieder über die Gränze rückt. Er ennuyirt mich mit seinem Zögern, und ich möchte sie wohl lieber an Reuland zur Besorgung geben, nur traue ich seiner Pünktlichkeit nicht mehr, da mir Dein Brief von Landshut ausgeblieben ist und ich auch nicht weiss, ob Du meine durch ihn versandten richtig erhalten hast. — Friedrich, thue was Du kannst, dass wir wo möglich bessere Blätter erhalten. Denk Dir doch nur den Hohn der Feinde bei dieser unsäglichen Trost- und Muthlosigkeit. Alles packt ein, weint und nimmt Abschied; besonders der Hof und die sogenannte gute Gesellschaft. Ist denn das Unglück wirklich so gewiss? Sind sie denn wirklich in Schärding? Schreib doch, wenn noch Zeit ist, irgend ein tröstendes Blatt und sende es gedruckt oder in Manuscript her, damit man die Herzen nicht ganz sinken lasse. Schreib mir ja gleich, ich beschwöre Dich, ob seit dem 27. wirklich alles verloren ist. Man wird

noch wahnsinnig bei diesen abderitischen Anstalten. Lebe wohl. Wo Dein Neustädter zu finden ist, weiss ich nicht.

Denk Dir nach diesem verwünschten 11. Armeebericht in 48 Stunden keine Spur von irgend einer Nachricht, und der Hof und alle Vornehmen sind trostlos und packen ein!

136.

Dorothea an Friedrich Schlegel im Hauptquartier.

Wien, den 1. Mai 1809.

Mein Brief am 29. April an Dich war kaum fort, als ich den Deinigen vom 20. aus Landshut mit den 100 f. richtig erhielt. Tausend Dank, mein lieber, lieber Friedrich! Mir war das Geld zwar nöthig, aber nun Du wieder diesseits warst, hast Du ja wohl das Papiergeld selber nöthig gebraucht; es wäre mir sehr leid, wenn Du Dich zu sehr von Gelde entblöst hättest meinetwegen, denn Du musst besonders zuletzt doch viel Geld gebraucht haben. Für den Brief selber muss ich noch ganz besonders danken. Wie ist es Dir denn möglich, mir während Augenblicken, in welchen Du selber unmöglich ruhig und zufrieden sein kannst, auf eine so seltsam beruhigende Weise zu schreiben? — Recht lieb ist es mir, dass Dir meine Relationen in meinen ersten Briefen so recht waren. Könnte ich nur in dem Ton so fortfahren, als ich anfing! Aber es hat sich alles entsetzlich geändert; man ist in der unangenehmsten gespanntesten Stimmung und man hält den schlimmsten Fall für unausweichlich und sucht sich auf alle Weise vorzubereiten. Die allerunwahrscheinlichsten und wirklich lächerlichen Gerüchte werden geglaubt: „Schärding ist bombardirt und eingeäschert; die Franzosen sind in Linz; sie kommen her; sie gehen nach Italien," und dergleichen unzählige mehr; unter andern auch folgendes: Der Churfürst von Hessen hat nur 200 Mann

zusammengebracht; er schickt alles fort, was keinen Zopf trägt. Die ungarische Insurrektion kann nicht kommen, weil sie keine Sättel haben u. m. dgl. Natürlich ist der Schrecken dadurch sehr gewachsen, dass man ohne Vorbereitung, ohne ein Wort zu sagen, alles über Hals und Kopf nach Ungarn geschickt hat; dass man gar nicht weiss, wo der Kaiser ist; dass die Kaiserin am 27. fortging unter dem Vorwande, ihm nach Linz entgegen zu reisen, und noch nicht wiedergekommen ist; man weiss nichts von ihr. Kurz, dieses Verschweigen unter beständigen Aeusserungen der Besorgniss, dieser völlige Mangel an Nachrichten (denn in drei Tagen gab man uns seit den schlechten Nachrichten nichts, gar nichts) bringt die Leute zur Verzweiflung, und es hebt eine Partei ihr Haupt wieder empor, die eine Zeit lang nur versteckt, aber keineswegs vernichtet war. Zweimal hatten wir nun eine Zeitung, die nicht muckischer und falscher, fataler sein könnte, auch wenn der verderblichste Frieden geschlossen wäre. Es muss durchaus anders werden, wenn man nicht die Absicht hätte, die öffentliche Meinung durchaus zu misshandeln. Lass es Dir an's Herz gelegt sein, mein geliebter Friedrich, sieh zu, dass Du einen Einfluss auf die Armeeberichte erhältst. Auch Dein persönlicher Ruf ist sehr dabei compromittirt, da es jetzt in allen ausländischen Zeitungen steht, dass Du und Gentz bei der Armee seid.

Dies weiss ich von Gentz, der eben hier war und mich im Schreiben unterbrochen hatte. Er kam eigentlich her, um von mir zu hören, ob es wahr sei, dass Du wegen Disgustirung von der Armee abgehen wollest, wie das Gerücht jetzt sich verbreitet. Das kömmt von jenem Neustädter, der mich auch mit dieser Nachricht beunruhigte. Ich las Gentz Deinen Brief aus Linz vor, wodurch er von dem Ungrund jenes Gerüchts völlig überzeugt ward und sich sehr darüber freute. Wir sprachen

noch davon, als Dein Brief vom 29. aus Mölk ankam, wo ich ihm denn die Stelle vorlas, die sehr *à propos* war, nämlich wo Du schriebst, dass Du zwar in dieser Nähe lieber bei mir wärst, aber doch, um nichts Zweideutiges blicken zu lassen, lieber den Befehl des Kaisers genau beobachten wollest. Daran thust Du auch sehr recht, lieber guter Friedrich; ich will Dich viel lieber nicht sehen, als dass Du Dich compromittiren solltest. Jedoch solltest Du länger in Mölk bleiben müssen und mich zu sehen wünschen, so darfst Du mir es nur schreiben, ich kann bald bei Dir sein. Gentz lässt Dich sehr freundlich grüssen, er nimmt gewiss sehr wahren Antheil an Dir. Er ist auch sehr aufgebracht über jene fatalen Armeeberichte, die durchaus aus diesen Händen gerissen werden müssen; es kömmt jetzt gar zu viel darauf an, ganz Europa hat ja die Augen darauf gerichtet. Dieses unsäglich verwirrte Zeug ist ja ein Schandfleck für die ganze Monarchie auf ewige Zeiten. Unglück kann ebenso wohl erheben als niederschlagen, aber ein lächerliches Unglück kann nur erbärmlich sein; und lächerlich sind jene Berichte wahrhaft.

Du bist mitten in diesem Unglück so gross, so ruhig! Dein Brief aus Mölk ist wieder so tröstlich mitten im bittern Schmerz! Wie kömmt es aber, dass Du nicht recht weisst, wo Bonaparte mit seiner Armee steht? Gestern hiess es allgemein in der Stadt, er sei zu Straubing, und grade gestern müsse eine Schlacht vorfallen. Wir sind sehr unruhig wegen dem Ausgang dieser alles entscheidenden Schlacht; wenn nur der Erzherzog Johann nicht wieder alle seine Vortheile aufgeben muss. Ich wünschte, er wäre nach der Geschichte in Tyrol gleich zur grossen Armee in Deutschland gestossen, anstatt Eroberungen in Italien zu machen, die man doch wieder aufgeben muss, wenn man jener Macht keine Uebermacht entgegensetzt. Mit der Armee in Polen ebenso:

alles hätte vereinigt **ihn** ecrasiren müssen; die Eroberungen und Besitzergreifungen wären von selber gekommen. Vielleicht gehört dieses mein System mehr in das romantische als politische Reich, aber wenn die Politik jetzt nicht etwas romantisch wird, so ist sie sehr unpolitisch. — Gestern Abend sind einige Proclamen zur Beruhigung der öffentlichen Meinung erschienen, die einen vortheilhaften Eindruck gemacht haben, besonders das mit der Unterschrift vom Erzherzog Rainer. Man erkennt Gentz'ens Feder; auch in der Art, wie er diesen Morgen mit mir davon redete, war es deutlich, dass er sie geschrieben hatte. Man sagt heute, die Kaiserin wäre wieder hier. Das wäre sehr gut, wenn sie hier bliebe. Ich werde mir den Strauss kommen lassen und ihm sagen, dass er bald Manuscript erwarten möge; wenn er nur nicht auch die Courage verloren hat! Wie weh es mir thut, dass Du Deine schönen Sachen vergeblich schriebst, kannst Du wohl denken.

2. Mai. Wie muss es Dich nicht erst selber schmerzen, und welche Gewalt musst Du Dir nicht gewiss anthun, um in einem so gefassten Ton darüber zu schreiben? Dass ganz Deutschland und sogar auch Bayern sich mit uns vereinigt haben würde, wenn wir gesiegt hätten, darüber wird wohl niemand einen Zweifel haben können. Warum aber haben sie uns durch ihren Beitritt den Sieg nicht erleichtert? Sie verdienen ihr Unglück. — Ueber die Bekannten unter der Landwehr sind Nachrichten eingelaufen. Gestern noch kamen einige Zeilen von Bartholdy; es ist keiner von ihnen allen gefangen, sie haben sich alle durchgeschlagen und finden sich sacht wieder ein. Du warst also nicht gut berichtet. Von Seckendorf hört man aber kein Wort. Deine Leintücher liegen eingebunden und eingenäht bei Eskeles, der schon vor 8 Tagen zur Armee gehen sollte, so lange diese aber wieder im Lande ist, nicht dazu gehen wird. Sollte er länger

zögern, und Du wieder vorrücken, so werde ich Reuland fragen, wie ich sie Dir kann zukommen lassen, im Falle Du sie gleich haben willst. Schreib mir darüber, mein lieber Friedrich. — Wie ist es möglich, dass mit einer solchen Bravour, wie die unsrigen zeigen, wir doch nichts ausrichten? Die Gefangenen selber sollen, wie man sagt, mit Bewunderung von der Tapferkeit unserer Soldaten reden. — Gentz hat mir gestern sehr zugeredet, ich möchte Dich in Mölk besuchen; mit Extrapost zu reisen, würde mir aber die Hin- und Herreise grade so viel kosten, als ich eben besitze; das geht also nicht. Wünschest Du es aber sehr, und glaubst Du Dich lange genug in Mölk aufzuhalten, so will ich einen Platz auf einer Landkutsche nehmen; da kostet es nicht so viel, dauert aber länger. Ich muss also erst gewiss sein, Dich noch dort zu treffen.

Klinger, Nina und Lotte und alle die andern Damen orientalischen Ursprungs grüssen Dich freundlich und bestens; ferner Gentz, Baron Penkler, Pater Hofbauer und Collin, auch die Hormayr. Wenn Du den Grafen Johann siehst, so empfiehl mich ihm doch ja; sage ihm, ich habe in diesen Tagen oft gewünscht, er wäre hier geblieben und predigte — nicht wie der heilige Antonius den Fischen im Meer und den Vögeln im Walde, sondern den Herrn und Damen auf den geglätteten Fussböden, unter den Lüstern und auf den Sopha's. — Hammer wird Deinen Auftrag wegen Graf Zinzendorf ausrichten und lässt Dich sehr bitten, Du möchtest doch oft Nachricht von Rzewuski schreiben, wenn Du etwas von ihm weisst; denn er sei sehr faul und gebe seiner Familie gar keine Nachricht von sich, die darüber in der grössten Angst sei. Nun lebe wohl, mein geliebter Friedrich, bleibe standhaft und diene dem guten Kaiser bis zum letzten Athemzuge. Ich nehme keine Schätze dafür, dass Du dem fatalen Neustädter nicht gefolgt und hergeeilt bist. Dein treuer

Schutzengel bewahre Dich ferner vor aller Ungeduld und Unmuth! Behalte mich lieb, mein Herrlicher! Gestern früh ist die Kaiserin angekommen; morgen wird sie nach Ungarn reisen, aber, wie man sagt, in acht Tagen wieder hier sein.

137.

Dorothea an Friedrich Schlegel im Hauptquartier.

Wien, den 11. Mai 1809.

Mein Friedrich, Du musst nicht böse sein, dass ich Dir gestern und vorgestern der Abrede gemäss nicht geschrieben habe. Vorgestern war es mir durchaus nicht möglich, denn es war alles so niedergeschlagen und abgespannt, dass ich Dir nichts zu schreiben wusste; ich selber hielt mich zwar tapfer, aber ich konnte doch eben auch nichts anders thun, als von einem zum andern laufen und den Guten Muth predigen, der aber allenthalben schnöde verworfen ward. Die Proclamation des Erzherzogs Maximilian ward weder verkauft noch ausgetheilt, ich konnte durchaus kein Exemplar davon bekommen, sie war blos an den Strassen angeheftet. Sie ist ganz vortrefflich abgefasst und unleugbar eins der besten, wirksamsten Stücke, die jetzt erschienen sind. Seitdem ist noch nichts wieder publicirt, so viel ich wüsste. Die Wirkung jenes Aufrufs zum Landsturm war herrlich. Zwar vorgestern war, wie gesagt, das böse Princip sehr herrschend, und es ging alles still und schläfrig; seit gestern früh aber ist alles elektrisirt und zwar durch die Franzosen selber. Gestern früh um 8 Uhr nämlich brachte man einige von ihnen hart verwundet herein in die Stadt, die ganz unbefangen haben hereinreiten wollen und den Unsrigen auf deutsch zuriefen, sie kämen als Freunde; einige Husaren von Liechtenstein haben ihnen aber zugerufen, dass

man ihre Freundschaft noch im frischen Gedächtniss habe, und hauten brav ein. Es sollen ungefähr zweihundert gewesen sein, die sich gleich davon machten, und die 5 oder 6 (nach einigen 15), die voran geritten waren, wurden blessirt und gefangen. Ein Fleischerknecht in der Vorstadt hatte zu gleicher Zeit den Obersten vom Pferd gehauen und dieses sehr kostbare Pferd und die schwere Kasse des Obersten erbeutet. Wie dieser Fleischerknecht eigentlich mit in's Scharmützel kam, weiss ich nicht; genug, er ritt noch mit blutendem Gesicht, denn er hatte einen Hieb bekommen, auf dem schönen Pferde und mit dem Geldsack des Obersten durch die Strassen und haranguirte das Volk, während die übrigen übel zugerichteten Gefangenen herein gebracht wurden. Auch ein bayerischer Offizier war dabei, der keinen Pardon hatte annehmen wollen und der in Stücken gehauen war. Von diesem Augenblick an war Wien verwandelt, die Stimmung der höchsten Begeisterung trat an die Stelle der vorigen Niedergeschlagenheit, die Frechheit dieser Franzosen ward allgemein empfunden, und viele tausend Menschen jedes Alters und Standes waren in Zeit von einigen Stunden unter den Waffen und auf den angewiesenen Plätzen. Die Ankunft einiger Regimenter und des Generals Kienmayer, die allgemein verbreitete Nachricht, der Erzherzog Karl sei uns nicht mehr fern, machte alle Menschen wie freudetrunken. In meinem Leben habe ich keinen solchen Eindruck erlebt, und nie werde ich ihn vergessen; ich bedauerte gestern den ganzen Tag alle die, welche entfernt um uns trauerten und dies Leben nicht mit leben konnten. Ich habe es nun erst gesehen, wozu der Krieg gut ist für die Menschen, und warum er sein muss; denn alle diese Tugenden, die gestern wie auf einen Zauberschlag in den Herzen der Menschen aufblühten, diese könnten wohl schwerlich durch ein anderes Motiv so erweckt werden; und ich habe Gottes ewige Güte angebetet.

Den 12. des Morgens. Alles war Spiegelfechterei und was weiss ich. Nach der schrecklichsten Nacht meines Lebens, nachdem ein Theil von Wien niedergeschossen und niedergebrannt ist, haben die Generale und der Erzherzog Maximilian uns verlassen; die Stadt capitulirt und in wenigen Stunden ziehen die Franzosen ein. Andrassy ist zum Gouverneur ernannt. Wo die Armee ist, weiss man nicht. Die schlechtesten, unglaublichsten Anstalten wechseln mit den allerseltsamsten Gerüchten. Verlange jetzt keine Details von mir. Ich bin gesund. Was soll ich nun thun und wie soll ich mich wieder mit Dir vereinigen?. Wenn es möglich ist, schreibe mir als Einlage bei Arnstein und unterschreibe Deinen Namen nicht, blos ein paar unverdächtige Zeilen mit dem, was Du wünschest, dass ich thun soll. Gott schütze Dich und lass mich bald Dich wiederfinden.

138.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, den 31. Mai 1809.

Liebe gute Kinder, ich habe zu meiner Freude Gelegenheit erhalten, Euch Nachricht von mir zu geben. Wisset also, dass ich lebe und gesund und unbeschädigt bin. Dies muss Euch vor der Hand zu wissen genügen, das Weitere so Gott will in bessern Zeiten. Wo Friedrich ist, weiss ich nicht; ich sah ihn vor drei Wochen auf 24 Stunden hier, er ist aber wieder bei seinem Herrn und ich habe allen Grund zu glauben, dass er sich wohl befindet. Ich habe früher schon einmal Gelegenheit gefunden, an Vater nach Berlin zu schreiben; hoffentlich hat er meinen Brief erhalten, worin ich ihn bat, Euch von mir zu grüssen. Ich denke, Ihr seid ganz ruhig in Dresden, und wünsche, dass Ihr dort bleibt, denn bei der

ersten günstigen Gelegenheit bin ich bei Euch. Bis dahin Geduld — und behüt Euch Gott! Gebt der Ernst ja gleich Nachricht von mir und grüsst die Freunde sammt und sonders von der Mutter.

139.

Schubert an Philipp Veit in Dresden.

Nürnberg, am 9. Juli 1809.

Warum, mein geliebter Philipp! schreibst Du mir aber gar nicht wieder einmal einige Zeilen? Du weisst ja, wie lieb ich Dich habe, und wie sehr ich an Dich und Deinen wackern Bruder denke. Auch von dem Schicksal Deiner herrlichen, von mir recht in der Seele verehrten Mutter möchte ich so gern durch Dich etwas wissen, und Du denkst gar nicht daran, auch Deinem Schuberts nur einen Gruss zu schreiben. Du hättest noch dazu um so mehr Ursach, da hier eine alte Liebschaft von Dir lebt, Demoiselle Paulus, ein Mädchen, das wirklich so schön und vollkommen und so einzig in seiner Art ist, wie ich wenige gesehen habe. Also schreib einmal!

Mir geht's hier so ganz wohl und am Ende meiner Frau auch, der es freilich in der alten rostigen Stadt, so ganz ohne alte Bekanntschaft, anfangs nicht recht gefallen wollte. Dass sich Selma hier überaus wohl befindet und schon mit allen Nachbarn und Einwohnern des ganzen Aegidienplatzes gute Freundschaft unterhält, versteht sich von selbst. An ihren Philipp denkt sie sehr oft.

Bist Du auch hübsch oft bei Kügelgen? und was arbeitest Du jetzt? Ich lege hier einige Zeilen an unsere liebe Madame Ernst bei. Mein heutiger Brief sollte nur ein freundlicher Gruss an meinen lieben guten Philipp sein. Darum leb wohl, grüsse alle von mir, die ich in Dresden lieb gehabt habe, und bleib mir gut.

140.

Dorothea an Friedrich Schlegel im Hauptquartier.

Wien, 19. Julius 1809.

Es ist mir ein rechter Trost, dass ich endlich gewiss bin, dass dieser Brief Dich doch treffen wird, mein herzlich lieber Mann! Ich wusste es wohl, dass Du sehr unruhig sein würdest, keine Nachricht von mir zu haben. Ich schrieb Dir gleich nach dem Einzug der Franzosen *poste restante* nach Brünn; der kleine Hope nahm meinen Brief zur Besorgung mit, brachte ihn mir aber unverrichteter Sache wieder zurück. Dann schrieb ich Dir einigemal durch Gelegenheiten, die nach Ungarn gingen; diese scheinen aber auch nicht bis zu Dir gelangt zu sein. Dein Briefchen durch den Baron Penkler ist aber glücklich angelangt, und so auch Dein Brief vom 14. aus Iglau, wofür ich dem Himmel danke; ich war sehr besorgt um Deinetwillen, wie Du es ertragen würdest! — Von Wilhelm habe ich drei Briefe erhalten; ich schicke Dir aber, um das Paket nicht zu dick zu machen, nur die beiden letzten mit; der erste ist ohnehin sehr veraltet, er ist vom 13. April. Aus dem letzten wirst Du sehen, dass Dein Brief an Deine Schwester richtig angelangt ist; auch wird die Sorge, die man für Dich hat, und der Umstand, dass im Falle eine Reise für Dich nothwendig sei, eine Summe für Dich in Bereitschaft ist, sehr beruhigend für Dich sein. Willst Du etwa an Wilhelm schreiben, so schicke mir mit der ersten Gelegenheit den Brief zu, er soll schon an ihn gelangen, wenn auch auf einem Umweg. — Wie oft dachte ich daran, mein Friedrich, mit welcher Sehnsucht Du nach Wien herüber schauen würdest! und wenn ich in St. Stephan war, dachte ich immer daran, dass Du den Thurm doch vor Augen hast, unter welchem ich kniete und für Dich betete. Nach dem harten Schlag

am 6.[1]) bat ich Gott nur, dass er Deine Seele vor Missmuth behüten möge; und zu meinem grossen Troste hat er mich erhört, denn Du bist gefasster, als ich glaubte, dass Du sein würdest. Bei dem neuen Schlag in Rom ist ja doch nichts mehr verloren, als was schon verloren war; das Wort ist ausgesprochen[2])! Dass dieses Wort wirklich ausgesprochen ward, ist ein Schritt näher zum Ziel, das wir hoffen und ahnden, aber das wir wohl nicht erleben werden. — Wie sehr gut verstehe ich jetzt die Zeit, als das übermüthige Heidenthum das verderbte aufgelöste Judenthum erdrückte, dieses vergeblich einen zeitlichen Retter erwartete, und der Erlöser erschien, der sprach: „Meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn geben mag“ — und „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ —

Mein lieber, lieber Freund! ich möchte Dich so gern, wenn auch nur auf ein paar Stunden lang, sprechen, denn schreiben kann ich jetzt weniger als jemals — aber wie soll das geschehen können? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden vielleicht auf lange getrennt! — Hier kann ich auf keinen Fall etwas erfahren, was über unsre Zukunft entscheiden könnte; dies kannst Du von Deiner Seite besser. So lange, denke ich, als man Dich nicht überflüssig findet, musst Du bei Deinem Herrn bleiben, wie übel es auch stehen mag; bleibe Du wenigstens treu bis zum Tode. Verleugnet man Dich aber, will man Dich nicht brauchen, oder kann man es nicht, nun so müssen wir vor allen Dingen darauf denken, wie wir uns mit den Kindern vereinigen und mit ihnen zusammen einige Zeit leben. Alles dies überlege und bestimme Du; mich fin-

1) Niederlage des Erzherzogs Karl bei Wagram.

2) Das am 17. Mai von Wien aus erlassene Decret Napoleons, wodurch der Rest des Kirchenstaates dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde.

dest Du bereit zu allem; ich will isolirt bleiben, wenn es gut und nothwendig ist, gern wäre ich aber, wenn es sein könnte, mit den Kindern zusammen. Ich bin noch immer bei Arnstein mit wahrer Gastfreundlichkeit und recht gut aufgenommen. Sie wollte mich nicht von sich lassen in dieser bedenklichen Zeit, und ich habe es annehmen müssen, weil ich sonst schwerlich hätte existiren können bei der Theuerung und Seltenheit der Lebensmittel. Die Wohnung bei dem Herrn Baron Penkler habe ich indessen doch auf jeden Fall in Besitz genommen und bringe, so oft ich immer kann, einige einsame Stunden dort zu, um mich von dem ewigen Schwarm hier einigermassen zu erholen. Sehr übel ist es, dass wir nicht auf's Land können, und man auch nirgend spazieren gehen kann. Wilhelm hat der Arnstein einige sehr artige Zeilen geschrieben, um ihr für ihre Gastfreundschaft zu danken; das hat mich sehr erfreut. Das Räthsel von Wilhelm wirst Du wohl eben so gut als ich entziffern können. Es wird zwar in der Sache nichts verändern, gut aber ist es, dass der heilige Einsiedler seine Pflichten und seine Rechte nicht länger verkennt; alles das ist der Samen für die Zukunft; ob aber die ganze Sache wahr sein mag, das weiss ich nicht, es hat niemand bis jetzt etwas davon gehört, vielleicht wird es auch nur verschwiegen[1]). — Wenn die Communikation mit Dresden noch offen ist, so könntest Du Dir während dieses Stillstands vielleicht mit den Kindern in Töplitz ein *rendez-vous* geben und bei der Gelegenheit einige Bäder brauchen. — Mit meiner körperlichen Gesundheit geht es ziemlich leidlich, im Geiste aber bin ich verstimmt und sehr zerstreut; ich bitte Dich tausendfältig um Verzeihung, wenn Du dies etwa meinem

1) Die in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni an den drei Hauptkirchen Roms angeschlagene Excommunikationsbulle Pius VII. gegen die Räuber des Erbguts Petri.

Briefe anmerkst. Könnte ich einen Augenblick an Deinem Herzen ruhen, so wäre gewiss alles wieder gut. Gott erhalte Dich mir, mein liebster Friedrich!

141.

Dorothea an Friedrich Schlegel im Hauptquartier.

Wien, den 24. Juli 1809.

Mein guter, herzenslieber Friedrich, ich bin recht glücklich, dass ich seit einigen Tagen so oft Gelegenheiten finde, Dir zu schreiben. Wenn ich auch nur erst wüsste, dass meine Briefe wirklich an Dich gelangen, und wenn ich auch nur so oft Briefe von Dir haben könnte! Du musst aber auch hübsch aufmerksam sein und allenthalben erkundigen lassen, wenn ein Courier her geht. Gestern erst habe ich Dir einen Brief durch einen zurückgehenden Courier geschickt; ich hoffe, er wird Dir richtig eingehändigt worden sein. Er ist in seinem eigenen Wagen gefahren, und ich glaube sicher, er hätte mich mitgenommen; ich war einigermassen versucht, ihn darum zu bitten, der Gedanke aber, dass ich Dir vielleicht ungelegen kommen möchte, hielt mich zurück. Ich wünsche sehr, Dich zu sehen, ich möchte aber nicht gern eine Unbesonnenheit begehen. Wenn Du es für gut findest, dass ich kommen soll, so darfst Du mir es nur schreiben; wenn ich auch keine andere Gelegenheit finde, so geht doch die Diligence bis Znaym, und von dort kann ich ja bis Iglau Extrapost fahren. Aber freilich muss ich mir erst alsdann einen Pass schaffen! — Ich habe Dir tausend Dinge zu sagen und Dich zu fragen, schriftlich geht es aber nicht gut; solltest Du, wie Wilhelm glaubt, eine Reise machen müssen, so möchte ich Dich doch gar zu gern vorher sprechen, es ist äusserst nothwendig sogar, dass wir uns über alles verabreden. Auf diesen Fall wäre

ich am liebsten bei den Kindern. Sollte es wahr sein, wie es jetzt heisst, dass die Gäste uns hier so bald noch nicht fortgehen werden, so weiss ich nicht recht, wie ich hier fertig werden soll; bei der Arnstein noch viel länger zu bleiben, ist am Ende doch wohl nicht recht mit der Ehre vereinbar, da ich ihrem Hause gar nicht zu nützen weiss.

25sten. Gestern war einer von den Offizieren hier bei Arnstein, die mit dem Fürsten Liechtenstein hier sind. Wie glücklich wir uns fühlten, diese Uniform wieder zu sehen und ein sanftes gutmüthiges Gesicht, das kann ich Dir gar nicht beschreiben. Ich kannte den Offizier nicht, aber von dem ersten Augenblick an ward ich bekannt mit ihm und fragte und erzählte tausenderlei. Die Arnstein fragte ihn: „Kennen Sie Schlegel?“ — „Der bei uns ist?“ — fragte er wieder; dieses bei uns hat mich mehr erfreut als ein Diplom von irgend einer Akademie. Thränen traten mir in die Augen und im innersten Herzen tönte der Schwur: Treu bis in den Tod, über alles Unglück!

Uebrigens sind wir alle sehr betrübt, wie Du wohl denken kannst, besonders seitdem wir nichts mehr hoffen dürfen. Wie wird unser Freund an der Ecke der Renngasse sich grämen, und was wird aus seinen Landsleuten werden? — Recht betrübt ist es auch für mich, dass ich gar nicht weiss, ob Du arbeitest und was? — und ob Du überhaupt in Thätigkeit gesetzt bist. — Es wäre wohl gut, wenn Du Gelegenheit fändest, mir Geld zu schicken; auch wünschte ich sehr, wo möglich Deine Rechnung beim Schneider bezahlen zu können; er war zwar noch nicht hier, aber man sucht jetzt so viel als möglich das Papiergeld anzubringen. — Unser Klinger ist sehr krank, ich besuche ihn oft, er liegt zwar nicht zu Bette, aber er ist sehr bedeutend krank, er hatte heftiges Fieber und Blutbrechen. Seit zwei Tagen ist er

zwar etwas besser, wenigstens hat die Heftigkeit des Anfalls nachgelassen, aber ich fürchte sehr für ihn. Er hat ganz das Ansehen und die gewisse unruhige Ungeduld eines Lungensüchtigen. Baron Penkler und Pater Hofbauer sind sehr gesund, sie denken Deiner in ihrem Gebete und grüssen Dich, auch Arnstein's grüssen Dich; von Nina's weiss ich nichts.

Ich möchte gern immer fort an Dich schreiben und trenne mich sehr ungern von der Unterhaltung mit Dir. Wann werde ich Dich einmal wiedersehen? Ich lebe wieder einmal in einer Art von Selbstvergessen und Selbstnichtachtung fort, mache auch mächtige Fortschritte in der Dummheit; ich muss mich oft anfassen, um mich zu überzeugen, dass ich es auch gewiss selber bin. Sei aber doch nicht besorgt um meine Seele; Du weisst wohl, wo ich immer wieder Licht und Fassung finde, so oft ich mich überwinde, es dort aufzusuchen, denn das Schlimmste ist, dass ich in Betrübniss immer einen Streit mit meiner Trägheit und Nachlässigkeit habe, und dass es dann immer einer Ueberwindung bedarf, um Trost zu suchen. — Doch genug von mir, Du kennst mich ja, warum erzähle ich Dir das alles? Ich umarme Dich, theurer Freund.

142.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Köln.

Wien, den 2. August 1809.

Es ist heute der Jahrestag, dass wir auf dem Apollinarisberg dem Gewitter zugeschaut haben. Es war nicht ohne Bedeutung; wäre ich nicht im Grunde ein sehr gedankenloses Wesen, so hätte ich es damals schon ahnden müssen, dass dies Gewitter Vorbild und Spiegel der Begebenheiten war, die mich erwarteten. Geahndet habe ich freilich etwas, aber ich hielt meine innige Rührung an

diesem und an den darauf folgenden Tagen für eine pure Weichlichkeit. Trifft alles folgende ebenso wieder ein, so habe ich noch die Erwartung, in der Begleitung meines Freundes langsam, wenn auch spät und unter Regenschauern, unter irgend ein sicheres Obdach zu gelangen, aber noch blitzt es rings umher, und dunkle Wolken hängen tief herab und bedecken jede Aussicht. Ich könnte noch Stunden lang so fort fabeln, und das wäre noch das Einzige, wozu ich aufgelegt bin, eigentlich aber wollte ich Ihnen nur ein Zeichen geben, dass ich noch auf dieser schönen Erde und weder todt bombardirt, noch todt gehungert bin, wozu anfangs die schönste Aussicht vorhanden war. Von Friedrich habe ich seit Mitte Juli keine Nachricht; damals war er mit seinem Herrn in Böhmen, wo er jetzt sein mag, weiss ich nicht. Jetzt, da der Friede, wie man sagt, gewiss ist, darf ich hoffen, ihn bald wieder zu sehen. Im März schrieb ich Ihnen, lieber Sulpiz, aber ich weiss nicht, ob Sie meinen Brief erhalten haben. Eigentlich habe ich geglaubt, Ihr würdet so gescheit sein und mit den vielen hunderttausend Gesichtern her treiben, das wäre ein Mittel gewesen, mir sie sammt und sonders erträglicher zu machen, so habe ich nichts als den puren Todärger davon. Für Eure Stüber bekämt Ihr eine gute Handvoll Bankozettel, und da Sie doch das Haus in Köln aufgegeben hatten, so würden Sie, die Reise abgerechnet, hier nicht viel mehr als dort verzehrt haben, vermöge des Unterschiedes des Papiergeldes. Erzählen könnte ich Euch Tage und Wochen lang, bei welcher Gelegenheit Bertram Papier zerknüllen, Federn zerschneiden und allerlei von seinen Künsten treiben könnte, aber zu schreiben bin ich nicht im Stande. Lesen Sie die Zeitungen, berechnen Sie, punktiren Sie, wenden Sie alle vier Species an und von dem Uebrigen bilden Sie eine eigene Rubrik unter dem Titel: Das verstehen wir nicht. Es geht uns allen nicht besser, wir verstehen hier

auch das Meiste nicht; eine Art Schlüssel finden wir in der bewussten Baumwolle im ‚Zerbino', deren eigentliche Beschaffenheit hier nun nicht länger verleugnet werden kann. Es ist nur allzu wahr, es bleibt unserer Eigenliebe auch nicht das geringste Pflästerchen. Betet zu Gott, theuere Freunde, dass er uns erleuchte!

Und nun erzeigt mir die Liebe, grüsst alle Personen, die Antheil an unserem Schicksal nehmen, und gebt mir Nachricht von allen. Vergesst ja niemanden zu grüssen, sie mögen dienen oder herrschen. Ferner grüsst mir den Dom, die drei Könige, alle Eure Bilder (*à propos* Bilder — Füger, dem die Gallerie hier anvertraut war, hat alles wichtiger zu retten gefunden, als die altdeutschen Gemälde, und so hat sie richtig der . . . geholt!), besonders alle meine Lieblinge darunter, und zuletzt setzt Euch auf die Brücke und grüsst mir den Rhein, wenn Ihr recht mitten darauf seid.

143.

Dorothea an Friedrich Schlegel im Hauptquartier.

Wien, 12. August 1809.

Geliebter! ich habe Deinen Brief vom 4. und bin wieder ein gutes Theil ruhiger, denn schon war ich im Begriff, Steckbriefe nach Dir zu schicken. Kein Mensch wollte von Dir gehört oder Dich gesehen haben, und von den beiden Grafen St[adion] hiess es, sie hätten fort müssen! Da hast Du also ein Pröbchen von den Nachrichten, die man uns hier zum besten giebt. — Du bist aber recht eigentlich, was man hier zu Lande „ein lieber Narr" nennt! Wie kannst Du Dich über meine Kleinmüthigkeit aufhalten? und in aller Welt, was hast Du für Gründe zum Gegentheil? Weisst Du es denn nicht, wie geplagt, verhöhnt, gedrückt und mit Füssen getreten wir hier sind,

und kann es Dir denn unbekannt sein, mit welchem greulichen Uebermuth die Sieger von Wagram und Enzersdorf uns seit jenem entsetzlichen Tage behandeln, da wir mit unsern eignen Augen unser Unglück haben ansehen können? Was für Hoffnungen bleiben uns denn noch von allen denen, die wir mit so vielem Rechte haben durften? Wo ist jetzt die Hoffnung der ganzen Welt? Wie soll ich nicht kleinmüthig sein oder vielmehr wie soll ich allein es nicht sein, da wir anstatt eine neue Blüthe der Zeit hervorzurufen, nur eben sehen müssen, wie sie innere Schrecknisse erst recht zur Reife bringt; denn welche Schlechtigkeit sich jetzt Raum schafft, wie auch in den bessern Gemüthern Glaube und alle Hoffnung, alles Vertrauen schwinden, wie die unerhörteste Ruchlosigkeit, der Greuel der Hölle nicht allein in der äussern Welt triumphirt, sondern auch alle Gemüther fortreisst und verderbt — mein Gott, Friedrich, wie soll ich das ansehen können und nicht im Herzen betrübt sein! Welche Aussicht bleibt meinen Söhnen, als sich jenen Gesetzen der Hölle zu fügen; welche Hoffnung bleibt Dir selber, als höchstens die, von dem Ungethüm unbeachtet und verfolgt zu bleiben? — Ich murre nicht, ich weiss, dass unser Erlöser lebt, ich bete seine Vorsehung an und erkenne es, dass wir wohl zu frühe und zu vorschnelle Hoffnungen gefasst hatten, dass eben erst die innere Schlechtigkeit unsers Geschlechts zur Reife aufbrechen musste, eh' wir würdig waren, gerettet zu werden — und wäre ich nur erst der Seelen meiner Söhne gewiss, so erwartete ich mit der grössten Ruhe das Ende meines Lebens.

Vergieb mir, wenn ich Dich traurig mache, lieber Friedrich! Ich bin recht glücklich, dass Du froher scheinst als ich, aber hier in dieser Umgebung, mitten im Druck und im Verderben kann ich selbst es nicht sein. Aber ich erstaune über Deine heitre Stimmung; ich hatte mir eigentlich immer das Gegentheil gedacht und habe unauf-

hörlich zu Gott gebetet, Dich vor Verzweiflung zu bewahren! — Aber freilich leben wir hier auch gar zu sehr im Druck und abgetrennt von allen entgegengesetzten Ansichten und Nachrichten; nach denen, die wir hier haben, sieht es sehr übel um unser Vaterland aus! — Ich habe Dir tausend Dinge zu sagen, ich sterbe vor Begierde und Ungeduld, Dich zu sehen, aber eine Reise nach Ungarn wäre jetzt ja nicht vernünftig, da wir nach allem, was wir hören, in wenigen Tagen Frieden haben, und dann Deine Rückkunft gar keine Schwierigkeit haben wird. Man hält hier den Frieden für ganz gewiss. Heute, heisst es, geht Champagny zum Congress nach Altenburg in Ungarn und in weniger als 14 Tagen haben wir den Frieden. Ich weiss aus sehr sicherm Munde, dass Er den Frieden verlangt und sehr bedarf, und dass er sich darauf verlässt, man werde sich verblüffen lassen. Mache von dieser sehr sichern Nachricht, welchen Gebrauch Du für gut findest; ich riskire, es Dir zu schreiben, weil ich es für gar zu wichtig halte, dies nicht zu ignoriren, und mir scheint beinah, als ignorirt ihr viel zu viel. Sollte aber aus dem Frieden nichts werden, so will ich nach Ungarn reisen, aber dann musst Du mir erst einen Pass schicken, sonst lässt man mich nicht durch; von den Franzosen nehme ich alsdann einen bis zu den Vorposten. Ferner bitte ich Dich dann um eine Adresse an irgend einen Bekannten in Ungarn, der mir ein Obdach schafft, wo ich absteigen kann; denn alle Wirthshäuser in Ofen und in Pesth sind, wie man versichert, überladen voll, und zu dieser Zeit ist alles ganz ungeheuer theuer, so dass ich in wenigen Tagen ein paar hundert Gulden leicht verzehren dürfte. Auch ist es nicht schicklich für eine Frau, allein zu reisen und in einem Wirthshause abzusteigen, ein ordentliches Mädchen habe ich nicht, Nanni ist zu einfältig, um mit ihr zu reisen, eine neue will ich mir in dieser Ungewissheit nicht erst anschaffen, auch ist

es gefährlich, mit einem unbekannten Mädchen zu reisen und auf jeden Fall sehr theuer. Wäre es nicht möglich, dass Du mir Anton mit Deinem Wagen an den Vorposten entgegen schickst? Bis nach Pressburg finde ich alle Tage Gelegenheit zu reisen; Anton könnte mich dort abholen und gleich zu Dir bringen. Geht das nicht an?

O mein herzensliebster, herrlicher Friedrich, wie zittere ich vor Begierde, Dich zu sehen. Unmöglich kannst Du Dich so nach mir sehnen, denn Du hast doch Gegenstände, Umgebungen und Geschäfte, die Dir lieb sind, während ich ein recht dummes Leben zwischen meinen goldenen Wänden hinleiere und mich den ganzen Tag nur zwischen Zorn, Unmuth und Beschämung durchschlagen muss. Das Beste, was ich empfinde, ist: eine wahre Demüthigung; und das Einzige, was ich gelernt habe, ist: des Morgens lang zu schlafen; ich steh' vor 7 Uhr nicht auf, der Tag ist sonst zu lang. Von Deinen Arbeiten weiss hier kein Mensch, und niemand hat davon gehört. Was schreibst Du denn? wie heisst es und wo kömmt es heraus? — Dich scheint der Molch absichtlich zu ignoriren, denn Dein Name wird gar nicht mehr genannt, seit jenem erstenmal, wo man Dich als von England pensionirt angab — die erste seiner Lügen, die ich wünschte, sie wäre es nicht. Wahrscheinlich weiss er um Deine Schrift und schreibt sie vielleicht Gentz zu — wenn Du etwa sie ohne Deinen Namen herausgiebst — denn auf Gentz wird ganz allerliebst geschimpft und geschändet. Liest Du denn die Wiener und die Frankfurter Zeitungen und den Moniteur nicht? Andere Nachrichten als diese haben wir nicht, ich weiss also gar nicht, in wie fern Du etwas zu besorgen haben könntest. Man redet hier kein andres Wort als Einquartierung, Unkosten, Plündern, Schaden, Schönbrunn, Theater, Parade, Contribution und Frieden, wie sollte ich von Dir oder von Dei-

ner Schrift etwas erfahren? Schreibe mir wenigstens den Titel und wo sie herauskömmt.

Wilhelms Räthsel vom Einsiedler bestätigt sich, man hört es jetzt von allen Seiten leise wiederholen; sieh also, dass so viel möglich es nicht ohne . . . [1]).

144.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Wien, 22. August 1809.

Ein guter Freund, der nach Töplitz reist, hat mir versprochen, Euch diese Zeilen sicher zustellen zu lassen; ich hoffe, es wird ihm gelingen. Ich schrieb Euch mehreremal, durch jede Gelegenheit, die sich darbot, und adressirte bald an Euch, bald an Madame Ernst. Erst vor acht Tagen habe ich wieder an den Vater nach Berlin geschrieben und einen Zettel für Euch eingeschlossen. Von dem Vater weiss ich auch, dass Ihr Gott sei Dank gesund und noch zu Dresden seid. Diese Zeilen haben keinen andern Zweck, als Euch über mich zu beruhigen, und Euch zu bitten, dass Ihr mich in Dresden erwarten sollt, denn ich bin ganz fest entschlossen, so bald es mir nur immer möglich sein wird, Euch dort aufzusuchen. Alles, was ich Euch sagen könnte, und wovon mein Herz überströmt, mit Euch zu sprechen, geschehe mündlich; ich bin zu voll und dennoch zu zerstreut, um mit Ruhe schreiben zu können; besonders da ich im Begriff bin, eine kleine Reise nach Ofen zu machen und dort mit Friedrich zu sprechen. Er ist mit der viel zu übermüthigen Gewissheit damals von hier gereist, in wenigen Tagen wieder hier zu sein; seitdem sind Monate vergangen und der Himmel weiss, ob nicht Jahre daraus werden, bevor

1) Schluss fehlt.

er wieder herkommen kann. So oft wir auch Briefe zu wechseln Gelegenheit finden, so können wir doch über unsre specielle Lage gar nicht correspondiren, so wenig als über die öffentlichen Angelegenheiten, und in beiden bringt jeder Augenblick neue Veränderungen, auf welche wir nicht vorbereitet waren; wir müssen uns also nothwendig unterreden und über die möglichst vorauszusehenden Fälle eine Abrede zu treffen. Ist dies Geschäft beendet, so eile ich zu Euch, sobald ich Pässe und die Gewissheit erlangen werde, dass man mich in Dresden dulden wird. Grüsst Eure Freunde und Lehrer von mir, grüsst die Ernst und Augustchen tausendmal; bittet die Ernst, sich unter der Hand zu erkundigen, ob man mir Schwierigkeiten machen würde, eine Zeit lang in Dresden zu sein. Ich glaube es zwar nicht, allein es ist besser, dass man seiner Sache gewiss ist. Wenn noch einige Personen der österreichischen Gesandtschaft in Dresden existiren, so kann man bei diesen sich am schicklichsten erkundigen. Wohnen werde ich mit Euch zusammen, liebste Kinder. Ich habe sehr traurige Zeit hier verlebt, und ich athme nur noch in der Hoffnung, mich in dem Zusammensein mit Euch zu erholen. Schreibt mir und adressirt Euren Brief: bei der Frau Baronin v. Arnstein, am hohen Markt. Gott segne Euch und erhalte Euch Eurer Mutter.

145.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Köln.

Wien, 23. August 1809.

Herr Hotson, der nach Holland zurückreist, wird Ihnen diesen Brief überbringen, es wird Ihnen gewiss angenehm sein, Nachricht von uns zu haben. Könnten wir doch auch welche von Ihnen erhalten! Durch Herrn Hotson können Sie sich von Friedrich erzählen lassen, er hat

ihn kürzlich in Komorn gesprochen. Seit dem Waffenstillstande habe ich recht oft Briefe von ihm, worin er mir aber freilich nichts mittheilen kann als die Nachricht seines Wohlbefindens; dass er in tiefster Seele betrübt ist, können wir uns allerdings vorstellen. Morgen denk ich auf einige Tage nach Pesth zu reisen, um den Friedrich zu sehen und wegen der nächsten Zukunft einige Abrede mit ihm zu nehmen. Sollte er sich noch lange in Ungarn aufhalten müssen, so werde ich unterdessen nach Dresden zu meinen Söhnen emigriren. Sie haben gewiss oft unserer gedacht, davon bin ich überzeugt; aber auch ich dachte Ihrer und meines geliebten Rheines nicht weniger und zwar sehr oft mit Sehnsucht nach dessen Anblick. Die Ufer der Donau werden noch viel zu thun haben, ehe sie mir jene geliebten Ufer ersetzen, und ich fürchte, es wird ihnen schwerlich je gelingen. Es mag wohl ein Vorurtheil sein, aber es ist mir immer, wenn ich die Donau sehe, als erinnerte sie mich an die Türkei, und diese lieb' ich nun einmal nicht, die Erinnerungen des Rheins sind mir lieber. Werde ich ihn je wiedersehen, sammt den mir so lieben Bewohnern seiner Ufer? Man fing an, mich hier tapfer auszulachen wegen meiner Vorliebe für die Rheinländer, und wird sie nicht glänzend bewährt durch die Erscheinung des nassauischen Regiments — das schönste, das beste und gutmüthigste der feindlichen Armee und meistens aus lauter Rheinländern bestehend. Aber welche Zeiten erleben wir, Freunde! und warum soll ich es läugnen, ich schreibe Euch nur allerlei Unbedeutendes, weil ich immer hoffe, eine Wendung zu finden, Euch von dem zu sprechen, was mir und auch Euch gewiss am meisten am Herzen liegt. Aber wie soll ich davon reden? Wo anfangen oder aufhören? Nur zu wahr ist alles geworden, was ich immer geahndet habe, was Ihr und Friedrich mir zur Unthat anrechnetet, es zu ahnden, und was ich endlich aus Misstrauen gegen mich selbst und im Vertrauen Eurer bessern

Einsicht verwarf.... Auch hier ward, wie Goethe vom Hamlet sagt, eine That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist! Die zögernde Natur des Helden versäumt den Moment und zieht Welten mit in ihr Verderben! Zum erstenmal empfinde ich eine grosse Traurigkeit darüber, nicht mehr jung zu sein, um einen andern Welttheil mit meinen Angehörigen zu suchen. Meine Kinder werden es thun, und sie werden das Grab ihrer Mutter in einer Einöde, von raubenden Barbarenhorden bewohnt, unbesucht zurück lassen.

Den Leuten hier ist zu Muth wie Spielern, die in halbem Rausch alles auf eine letzte Karte gesetzt haben. Verzweiflung und Muthlosigkeit wechseln, und nur gar wenige sind ergeben und finden selbst im Unglück Beruhigung und bessernde Tröstung. Könnten wir uns nicht einmal hier wiedersehen? Sie finden an der Donau jetzt Ihr Vaterland auf eben die Art wieder, wie Sie es am Rhein verlassen. Leben Sie wohl, erinnern Sie sich unserer und empfehlen Sie mich tausendmal den Geschwistern, Freunden und allem, was Theil an uns nimmt.

146.

Jonas Veit an seine Mutter Dorothea in Wien.

Dresden, 24. September 1809.

Meine gute Mutter! Aus den Briefen der Madame Ernst wirst Du erfahren haben, dass Du nicht hierher kommen kannst, und damit wäre uns denn unsere schönste Hoffnung verloren. Einen Brief erhielten wir von Dir durch Deinen guten Freund aus Töplitz, der uns einigermassen beruhigt hat über Deine Person. Auch haben wir keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, Dir zu schreiben, doch ist alles dies so weitläufig, dass es einem keine rechte Freude macht. Mir geht es hier nicht gut, ich habe

nichts, was mich hier bindet, und bin entschlossen, zu Dir zu kommen, wenn sich nicht zu grosse Schwierigkeiten dagegen setzen. Dem Vater habe ich darüber zugleich mit diesem Brief geschrieben und um seine Einwilligung gebeten. Ich hoffe von Dir noch im zukünftigen Monat Antwort haben zu können, denn länger als bis zu Ende October mag ich nicht gerne hier bleiben. Du wirst mich gewiss verstehen über das, was mich jetzt zu einer so schwierigen Reise antreibt, und es ist noch manches hinzugekommen, worüber wir am besten mündlich sprechen können. Wenn unser Zusammensein jetzt daher nicht ganz unmöglich ist, so schlage es mir ja nicht ab; der Vater wird seine Einwilligung gewiss geben, und dann reise ich, sobald ich nur Antwort habe, mit der Post ab. Philipp wird in jedem Fall hier bleiben, er wird Dir am besten selbst darüber schreiben.

[Philipp.] Geliebte Mutter, es ist wirklich recht traurig, dass ich nun unser langersehntes Beisammensein noch länger entbehren muss, und ich könnte wohl deswegen die Umstände recht verwünschen, die es hindern. Doch das sei ferne von mir. So viel, glaube ich, muss jeder Gutgesinnte über sich erlangen können, dass er über sein einzelnes Privatinteresse dem Ganzen nicht eine andere Richtung zu geben wünscht. Du wirst vielleicht sagen, da ich es so sehnlich wünsche, bei Dir zu sein, so käme es ja nur meistens auf mich selbst an, meinen Wunsch zu befriedigen. Aber Du würdest es doch wohl wieder nicht sagen, wenn Du sähest, warum ich mir eigentlich diesen Wunsch versage. Auch glaube ich, könnte er dort nur halb erfüllt werden, denn welch trauriges und höchst unruhvolles Leben muss dort sein! Aber das kannst Du glauben, dass das es nicht ist, was mich abhält, hinzukommen, im Gegentheil wäre es noch ein Sporn für mich, Dir Deine Gegenwart dort so viel als möglich zu erleichtern, allein der Johann will ja schon zu Dir, und mich

halten Pflichten hier, die er nicht mehr zu erfüllen hat oder die er auch glaubt in Wien erfüllen zu können, welches ich nicht kann, da ich der Leitung in der Kunst noch viel, viel mehr bedarf als er. Und pflichtwidrig ist es doch wohl allerdings, Deinem Wunsche, der späterhin (so hoffe ich zu Gott) doch wohl in Erfüllung geht und wohl noch unter bessern Umständen, das, wenn auch nur auf eine Zeit lang aufzuopfern, wodurch ich zu dem zu gelangen denke, was der Hauptendzweck meines ganzen jetzigen Lebens ist. — Doch darüber werde ich wohl einst mündlich am besten mit Dir reden können, bis dahin habe das Zutrauen zu mir, dass ich ganz gewiss so handle, dass ich glaube, Rechenschaft davon ablegen zu können, und wenn ich anders thäte, so würde es gegen mein inneres Gefühl laufen. Wenn Du die Ernst oder auch andre darüber frägst, so werden sie Dir auch gewiss rathen, mich hier zu lassen. — Liebe Mutter, ich fürchte, Du legst das, was ich schrieb, für Mangel an kindlicher Liebe von mir aus; doch das kannst Du nicht gut, denn Du weisst ja, wie sehr ich Dich liebe; möcht' ich Dir es doch noch immer mehr beweisen können.

Ich bin recht sehr gesund und auch ganz vergnügten Sinnes. — Die Gallerie ist zwar fort, indessen ist sie nicht ganz das Einzige, was mich hier liebreich fesselt, auch sind noch viele Bilder hier. Vielleicht schreibt Dir Matthäi noch etwas, da ich ihm die Furcht vor Deiner Gelehrsamkeit benommen habe.

Dein treuer Sohn P.

P. hat Dir zu schreiben vergessen, dass er zu Matthäi hinziehen will, wo er gewiss gut aufgehoben sein wird. Auch hat er jetzt alle nur mögliche Gelegenheit, sich in der Kunst zu bilden, und es wäre gar nicht rathsam, wenn er sich jetzt entfernen wollte. Ich muss indess jetzt ganz etwas andres suchen und hoffe gewiss, es bei Dir zu finden. Ich erwarte sehnlichst Deine Antwort

und hoffe, dass alles noch gut gehen wird. Am sichersten wirst Du wohl über Berlin schreiben können, durch den Vater, der diesen Brief auch besorgt. Sollte aber ein kürzerer Weg möglich sein, so wäre es mir noch lieber. — Pässe werde ich wohl hier erhalten können und dann in Gottes Namen fort. Dein treuer Sohn J.

147.

Dorothea an ihre Söhne in Dresden.

Pesth, 23. October 1809.

Heute ist es grade ein Jahr, meine geliebten Söhne, dass ich mich von Euch trennte. Damals glaubte ich nicht, dass es auf so lange Zeit geschehen würde. Ich war des festen Willens, in wenigen Wochen wieder bei Euch zu sein, aber eine ganz unvorhergesehene Fügung des Himmels führte mich weiter von Euch fort, als ich ahndete. Seit dem 27. August bin ich hier bei Friedrich, den ich nicht ganz wohl traf; jetzt ist er aber ganz wieder hergestellt. Durch das Zusammensein mit ihm habe ich mich ganz wieder erheitert, (denn das Leben, besonders die letzte Zeit, in Wien hatte sehr viel niederschlagendes) und nun eile ich unverzüglich zur Ausführung meines Planes: ich komme zu Euch nach Dresden, wenn Ihr nämlich noch dort seid, um mich so bald nicht wieder von Euch zu trennen. In diesen Tagen sehne ich mich verdoppelt nach Euch, obwohl in dem ganzen Jahr kein Tag verging, an dem ich mich nicht herzlich gesehnt hätte, Euch wieder zu sehen. Ihr werdet doch auch wohl an mich denken, morgen als an meinem Geburtstage?

— — Ich reise nun in wenig Tagen mit der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, wieder nach Wien zurück. Friedrich wird wohl noch eine Zeit lang hier bleiben müssen. In Wien bringe ich einige Sachen in Ordnung und

reise alsdann, so bald sich eine Gelegenheit findet, die nicht zu kostspielig ist, zu Euch. Und nun hört meine Aufträge und besorgt sie nur ja recht ordentlich. Erstlich lasst mich nur ja einen Brief in Wien vorfinden, worin Ihr mir Nachricht gebt, ob ich Euch in Dresden finde oder nicht, damit ich nicht vergeblich reise. Ihr adressirt: Frau v. Schlegel bei der Baronin von Arnstein, am hohen Markt abzugeben. Wundert Euch nur weiter nicht über das Frau von, das ist österreichischer Styl[1]). Dann miethet gleich eine gute Wohnung für uns zusammen von drei bis vier Zimmern und wenn es sein kann, einer Küche, wenn sie auch noch so klein ist. Die Gegend ist mir ganz gleichgültig, wählt sie nach Eurem Bedürfniss, nur wo möglich die Fenster nicht nach Norden und überhaupt gut gegen die Kälte verwahrt. Es wäre mir freilich lieb, nicht gar zu weit von der Kirche und von Ernst's zu wohnen, indessen wenn es nicht anders sein kann, so muss man schon sehen, wie man sich hilft. Ich bin gut zu Fuss, und im Nothfall kann man sich tragen lassen. — — Liebe liebe Kinder, der Gedanke, dass ich Euch nun wirklich bald umarmen soll, und dass dieser Brief schon die erste Vorbereitungsanstalt dazu ist, macht mich ordentlich wieder heiter und guter Laune, und in dieser Stimmung will ich nur endigen, ehe ich wieder auf trübere Gegenstände gerathe.

1) Schon Kaiser Ferdinand III. hat der Familie Schlegel ein Adelsdiplom gewährt (A. W. Schlegel's W. 8, 263). Fr. Schlegel machte jedoch bei Veröffentlichung seiner Schriften davon keinen Gebrauch; erst auf der nach seinem Tode erschienenen Ausgabe sämmtlicher Werke ist seinem Namen das Zeichen des Adels vorgesetzt. Was v. Feuchtersleben, der Biograph Friedrichs, hierüber bemerkt (Fr. Schlegel's W. 15, 281), ist nicht ganz richtig.

148.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Pesth.

Wien, 21. November 1809.

Ich weiss eigentlich nicht recht, warum ich Dir noch schreibe, denn ich hoffe mit Zuversicht, Du wirst Dich nun bald auf den Weg begeben, indem kein Feind mehr hier zu sehen ist, ausser die Kranken und die dazu gehörigen Aerzte. Ich kann aber keinen Tag länger warten, Dir für Deinen allerliebsten Brief vom 16. zu danken, den ich gestern Abend erhielt. Du bist der Vortrefflichste unter allen Liebenswürdigen; und dass Du so über Deine Mühseligkeiten scherzest, ist mir rührender als alle Klagen; ich bin Dir herzlich gut.

— — Sobald ich Hammer[1]) sehe, werde ich ihn um seine Andenken bei Graf Zinzendorf bitten, indessen glaube ich, Du wirst alle Zeit hier haben, das Geschäft mit der Vorlesung selber zu treiben. Ich glaube sogar es ist besser, noch vorzubereiten, indem das allgemeine Interesse jetzt gar zu sehr auf andre Gegenstände gespannt ist. Nach einigen Wochen, und wenn der Hof erst decidirt hier oder nicht hier sein wird, darf man hoffen, mit einem andern Gegenstand Eingang zu finden. Den Grafen Metternich musst Du Dir auf alle Weise zu erhalten suchen, denn die Hauptsache ist jetzt die Anstellung, das Uebrige kommt von selbst. — Wer meinst Du wohl war gestern Abend bei mir? Niemand anders als Cornelius Best[2]), *médecin de l'armée,* mit einem saubern Stutzbärtchen, einem grossen Hut mit einem Klunker dran, weisse Wäsche und alles, wie es sich dazu gehört. Alles zusammen machte eine recht gute Figur. Der hat mir

1) Hammer-Purgstall, damals Beamter der Hofkanzlei.
2) Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 337.

allerliebste Dinge erzählt von dem Münchner Klatschpack, — — — —[1]) an der Spitze; für jede Viertelstunde, die Du Dich mit ihnen encanaillirt hast, schlage an Deine Brust und rufe *mea maxima culpa!* — Läugnen kann ich nicht, dass ich etwas zornig bin über diese Verräther des heiligen Geistes, und — nun Gott verzeihe ihnen, ich will vergeben!

Aber denke Dir nur, dass Caroline gestorben ist! Es war mir doch ein Schrecken, als Best es sagte. Mir ist sehr wohl, dass ich ihr längst schon verziehen habe, sonst müsste mir bange sein, dass sie ohne Versöhnung hat aus der Welt gehen müssen, und ich hoffe nun, sie wird Vergebung finden, wie ich ihr von ganzem Herzen vergeben habe. Sie machte mit Schelling und seinem Bruder eine Lustreise nach Schorndorf, dort ward sie plötzlich krank und starb nach wenigen Tagen an derselben Krankheit und auf dieselbe Art, wie ihre Tochter starb, unter Schelling's und seines Bruders Händen[2]). — So wie Du im Sinne hast, den Streit mit Schelling aufzunehmen, darf ich mich länger nicht dagegen setzen, obgleich mir innerlich davor graut, zumal wenn ich bedenke, dass Du den Faden da anknüpfest, wo es dann nicht mehr bei Dir steht, ihn wieder fallen zu lassen, nämlich bei Deinem Glauben und bei der Ehre der Kirche. Gott wolle Dir Kraft geben und Dich mit allen Gaben seines Geistes erleuchten! — Sulpizens Brief ist freilich eine blose Kunstrelation und so hat er ihn mir ja selbst angekündigt und

1) Die Namen Sophie und Ludwig Tieck sind später getilgt worden. Vgl. Waitz, Caroline 2, 360 f. und 365; Janssen, Zeit- und Lebensbilder 200 f.

2) Caroline Schelling, † zu Maulbronn am 7. September 1809, Dorothea's leidenschaftliche Gegnerin, über die sie 1801 an A. W. Schlegel schrieb: „Wenn sie nur jemand todtschlagen wollte, ehe ich stürbe“ (Waitz 2, 142 und 220). Vgl. Haym 714 f.; Dilthey, Leben Schleiermacher's 1, 512 f.; Aus Schelling's Leben 2, 168 ff.

mich höchst ungeschickt in diesem Augenblick an unsre Streitigkeiten über Meinungen erinnert, in welchem uns alles daran liegen muss, bei diesem allgemeinen Misslingen wenigstens bei unsern Freunden Uebereinstimmung zu finden. Aber Delicatesse findet man beinah noch seltner als Aufrichtigkeit — und übrigens weisst Du ja selber, wie sehr alles Gemüth leidet bei der Kunst- und Antikensammlerei! Lass ihn nun seine Laufbahn machen, er wird sie gewiss zu Deiner Ehre machen, und undankbar wirst Du ihn gewiss nie finden, dafür möchte ich mich verbürgen; seine Portion Eitelkeit abgerechnet, die ihre Rechte behauptet, hat er ein treues Gemüth, und sicher wirst Du ihn allenthalben finden, wo Du seiner bedürfen wirst. Auch ihn haben die Natterzungen in München nicht unberührt gelassen und das wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil er sich als unser Freund zeigte. Er hat mir noch auf einem besondern Zettel Aufträge wegen Grundriss von St. Stephan &c. gegeben und ich gebe mir Mühe, ihm das Verlangte zu verschaffen.

Ich bleibe nun hier und erwarte Dich auf jeden Fall. Die Briefe der Kinder machen ohnehin neue Consultationen nothwendig, ich schicke sie Dir nicht mit, weil ich nicht gewiss bin, ob Dich der Brief noch wirklich trifft; es ist auf jeden Fall besser, mündlich darüber zu reden. So auch über alle Oeconomica. Ich richte nichts ein und bestimme nichts, sogar nicht einmal die Zimmervertheilung, bis Du hier bist. — Nina und Lotte sind die liebenswürdigsten Kinder von der Welt. Sie waren alle hier bei mir, auch Czerny; Nina sogar schon einigemal, trotz dem fatalen Wetter. Ich argwöhne zwar, dass Czerny aus Liebe und Furcht für und zu dem Frieden mich bis jetzt vermied, allein ich will es so genau nicht nehmen, das ist eine Klippe, wo wohl stärkere als er scheitern; wenigstens wollen wir ihn um der beiden Frauen willen nicht von uns stossen; auch ist er, seine Schwach-

heit abgerechnet, doch auch gut und liebenswerth. — Aber nein, das ist zu arg! Ich habe auch allem Umgang, für meine Person, mit allen deutschen gelehrten Männern und Frauen abgeschworen! Es ist wieder eine rechte Gnade von Gott und ein wahres Geschenk seiner väterlichen Güte, dass Du eine andre Laufbahn als die blos litterärische ergreifen musstest; danken wir ihm täglich [1]).

149.

Dorothea an ihren Sohn Jonas in Berlin.

Wien, 22. November 1809.

Wie ich hier aus Ungarn zurückkam, fand ich eine Menge erfroren gewesener Briefe aus allen vier Himmelsgegenden zusammen, unter andern auch einige von Dir, mein Sohn, von Deinem Bruder und vom Vater. Jene Briefe haben mich grösstentheils seltsam ergriffen, indem sie in einer Zeit geschrieben waren, in welcher man noch Gewährung des vielleicht zu kühnen Wunsches hoffen durfte. Auch ist mir gestern Dein Brief vom 10. d. aus Berlin zugekommen. Ich war überrascht und tief gerührt von Deiner Reise nach Böhmen und Deiner Absicht. Gott sieht gewiss Deinen guten Willen, und die Schritte, welche Du gethan, sind alle gezählt vor ihm; musste es auch nach seiner ewigen Weisheit für die Welt misslingen, so zweifle keinen Augenblick daran, dass es für Dich selber nicht ohne Frucht sein wird, insofern Deine Absicht gottgefällig war. Erhalte Dir den Willen zum Guten und den Muth für das Gute zu kämpfen. Nicht auf dem Schlachtfelde allein, in jeder Thätigkeit, auf jeder Bahn des Lebens finden wir Gelegenheit zum Kampf gegen das Böse, das uns allenthalben in den Weg treten

1) Schluss fehlt.

muss, um unsre Rüstigkeit und die Festigkeit im Guten zu bewähren. Als Streiter Gottes und der gerechten Sache zu leben und zu sterben — dieses glorreiche Loos erbitte ich täglich von Gott für Euch, meine Geliebten, und Ihr findet in jeder Lage die Gelegenheit dazu. Diesen Gedanken wirst Du bei aufmerksamer Betrachtung auf vielen Kunstwerken der Alten angedeutet finden; es ist eben so wohl das Motiv des Künstlers als des Kriegshelden, des Bürgers als des Staatsmannes. Es sollte wenigstens das Motiv sein, und als dieses wirklich einst allgemein geltend war, damals entstanden auch die Heldenthaten jeder Art, die wir armen Verirrten jetzt bewundernd anstaunen; und vergeblich schwanken wir in hochmüthiger Willkür auf allerlei Nebenwegen und suchen sie durch seltsame Sprünge zu erreichen und gar zu übertreffen. Diese demüthigen Heroen erreichen wir nie auf einem andern Weg, als den sie selber sich leiten liessen; und hier wird Gott uns Arme erwarten, wo wir seiner Hülfe würdig sind, und das Gelingen wird nicht länger ausbleiben. Bis dahin rette sich, wer da kann! Das heisst: rette ein jeder seine eigne Seele, bis alle sich auf demselben Wege versammelt finden.

Dass Du in Berlin bleiben willst, scheint wieder ein neues Hinderniss für unsre Absicht zu sein. Ich könnte freilich zu Philipp nach Dresden reisen, aber das scheint mir durchaus zweckwidrig, indem unsre Absicht doch alsdann nur halb erreicht werden kann, und die Zeit drüber hingeht, wo ich mit Euch leben kann. Ich wünsche Euch beide bei mir. Wenn Ihr Euch zu einer Reise hierher entschliessen könntet, so sollte es Euch sicher nicht gereuen, es hätte für mich wie für Euch sehr viele Vortheile. Friedrich ist noch in Ungarn, er wird aber hoffentlich, nun die Franzosen fort sind, mit den übrigen Beamten bald hier sein. Seiner Vermuthung nach kann es aber doch noch bis Ende dieses oder anfangs des künftigen

Monats währen. Ungarn ist ein sehr schönes, ausserordentlich reiches Land, aber noch beinah ganz unkultivirt. Es war mir oft dort zu Muth, als wäre ich in Otaheiti oder bei den Südseeländern; das Ansehen der Landleute ist wenigstens ganz so, sowohl in Rücksicht der Wohnung, der Kleidung und der ganzen Art, wie in allen ihren Einrichtungen, grade so wie man es in den Reisebeschreibungen findet. Auch ihr Charakter hat noch sehr viel wildes. Wir haben uns oft gedacht, ob nicht einmal hierher noch grosse Völkerwanderungen einst hinziehen werden, so wie im Süden und Westen nach Amerika. Der Gedanke würde als eine entfernte Aussicht etwas tröstliches haben, wenn nicht durch die allgemeine Verblendung und Verkehrtheit die Bildung dort angefangen würde, wo sie allenthalben jetzt aufhört, nämlich bei dem Indifferentismus und dem witzigen Unglauben. Ein Franzose hat einst von den Russen gesagt, *ce sont des ours poudrés*. Von den halb aufgeklärten, halb noch heidnischen Ungarn könnte man dasselbe vielleicht mit noch grösserm Rechte sagen.

Man könnte allerdings kleinmüthig werden bei diesen Bedrängnissen und trüben Aussichten von allen Seiten, die Betrachtung aber, dass, wie das Elend allgemein ward auf dem Wege, wo wir Licht und Glückseligkeit vermutheten, ebenso uns Rettung und wahres Heil erscheinen, wo wir uns schon verloren wähnen, diese Betrachtung muss uns trösten und stark machen. — Sei heiter, mein Sohn, und fasse rüstig und guten Muths alles an, was Dir auf Deiner Bahn noththut; erreiche, was Du vermagst, und lasse ohne Trübsinn, was Du nicht erreichen kannst, andern Kräften über. Nimm Dir jeden Tag auf's neue vor, alles zur Ehre Gottes, zum Nutzen des Nächsten und zum Heil Deiner Seele anzufangen und zu vollenden, was Dir zu thun gewährt wird. Geniesse jede Freude, jedes Wohlgelingen mit froh erhobenem Herzen und opfere

jeden Schmerz und jedes etwanige Misslingen Gott auf und bitte ihn, das Opfer gnädig aufzunehmen und es zum Heil Deiner Seele und zum Heil aller derer, die Du liebst und die Du in Deinem Gebete mit einschliessest, gedeihen zu lassen. Bete auch für mich, mein Sohn, so wie ich für Euch täglich zu Gott bete. Antworte mir nur gleich umgehends, ob Ihr meinen Vorschlag, herzukommen, annehmt oder nicht. Ich umarme Dich von Herzens Grunde.

150.

Friedrich an Dorothea Schlegel in Wien.

[Pesth 1809.]

. . . . [1]) einreden lassen, so ist sie gewiss sehr schnell zur Erkenntniss gekommen, und ihre beständigen Warnungen vor Sophie [2]), ihre stete ängstliche Rücksicht auf Dich waren denn die Folgen ihrer bessern Erkenntniss und Reue. — Doch Du scheinst auch gegen sie keinen Groll zu hegen, und so wollen wir uns übrigens diese sämmtlichen Tieck's nur gar nicht weiter zu Gemüthe ziehen, ausser insofern sie in einer und derselben irdischen Welt mit uns athmen. — Mir thut es am meisten leid um seine Poesie, die doch in der Gemeinheit mit zu Grunde gehen muss. Was die Religion betrifft, so lass Dir das weiter nicht empfindlich sein; der Missbrauch der Unwürdigen gehört mit zu der irdischen Erscheinung des himmlischen Lichts. Glaube mir nur, zu den Zeiten der Apostel, selbst unter ihrer nächsten Umgebung und vorgeblichen Anhängern, hat es grade solche falsche Bekenner, die einen Theil der Mysterien mit dem Verstande oder der Phan-

1) Anfang fehlt.

2) Tieck's Schwester, erst Bernhardi's, dann v. Knorring's Frau. Vgl. Waitz 2, 363 f.

tasie wohl ergriffen hatten, von Sinnesart aber wüst und schlecht geblieben waren, genug gegeben. Du wirst die deutliche Beziehung darauf in sehr vielen Stellen des neuen Testaments finden und diese jetzt noch um so besser verstehen.

Dein Klagelied über die Gelehrten jetziger Zeit ist sehr gerecht. Aber liesse sich nicht ein eben solches von den Staatsbeamten — von der Gesellschaft und wovon nicht alles noch anstimmen! Man muss eben unerschütterlich standhaft und geduldig sein. — Dieser Tage speiste ich bei dem Grafen Brunswick; da war auch von dem Verbot der ausländischen Zeitungen die Rede, aber ganz anders als zu Wien. Also hatte Gentz, freilich blos für hier, dennoch vollkommen Recht — auch sein übriger Unwillen gegen mein geliebtes Kalmuckenvolk ward mir ganz erklärlich; denn in der That hatte ich in jenem Cirkel Gelegenheit genug, zu erstaunen und alles übrige zu errathen, worauf sein sehr gerechtes Urtheil sich gründen mag. Nur hat er freilich wieder darin ganz Unrecht, die Gesellschaft für das Volk zu halten und von diesem weiter gar keine Notiz zu nehmen. Und doch mag es bei diesem wohl ganz anders aussehen, bei aller anscheinenden Rohheit, wenn man nur auf den rechten Grund geht. Erst gestern Abend machte ich an der Wirthstafel Bekanntschaft mit einem kumanischen Herren, so dass wir einige Stunden zusammen sitzen blieben. Welche Kenntniss der vaterländischen und der österreichischen Geschichte aus jeder Epoche, welche gute Gesinnung und herzliche Zuneigung für Oesterreich, welchen gesunden Verstand, welche richtige Ansicht des Krieges, ja der Lage von Europa fand ich nicht bei diesem Manne, vor dessen blassem, etwas riesenhaftem Anblick sich Gentz übrigens versöhnt haben würde. Von seinem Schnurrbart kannst Du Dir eine deutliche Vorstellung machen, wenn Du zwei grosse Schuhbürsten mit dem breiten Ende schräg gegen

einander hältst. Einen so verständigen Ungar habe ich noch nicht gesehen. Aber freilich haben auch die Kumaner ihre eigne freie Verfassung wie die Sachsen in Siebenbürgen. — Wegen Schelling's Angriff sei nur unbesorgt; antworte ich ihm, so gilt es nicht ihm allein, sondern ich nehme gleich Planck, Villers und alle einigermassen honneten Gegner mit dazu und werde mir schon meine Gränzen zu setzen wissen.

— — Die beiden Mädchen — ich meine die klugen Kinder — grüsse nur schönstens von mir. Ich finde übrigens diesen Deinen Ausdruck, sie beide Mädchen zu nennen, sehr artig und besonders für die Lotte noch passender als für die Nina. Der Himmel verleihe Dir die nöthige Geduld, geliebtes Weib. Es werden nun immer noch an 8—10 Tage vergehen, ehe ich hoffen darf, bei Dir zu sein. Ich umarme Dich von Herzensgrunde.

Friedrich Schlegel.

Also nun auch Caroline? Ich muss mich erst besinnen, was mir dies für einen Eindruck macht. Freilich, mir war sie schon lange gestorben.

151.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Ofen.

Wien, 29. November 1809.

Alles ist richtig angekommen, geliebter Freund! sogar der verspätete Brief durch den Baron Penkler. Gestern Mittag bekam ich den Brief durch Hormayr, (ihn selber sah ich noch nicht) und auf den Abend kam G. Finckenstein, vom Wagen steigend, zur Eskeles und brachte mir Deinen Brief gleich. Nun fehlt also gar nichts. Ich habe Deine Einlagen für Hardenberg und für Wilhelm gleich eingesiegelt, und sie gehen heute fort. Ob die Briefe an Wilhelm gelangen werden, wenn man sie nach Coppet

schickt, weiss ich nicht, da er davon spricht, nach einer Stadt nach Frankreich zu gehen, aber ich denke doch, man wird sie ihm nachschicken. Den an Hardenberg schicke ich nach Meiningen. Knorring ist mit Pappenheim nach München gereist, ich meine doch, ich schrieb Dir das schon einmal. Deine Briefe sind vortrefflich — Du hast mir eine grosse Freude gemacht, sie mich lesen zu lassen — besonders der an Hardenberg; ein recht göttliches Zürnen ist darin, und dieses so stark und milde zugleich und in der Sprache so einfach und klar, ohne alle leidenschaftliche Auswüchse, wie ich noch nichts von Dir gelesen habe. Wie viel liegt doch in wenig Worten, und was ist die Gabe der Rede doch so geheimnissvoll! Wäre es möglich, eine Rede an die Grossen Deutschlands eben so zu schreiben wie diese wenigen Worte an Hardenberg, sie müssten ganz gewiss von mächtiger Wirkung werden; und hätte dies keine Wirkung, so wäre dann wirklich, wie das Evangelium sagt, das Salz der Erde dumm geworden und müsste hinaus geworfen werden. Ich glaube, man sollte sich nur gar nicht so viele Mühe geben, für das Volk zu schreiben; das Volk ist vortrefflich, der grösste Theil überall, in Deutschland nämlich, aber die Grossen!

Doch das wissen wir ja schon lange. Wie gut hier das Volk ist, haben wir vorgestern bei der unerwarteten Ankunft unsers Kaisers gesehen. Er kam in einem ganz unscheinbaren offnen Wagen, ohne alles Gefolge, seine Koffer und Gepäcke auf seinem Reisewagen selbst, ganz bürgerlich, nur ein Offizier sass bei ihm. Eine halbe Stunde vor seiner Ankunft hatte Graf Wrbna anschlagen lassen, dass man ihn den Tag erwarten dürfe, und indem man noch berechnete, zu welcher Stunde er ankommen könnte, so verkündigte ihn der Jubel schon auf der Strasse. Ich war bei Tische bei der Eskeles, als dieser ganz unglaubliche und unbeschreibliche Lärm und das Gewühl an-

strömte. Nie hat man so etwas gesehen; der Wagen ward mehr getragen als gezogen. Männer und Weiber reichten hinein in den Wagen, man sagt, der Kaiser habe vielen die Hand gegeben und sei sehr gerührt gewesen. Einige sollen geschrieen haben: „Lass ihm die Länder, du hast uns! Siehst du, das hat er doch nit gedörft, so ohne Wach in eim offnen Wagen hier hereinfahren[1]!“ Sehr rührend war mir, als der Wagen nun so langsam heran kam, und die Menschen bald auf die Räder, bald am Schlag herauf sprangen, einige von ihnen zu sehen, die gar nirgend ankommen konnten und nun im Eifer sich gegen die Pferde warfen und sie umarmten und küssten, als ob sie es ihnen danken wollten, ihn hergezogen zu haben. In Zeit von einer Viertelstunde war die Stadt mit den Vorstädten herrlich erleuchtet und nicht allein die ersten Stockwerke, sondern hinauf bis unter die Dächer. Der Kaiser fuhr herum in der Stadt in den erleuchteten Strassen, und der Jubel dauerte bis 3 Uhr in der Nacht. Gestern sollte wieder erleuchtet werden, aber es ward verbeten, und in dem Augenblick war auch alles aus. Nie hat man grössern Gehorsam gesehen. Heute ist *Te Deum* in St. Stephan, und wahrscheinlich wird den Abend wieder erleuchtet werden. Nach St. Stephan ging ich gern, aber das Gedränge ist zu gross und das Wetter zu schlecht. Ich schreibe Dir also unter dem Glockengeläute und muss sehr bald zur Arnstein, deren Geburtstag heute ist.

Graf Finck erzählte mir gestern von den Krankheiten in Pesth. Gott sei gelobt, dass Du gezwungen warst, von dort wegzugehen; in Ofen ist es ja besser, wie ich höre. Wärst Du nur erst in Pressburg oder besser wärst Du nur erst hier! Wenn Du noch das 52. Stück der Zeitung[2])

1) Oesterreich hatte im Wiener Frieden 2000 Quadratmeilen mit 3½ Millionen Einwohnern verloren.

2) Friedrich Schlegel redigirte die Armee-Zeitung.

in Pesth abwarten musst, so kann das ja noch drei bis vier Wochen währen, denn als ich fortging, warst Du ja erst an No. 33, wenn ich mich recht erinnere. Warum kömmt denn die Zeitung noch nicht hier her? Es kennt sie kein Mensch hier und es giebt gar kein Exemplar davon ausser Penkler's und einige, die Hormayr hergeschickt hat, die wie eine Art von Geheimniss blos unter der Hand herumgehen. Sorge doch dafür, dass man gehörig hier welche herschickt. Strauss seh ich jetzt gar nicht. Ueberhaupt ist es doch mit den hiesigen Buchhändlern ein Elend, man kann ja nicht einmal weder Deine Gedichte, noch das ‚Spanische Theater' (nämlich Wilhelm's zweiten Theil) haben. Ich hätte so gern an Henriette Deine Gedichte mitgeschickt, ich habe sie aber durchaus nicht haben können, und auch von Deinen Exemplaren erfährt man nichts. Was macht denn Hitzig?

— — Mit Hammer habe ich gesprochen, er reist dieser Tage nach Paris, wird aber vorher noch in Deiner Angelegenheit mit Graf Zinzendorf reden. Er hat Dir ein schönes Exemplar der ‚Fundgruben' [1]) im Namen des Grafen Rzewuski geschickt, mit der Bitte, für das nächste etwas zu liefern. — Mit Graf Johann O'Donnel, der heute nach Pressburg gereist ist, habe ich auch wegen der Vorlesung gesprochen; er meint, Du müsstest noch etwas damit warten, bis die böhmischen Herren, denen er in Ansehung der Bildung vor allen unsern übrigen den Vorzug giebt, wieder sich in die Hauptstadt versammelt haben. Dieser Augenblick grade ist nicht günstig für eine solche Unternehmung. Ihn schien Dein Vorsatz, dennoch hier zu bleiben, zu überraschen und zu freuen; ich habe ihm gesagt, er könne versichert sein, nichts in der Welt würde Dich von hier wegführen, es müsste denn

1) ‚Fundgruben des Orients', von Hammer-Purgstall u. Graf Rzewuski gegründet. Wien 1810—19.

sein, dass man Dich entbehrlich fände, worauf er denn viel angenehmes erwiederte.

Von den Kindern habe ich noch keine entscheidende Antwort; Dich sehe ich auf jeden Fall erst hier. — Deine Prophezeiung mit Preussen scheint immer mehr Grund zu erhalten. Bis jetzt zwar sind die Gerüchte wegen des Einrückens der Feinde in Berlin noch nicht wahr; aber man weiss ja, wenn sie erst mit solchen Reden vorspuken, dann wird es auch bald wahr. Darüber, dass das Böse, was Er der Kirche thun will, sich in gutes verkehren wird, bin ich ganz mit Dir eines Sinnes, ich bin es fest überzeugt; und nicht allein der Kirche, sondern wie natürlich durch sie auch der ganzen Christenheit, von politischen Rücksichten abgesehen, bei denen ich mir noch nicht viel zu denken gelernt habe. Aber das Christenthum ist ja, wie der Heiland auch verkündigte, nicht von dieser Welt, ihn gehen also irdische Begebenheiten gar nichts an. Im Kampf und Widerstreben blüht und wächst das Grosse der Kirche; langes äusseres Wohlergehen hat sie untergraben. Diese Betrachtung macht mich ganz getrost; mir ist, als sähe ich ganz deutlich und bestimmt, was Er hier soll und auch ausführt, als ob ihm jemand die Hand führte. Er hat doch eine schreckliche Bestimmung, und wenn ich eine Jansenistin wäre, so könnte ich unzufrieden sein mit der Vorsehung, dass sie einem Menschen diese Bestimmung aufzwingt. Er ist aber doch eine recht tragische Natur; ich meine, dass es ihm aufgelegt war, auf irgend eine Art zu Grunde zu gehen, zeitlich oder ewig, und Er das letzte erwählte aus eitler Ruhmsucht, und nun gelingt ihm zeitlich alles, was Er böses unternimmt, aber das Böse wird in Rücksicht der Welt gutes, während es nur für seine Seele zu bösem wird. — Ich habe gar keinen rechten Ausdruck und ärgere mich, dass ich Dir nicht meine Gedanken recht beschreiben kann, wie geheimnissvoll und tief bedeutend ich

es finde. — Auch glaube ich sind alle Vorsätze, ihn umzubringen, vergeblich und auch sündlich. Kämpfen soll man gegen ihn, das ist das Einzige, was die guten Geister beschützen. — Lebe wohl, Friedrich, nimm mein undeutliches Geschwätz nicht übel, ich darf es ja niemand als Dir sagen. Ich sehne mich recht, Dich wieder zu sehen und bin Dein auf ewig.

152.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Dresden.

Wien, 4. December 1809.

Geliebtester Philipp, sei mir gegrüsst! Herr Muhr, der Dir dieses Briefchen bringt, wird Dir Nachricht von meinem Wohlsein bringen. Ich erwarte täglich den entscheidenden Brief von Euch, ob ich zu Euch oder Ihr nicht lieber zu mir kommen wollt. Da die Gallerie eingepackt ist, denke ich, Du kannst hier mit eben dem Nutzen zeichnen als in Dresden. Und zu unserm grossen Vorhaben ist Wien weit geschickter als das halb französische, halb protestantische Sachsen. Ohne die grösste Noth wollen wir das grosse Werk nicht länger aufschieben, denn wer steht uns für die Dauer unsers Lebens. Es wäre mir sehr hart, wenn ich sterben müsste, ohne dass Ihr die Gnade der heiligen Taufe erlangt hättet. Und würde einer von Euch früher abgerufen, so wäre ich untröstlich. Lasst uns also nicht länger zaudern! Christus ist der Anfang und das Ende aller Wissenschaft; die Zeit, die Du anwenden wirst, seines Glaubens theilhaft zu werden, ist keine verlorne, auch für Deine Kunst nicht. — Wie würde Friedrich sich freuen, wenn Du herkämst! Er ist immer noch nicht wieder hier, aber ich denke doch, er muss nun bald kommen; ihn sowohl, als auch besseres Wetter muss ich nothwendig erwarten, ehe ich reisen kann. — Ich

habe Dir wollen durch Herrn Muhr irgend eine Kleinigkeit mitschicken, um Dir eine Freude zu machen, aber das Wetter ist so erbärmlich, dass man gar nicht aus dem Hause kann, etwas zu kaufen. Ich bringe Dir aber sicher etwas mit, oder besser, ich gebe Dir etwas, wenn Du herkömmst. Grüsse Madame Ernst und Augustchen. Ist denn der Papa Ernst nicht mit nach Paris? Grüsse alle guten Freunde von Deiner Mutter.

Verbrenne dies Briefchen! Gott gebe, dass ich Dich nur recht bald und gesund wiedersehe. Sei freundlich gegen Herrn Muhr, es ist ein sehr guter Mann. Denk Dir, dass Cornelius Best bei der französischen Armee ist! er ist jetzt mit dem Hospital noch hier geblieben und besucht mich oft. Er ist ein sehr vornehmer Herr geworden, mit einem grossen Hut und einem Klunker daran und einem Schnurrbart. Er lässt Dich grüssen.

153.

Dorothea an ihren Sohn Jonas in Berlin.

Wien, Weihnachten 1809.

Alle diese willkürlichen Abtödtungen und sogenannten unmittelbaren eingebildeten Offenbarungen sind nichts als todtgeborne Früchte der Lieblosigkeit und gelten vor Gott nicht so viel als ein einziger Gehorsam gegen die Kirche und Demuth gegen seinen Nächsten. „Vor Gott ist die Andachtsregung einer alten Frau leicht mehr werth als alle Systeme aller Philosophen zusammen genommen,“ sagt ein sehr weiser Mann. Unser Herr hat an dem heutigen glorreichen Tage nicht unter den Sophisten Athens oder Roms geboren sein wollen, sondern unter einfältigen Leuten, die da glaubten und anbeteten. So wird er auch in Ewigkeit nur in einem einfältig glaubenden Gemüth wiedergeboren.

Uebrigens weiss ich auf alles das, was Du mir geschrieben, gar nichts zu antworten als die Wiederholung, dass Du ganz und gar Dein Herr bist und bleibst, und dass Du Dich erschrecklich irrst, wenn Du meinst, wir oder die uns gleichgesinnten Freunde würden Deiner Ueberzeugung auf irgend eine Weise Gewalt anthun wollen — so wenig jetzt als jemals, denn mit dem, was Du gleichsam spottweise Deinen Abfall nennst, wird keinem von uns etwas neues berichtet, dieser Abfall ist uns bekannt, und wir haben Dir nie Gewalt anthun wollen, also auch jetzt nicht, und so kannst Du ganz ruhig und selig leben, es ist von gar keinem Kampf die Rede.

154.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Dresden.

Wien, 26. December 1809.

Herr Muhr ist abgereist und hat das Briefchen für Dich mitzunehmen vergessen. Ich will es aber nicht umsonst geschrieben haben, und gebe es einem andern Reisenden mit, dem jungen Olivier [1], der es Dir eigenhändig zu übergeben versprochen hat. Lass Dir von ihm erzählen, er hat mich ziemlich oft gesehen. Unterdessen erhielt ich Deinen Brief mit dem *refus* hierher zu kommen, auch Johann schlug meine Bitte rein ab, und ich muss mich nun, trotz meiner bessern Ueberzeugung (Freund Friedrich, der Maler, mag es mir verzeihen), ja trotz meiner Ueberzeugung eines Bessern, entschliessen, nach Dresden zu reisen. Bin ich einmal dort, so wird sich Johann ja wohl wieder bei uns einfinden, denn nach

1) Historienmaler Woldemar Friedrich. Vgl. Nagler's Künstler-Lex. 10, 343.

Berlin gehe ich nicht so bald. Hast Du aber geglaubt, Geliebtester, dass ich in diesem barbarischen, alle Wege ruinirenden Wetter zu Euch kommen würde, so hast Du geirrt. Kommen will ich recht gern, aber nicht vor einem tüchtigen Frost, denn jetzt ist nicht zu reisen, wenigstens nicht für eine Frau, die nicht abgehärtet genug, den böhmischen Gebirgen und Wegen zu trotzen, und nicht reich genug, ihren Schrecknissen durch Bequemlichkeiten aller Art zu entgehen. Geduld also! ich komme, aber erst in dem Jahr 1810, wozu ich Dir heute alles Glück und Segen wünsche. Ich hoffe, wir werden den Carneval und die Ostern in Dresden feiern.

Friedrich ist seit acht Tagen wieder hier. Er ist eigentlich recht betrübt, dass es uns gar nicht gelingen will, uns zu versammeln; Dich hätte er nun ganz besonders gern wiedergesehen, aber auch auf den Johann würde er sich so gefreut haben näher kennen zu lernen, und von welchem grossen Nutzen würde sein Umgang nicht für Euch sein! Doch ich dringe nicht weiter darauf. — —

155.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Köln.

Wien, Fest der unschuldigen Kinder 1809.

Seien Sie mir endlich wieder gegrüsst, lieber Sulpiz, nach langem Stillschweigen! Die Zeit ist jetzt so schnellfüssig geworden, dass man nicht Schritt mit ihr zu halten im Stande ist; zwischen einem Posttag und dem andern liegt eine Weltgeschichte, es wird einem zu Sinn, als sähe man geschickte Taschenspielerkünste. Seit ich Ihnen schrieb, war ich einige Monate zu Pesth bei Friedrich. Es ist ein schönes reiches Land, und es liesse sich dort so gut als anderswo existiren, wenn und wenn und noch eine Menge Wenns, die Sie aber erra-

then müssen. Sehr oft glaubte ich nicht mehr in Europa zu sein, besonders auf den Strassen, zwischen schönen Häusern, im ellenhohen Koth, den man nicht sich die Mühe giebt wegzuräumen, umgeben von Turbanen und Kleidungen aller Art; Türken, Griechen, Juden, Wallachen, Croaten, Slavonier, Siebenbürger, Dalmatier, die auf den Strassen, besonders an den Kaffeehäusern herum sitzen, mit unterschlagenen Beinen und aus sehr ernsthaften Pfeifen rauchend, umgeben von aufgethürmten Bergen von den grossen Wassermelonen, die sehr schön aussehen, auswendig dunkelgrün, inwendig rosenfarb, und die Kerne, womit das ganze Fleisch durchspickt ist, ganz schwarz. Diese Melonen sind das gewöhnliche Erfrischungsmittel auch der ärmsten Klasse, denn man kauft sie um wenige Kreuzer. Auch an anderm Obst ist Ueberfluss, aber jede Art nur auf kurze Zeit, wie die Jahreszeit sie eben bringt; keine Art von Cultur, wodurch man ihre Reife früher herbei zieht oder ihre Dauer verlängert. Eine Vegetation, die den Orient verkündet; unbeschreiblich leicht könnte das ganze Land zu einem herrlichen Garten gemacht werden, aber aber. Nun auch diese Aber müssen Sie errathen, wie jene Wenns.

Die Donauufer, welch' ganz andere Empfindung flössten sie mir ein, als die unvergesslichen Ufer des Rheins! Wenn hier uns die vergangene Grösse mit aller Wehmuth der Erinnerung anspricht, und wir die Gegenwart bald vergessen, bald würdigen oder doch gelassener zu ertragen lernen; so bietet sie dort nur Verwirrung, während die Vergangenheit tartarisch wild aus den Ueberresten jener rohen Kraft hervorblickt, die das Land beherrschte, ohne es zu bilden. Auch die Zukunft bietet noch keine nahe Rettung, wir können dort am allerwenigsten uns irgend eine glückliche Wendung träumen, deren Weg nicht über Zerstörung ginge. Am Tage aller Seelen kam ich allein wieder zurück, Friedrich ist erst seit acht Tagen zurück.

Ihren liebenswürdigen Brief, den ich hier vorfand, beantwortete ich nicht früher, weil ich gern vorher die Aufträge besorgen wollte, die Sie mir darin gegeben hatten; es ist mir zum Theil gelungen, das Verlangte herbeizuschaffen. Sie erhalten die Beschreibung der Stephanskirche mit den dazu gehörigen Kupfern, und noch ausserdem so viele Kupferstiche des Thurms, als sich auftreiben liessen, das sehr grosse Blatt, welches bei Artaria herauskam, ausgenommen, weil Sie es schon besitzen. Von der innern Kirche habe ich noch keine Abbildung finden können. Auch ist kein Grundriss zu haben; an Mühe und Nachforschung liess ich es nicht fehlen; doch habe ich das Versprechen vom Fürsten Salm, der selber Liebhaber und Sammler von architektonischen Merkwürdigkeiten ist, dass er mir seinen Grundriss, den er auf einem seiner Landgüter liegen hat, hervorsuchen und für mich copiren lassen will, wenn es ihm nicht gelingt, einen neuen davon aufnehmen zu lassen. Als ich erfuhr, dass der Fürst eine Münze suche, welche die Tyroler in diesem Jahr schlagen liessen, und ich diese Münze besass, so habe ich sie ihm gegeben in der Absicht, dass er sich meines Gesuchs desto eifriger annehmen würde; auch hat er wirklich sehr gerührt über mein Opfer (denn diese Münze ist rar) mich hoch und theuer versichert, dass ich nicht lange darauf warten solle. Fürst Salm ist ein vortrefflicher Mann und sein gegebenes Fürstenwort nicht zu verachten, allein man übereilt sich hier so wenig, wie an irgend einer alten Reichsstadt sonst. Ferner erhalten Sie den vollständigen Katalog der kaiserlichen Bildergallerie in Belvedere, von Mechel herausgegeben. Ich habe mir alle Mühe gegeben, den Direktor Füger zu bewegen, dass er mir diejenigen Stücke bezeichne, welche die Sieger mitgeschleppt haben, aber daran ist gar nicht zu denken. Man darf überhaupt mit dem Vortrefflichen nicht gar viel von diesem Ereigniss reden, denn es ist einzig die Schuld seiner Nach-

lässigkeit und seiner Nichtachtung der altdeutschen Gemälde, wodurch diese Schätze in die Hände der Feinde geriethen; nun er sieht, welchen Werth dieser darauf legt, stellt er sich höchst empfindlich gekränkt und betrübt, wenn die Rede davon ist. Diese Zartheit des edlen Füger ist vollends der Gipfel der Thorheit, nachdem durch seine Schuld alles verloren ward. Zuletzt finden Sie in dem Paket noch so allerlei, was Ihnen vielleicht angenehm ist zu sehen.

Was möchte ich Ihnen nur nicht alles gern für schönes sagen, erstlich über Ihr Treiben und Ihre Arbeiten, und dann, dass Sie die Liebenswürdigkeit hatten, es mir mitzutheilen. Wie lebhaft riefen Sie mir unser Köln, den Dom, ja Ihr Haus und sogar Ihr Zimmer und Ihren Tisch in's Gedächtniss zurück, ich sah Ihre Arbeiten mit Augen; welche Erfrischung gewährte mir Ihr ganzer Brief, gerade als ich aus Ungarn kam, wo ich so gar nichts ähnliches gehört oder gesehen, wo man sich täglich und stündlich mit den traurigsten Folgen der unglücklichsten Begebenheit martern lassen musste. Noch muss ich Ihnen dafür danken, dass Sie mich in jenem Moment erinnerten, dass es noch Denkmäler und Kunstsachen giebt, und dass man sich beim Anblick der Thürme, Spitzchen, Kapitälchen und Säulchen wieder erholen darf, wenn man von allem, was die Welt *jetzt* gross nennt, ist zerdrückt und zerstört worden. Der Zufall, dass Ihre drei Künstler, die sich mit dem Riesendom beschäftigen, klein und ausgewachsen sind, ist wunderlich genug. Philosophisch diese Erscheinung zu deduciren, sollte wohl ziemlich schwer sein, auch mit dem grössten Scharfsinn in Auffindung aller Beziehungen. Symbolisch sie zu erklären, wird schon leichter, und moralisch lässt sich vollends gar vieles darüber reden. Lassen wir aber die armen Zwerggestalten, ich rede, wie Sie wissen, nicht gern darüber, am Ende fehlt es wohl niemand an einem Auswuchs, desto ärger, wenn

wir ihn innerlich tragen müssen, wo er oft wie eine Blase auf die Oberfläche treten kann, ehe wir uns dessen versehen. Wie viel möchte ich aber darum schenken, wenn ich Sie in dieser abenteuerlichen Begleitung könnte unter und an den hohen Säulen herumgehen sehen!

Wenn Sie uns wieder schreiben, melden Sie uns doch, was das für ein Ernst Friedrich Flemming ist, welcher im vergangenen Sommer in Westphalen als ein Anhänger Schill's ist füsilirt worden[1]? Es wird doch nimmermehr unser bekannter Flemming aus Neisse sein. Gott empfohlen, lieber Sulpiz, und wäre es auch wahr, dass wir Nb. von jeher in Zank und Widerspruch gestanden hätten, wie Sie mir so hart vorwerfen, so höre ich doch nie auf, ihre Freundin zu sein. Von Ihnen wollte man ein Gerücht verbreiten, als wäre jene Quelle zu Ems nicht blos eine Gesundheit bringende für Sie gewesen, sondern eine Quelle der Liebe, wenigstens auf keinen Fall eine Quelle der Langenweile. Doch sind alle diese Sagen so unbestimmt und dunkel geblieben, dass sie für mich nur Mythen bleiben, bis Sie selbst mich aufklären. Ich wünschte nur, Sie wären hier und kennten meine Nina.

1) Ernst Friedrich v. Flemming, der am 16. September 1809 bei Wesel, erst 19 Jahre alt, erschossen wurde, ist zu Rheinsberg in der Mark Brandenburg geboren. Bärsch, Ferd. v. Schill's Zug und Tod &c. S. 157 u. 239.

VI. Taufe der Söhne.

1810.

—

156.

Simon Veit an seinen Sohn Philipp in Dresden.

Berlin, 13. Januar 1810.

Ich wollte, mein lieber Sohn, Du könntest mir und Deinem Bruder Jonas im Herzen sehn und uns beiden in den Seelen lesen, und ich bin gewiss, dass es Dir nicht mehr einfallen würde, irgend ein Missverständniss zu argwohnen. Deinem Bruder Jonas, der Dich so herzlich liebt, ist es nie eingefallen, von Dir etwas anders als gutes zu sagen. Wie oft sprechen wir von Dir, und wie oft freuen wir uns beide auf den Zeitpunkt, wo wir wieder einmal vereint das Leben geniessen werden. Glaube mir auf mein väterliches Wort, welches ich noch mit dem höchsten Eid Dir betheuere, dass Du jetzo so wie schon so oft ganz irriger Weise Dir etwas in den Kopf gesetzt, das blos Einbildung und Hirngespinnst ist. Weder Dein guter Bruder noch irgend jemand hat auch in der allergrössten Entfernung mir etwas gesagt, das Dir meine herzliche Liebe und Zutrauen entziehen kann; ich freue mich im Gegentheil und es macht mich stolz und mein Leben leicht und angenehm, dass ich zwei Söhne habe, deren Fleiss, gute Aufführung und sittlicher Lebenswandel von einem jeden anerkannt und gelobt wird. Wie, mein

lieber Sohn! glaubst Du etwa, dass ich etwas nachtheiliges von einem meiner Söhne wissen kann und es ihm nicht geradezu heraussage? Glaubst Du etwa, dass ich offenherzig gegen jeden Fremden und verschlossen und misstrauisch gegen meine lieben Kinder sein kann? Nein, mein Sohn! Du bist noch der innig geliebte Sohn, der Du warst bei Deiner Abreise. Deine gute Aufführung, Dein moralischer Charakter, Dein sittliches Betragen werden Dich mir ewig lieb behalten. Noch weiss ich nichts, über dem ich mich beschweren kann, nur Eins ist es, nämlich Du bist zu empfindlich und geneigt zum Argwohn. Dieses, lieber Sohn, gewöhne Dir ab und glaube mir als Vater, glaube meinen wiederholten Worten, welche ich in Liebe und in Wahrheit spreche, dass nie ein Menschensohn und am allerwenigsten Dein Bruder ein Fleckchen, nicht einmal von der Grösse eines Sonnenstäubchens, in Dir gelegt hat. Du hast meine ewige Liebe und Zutrauen und lass von heute an alle diese quälenden Zweifel aus Deiner Seele verbannt sein. Thue fernerhin in Deinem Briefe keine Erwähnung, darum bittet Dich Dein gegen Dich gut gesinnter Vater. Wenn wir einst, wie ich es mit göttlicher Hülfe hoffe, zusammen sein werden, werde ich Dir mündlich zeigen, wie Du alle meine Briefe missverstanden hast. Jetzo, mein lieber Sohn, nehme es auf Glauben und begnüge Dich mit der heiligsten Versicherung, dass ich Dich herzlich und väterlich liebe, dass Du mein ganzes Zutrauen hast.

Um was ich Dich aber noch bitte und was ich zuverlässig von Dir erwarte, ist, dass Du umgehend an Deinen Bruder schreibst und weder von Deinem letzten Brief noch von dieser Antwort die allermindeste Erwähnung thuest; denn ich muss Dir bei dieser Gelegenheit sagen, welches ich Dir gerne verheimlicht hätte, dass Jonas leider mehrere Wochen recht unpass war. Er hatte den Zufall wieder, den er in Dresden gehabt, und es hat ihn

sogar in seinen Collegien und Arbeiten sehr gestört. Seit etwa 8 Tagen ist er wieder in der Besserung, und ich hoffe mit göttlicher Hülfe, es soll nichts auf sich haben, und dass er seine Gesundheit wieder erhalten wird. Nun fragt er mich aber alle Tage, ob ich keinen Brief oder Nachricht von Dir habe, und da ich ihm Deinen letzten Brief unmöglich habe zeigen können, so habe ich mir mit der Nothlüge geholfen und ihm gesagt, dass es bis jetzo nicht geschehen ist. Ich hoffe also, mein lieber Sohn, dass Du Deinem Bruder einen herzlichen brüderlichen Brief schreiben wirst und auch in der Antwort an mich gar keine weitere Erwähnung von allem vorhergegangenen Missverständnisse thun wirst.

Ich finde es für sehr recht, dass Du bis jetzo nicht zu malen angefangen. Du hast Dich nicht nöthig zu übereilen; lieber erst alles beendigt, was Du angefangen, denn wenn man etwas neues anfängt, pflegt man in der Regel die übrigen Arbeiten hintenanzusetzen. Dieses liegt in der Natur jedes Menschen. Was die Geldausgabe betrifft, die Du diesen Monat wieder hast, weisst Du, mein lieber Sohn, dass ich jede Ausgabe, wenn sie irgend einen Endzweck hat, nicht scheue; ich weiss es recht gut, dass meine Söhne keine Verschwendung lieben, und wie ich hoffe, werden meine Söhne die Kunst, das Geld zu rechter Zeit auszugeben, frühzeitig lernen. Ich selbst bin nie verschwenderisch gewesen, aber auch nicht geizig, und ich kann wohl sagen, dass es mir in meinem Leben weit mehr Vergnügen gemacht hat, das Geld auszugeben, als selbst der Erwerb.

Dass Mutter nach Dresden kommt, freuet mich ungemein; ich habe auch Briefe von ihr gehabt und ich trage Dir auf, Sie recht herzlich zu grüssen und sie zu fragen, ob sie meinen Brief empfangen hat. Von Jonas seiner Unpässlichkeit sage nichts; es muss für sie ein Geheimniss bleiben, sie möchte sich darüber grämen und grade

zu einer Zeit, wo er ganz gesund ist. Nun, mein guter Philipp, zum Schluss des Briefes noch einmal die dringende Einladung, dass Du Deinem Bruder und mir mit der ersten reitenden Post einen recht herzlichen freundlichen Brief schreibst, ganz ohne alle Clauseln von alten Missverständnissen. Lebe wohl, mein lieber Sohn, Gott erhalte Dich bei gutem Wohlsein.

157.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Dresden.

Wien, 17. Januar 1810.

Den einliegenden Brief, mein Sohn Philipp, wirst Du mit einer Oblate zusiegeln und auf die Post thun. Du wirst daraus ersehen, dass Johann zu allem erbötig ist, was wir thun wollen, um zusammen zu leben. Ich könnte Dir besser noch seinen Brief an mich mitschicken, worin Du es noch deutlicher sehen würdest; allein ich will den Brief nicht unnöthig verdicken wegen des theuern Postgelds. Ich hoffe, der junge Olivier hat Dir auch einen Brief von mir überbracht. Jetzt höre, überlege und antworte: Glaubst Du, diesen Sommer noch in Dresden bleiben zu müssen, oder bist Du willens, es im Frühjahr zu verlassen? Im letztern Fall hielte ich meine Reise dorthin für unnöthig, im erstern aber bleibt es dabei, dass ich hinkomme, sobald es mir nur immer möglich sein wird. Johann will zum Frühjahr herkommen und bittet mich, auch Dich dazu zu bereden; hast Du aber diesen Sommer über noch Lust, in Dresden zu studiren, wogegen ich gar nichts einzuwenden habe, so will ich schon den Johann dahin bringen, dass er mit uns zusammen dort bleibt, bis wir denn alle zusammen für gut finden, uns irgend wo anders hin zu wenden. Vor jeder grossen Reise in die Fremde aber, bestehe ich darauf, dass Ihr einige Zeit in Wien leben sollt, theils wegen der hiesigen Anschauungen,

die nicht zu verachten sind, theils wegen des Umgangs mit Friedrich; und dann zuletzt um Euch zum Christenthum zu führen, wozu wir nirgend unter den jetzigen Umständen so vortreffliche Gelegenheit finden als hier. Du wendetest zwar einmal ein, „es wäre ja einerlei, ob dies in einem Zimmer in Dresden oder hier geschähe," allein dies ist ein liebenswürdiger Leichtsinn, der hier gar nicht *à propos* ist. Es ist hier nicht die Rede von Zimmern, sondern wo wir Männer finden, die sich mit Liebe der Sache annehmen, so dass Ihr gründlich unterrichtet werdet, und zugleich alles Aufsehen vermieden, um den Vater nicht zu kränken. Auch werdet Ihr an diesen Männern alsdann für das ganze Leben die vortrefflichsten Freunde finden. Alles das müssten wir in Dresden vermissen; ich wenigstens habe bei weitem dort nicht die vortrefflichen Verbindungen, die wir hier haben, der Klatschereien der Protestanten nicht zu erwähnen, denen wir hier nicht ausgesetzt sind.

Es ist also bestimmt die Frage: wollen wir künftigen Sommer oder künftigen Winter hier in Wien zusammen sein? und das entscheide Du! aber gleich und antworte mir bald und bestimmt. Du magst immerhin Dich mit Deinen Freunden darüber berathen, was für Deine Studien vortheilhafter ist. Nach Rom muss es noch eine Weile anstehen. Sollte Matthäi nicht warten wollen, so mag er voran reisen, und ihr trefft dort wieder mit ihm zusammen. *Dixi!* — Ich bitte Dich noch einmal, mir zu schreiben, wie Gustchen die Masern überstanden hat. In dem Brief durch Olivier bat ich Dich schon einmal darum. Wir hören gar nichts von Ernst'ens und ich ängstige mich darüber. Ich umarme Dich. Friedrich liebt und grüsst Dich; dem wäre es eine rechte Freude, Dich wieder zu sehen.

158.

Friedrich Schlegel an Philipp Veit in Dresden.

Wien, 20. Januar 1810.

Liebster Philipp, ich habe seither recht oft an Dich gedacht und sehr gewünscht, Dich um mich zu haben und wieder zu sehen. Deine Gegenwart würde mich erheitern und freuen; auch denke ich mir, dass Du jetzt, da Du schon zu vielem Verstande gekommen bist, meinen Umgang viel besser und auf vielfache Weise würdest benutzen können. Darum wünschte ich es auch vielmehr, Du kämest zu uns; denn zeichnen kannst Du an mehreren Orten lernen, mich findest Du aber nirgends als hier. Doch darüber wird die Mutter Dir wohl mehr geschrieben haben; im äussersten Nothfalle ist sie indessen auch entschlossen, die beschwerliche Reise zu euch nach Dresden zu machen. Ich freue mich übrigens sehr, von Deinem Fleisse und Betragen nichts als gutes zu hören. Fahre nur ja so fort, so wirst Du der Mutter grosse Freude machen und auch selber schon die guten Folgen spüren. — Nun habe ich Dir einen Auftrag zu geben, und will an der Art, wie Du ihn besorgst, einmal sehen, ob Du schon ein so vernünftiger Knabe geworden bist, wie die Leute behaupten wollen. — Es ist bald nach Abreise der Mutter von Dresden ein Paket mit Büchern aus Köln an mich angekommen. Dieses lass Dir von meiner Schwester geben und sende es mir unverzüglich hierher, n i c h t mit der Briefpost, sondern mit der fahrenden Diligence. Bitte meine Schwester auch, Dir diejenigen Bücher zu geben, die ich bei meiner Durchreise in Dresden zurückgelassen, als Schleiermacher's ‚Reden über die Religion', 2. Auflage, desselben ‚über Universitäten', beide brochirt u. s. w. Lege diese Bücher mit zu dem übrigen Paket, packe es, falls es nöthig ist, noch einmal von neuem ein und mache

alles klug und sorgfältig, so sollst Du gelobt werden. Grüsse die Herrn Köthe, Kügelgen, Landschaftsmaler Friedrich, auch Madame Seydelmann und H. Hartmann.

159.

Philipp an seinen Bruder Jonas in Berlin.

Dresden, 1. Februar 1810.

Nun habe ich mich endlich auch entschlossen, nach Wien zu reisen, aber auf keinen Fall auf immer oder auch nur auf lange Zeit; denn schon die Reise ist ein grosses Opfer, welches ich Friedrichen und der Mutter bringe. Es ist ganz sonderbar, die Mutter frägt mich schon durch mehrere Briefe durch um meine entscheidende Antwort, ob ich reisen oder bleiben wollte, und ich habe sie ihr niemals vorenthalten, sondern mehr wie einmal meine Gründe geschrieben, warum ich nicht reisen könnte, und dennoch scheint sie das Ganze für Eigensinn oder Einbildung zu halten, denn immer schreibt sie mir, das Studium in Wien würde mir gewiss nützlich sein, da ich sie doch grade vom Gegentheil zu überzeugen suche. Ich habe daher der Mutter geschrieben, ich würde reisen, aber nur wenn sie mir vorher verspräche, dass man mich nicht zwingen würde, mich dort an einen andern Lehrer zu binden oder auch mich nur lange von Matthäi zu trennen, den ich täglich mehr schätzen und lieben lerne und bei dem ich gewiss bin, etwas tüchtiges zu lernen, schon meines Vertrauens wegen, das ich zu ihm habe. Hast Du schon die Erlaubniss vom Vater für mich und für Dich, so komme nur so bald als möglich mich abzuholen und schreibe mir mit umgehender Post, wann Du kommen willst; darum bitte ich Dich. Ich habe es nämlich aus beiliegendem Brief der Mutter an Dich, den sie mir deswegen offen geschickt hat, ersehen, dass Du gesonnen

seist, zu reisen. — Lebe wohl und schreibe mir mit umgehender Post, denn ich werde nicht eher ruhig.

160.

Philipp an seinen Bruder Jonas in Berlin.

Dresden 1810.

Deinen letzten Brief habe ich gelesen, und ich muss gestehen, mit einiger Befremdung gelesen; ich dachte wirklich nicht anders, als Du würdest mir mit offenen Armen entgegen eilen, da Du doch seither ausserordentlich viel Gründe wusstest, nach Wien zu reisen. Die Antwort von der Mutter auf meinen Brief klingt ganz anders; sie schreibt, sie wolle mich keineswegs von Dresden und Matthäi abziehn, sondern sie wünschte nur der bewussten Sache wegen mich auf einige Zeit in Wien zu haben, und damit doch die Zeit für die Kunst nicht verloren sei, so sollte ich auf der Akademie arbeiten. Du siehst also, dass die Mutter doch damit zufrieden ist, und es keineswegs für einen Zeitverlust ansieht, wie Du mir schreibst. Damit es jedoch beim Vater gar keine Schwierigkeiten haben möge, so habe ich der Mutter geschrieben, sie möchte mir die Erlaubniss beim Vater auswirken, da Du es nicht willst, und möchte mir die Hinreise bezahlen. Beides wird sie gewiss thun, denn die Sehnsucht, uns bei sich zu sehen und unter ihren Augen getauft zu werden, macht jede Aufopferung gering. Die Bilder sind wieder da.

161.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Dresden.

Wien, 14. Februar 1810.

Einliegend, mein herzlich geliebtes Kind, findest Du ein ganz geringes Geschenk zu Deinem Geburtstage, zu

dem ich Dir Glück und Segen wünsche. Ich habe ihn gestern im Herzen den ganzen Tag gefeiert, auch haben wir Deine Gesundheit getrunken beim Mittagessen; eine vollständigere Feier werden wir begehen, wenn uns Gott das Glück gönnt, dass wir vereinigt sind. Ich bitte Gott zu jeder Zeit, dass er Dich in Wissenschaft und Kunst und jedem Guten wachsen und gedeihen lasse und Dich mit allen Gaben seines heiligen Geistes erleuchte. Auch schicke ich Dir einen Brief von Johann, den ich erst vor einigen Tagen grade eine Stunde nach Abgang der Post erhielt. Ich füge zu diesem Brief nichts hinzu; ich weiss, er wird Dich rühren, so wie er mich auch sehr bewegte. Ich weiss, Du wirst keine Stunde säumen, ihm liebevoll zu antworten, und ihm alles, was es auch sei, verzeihen und alles vergessen und Dich mit ihm vereinigen in seliger Liebe und Verzeihen. Was auch zwischen euch vorgegangen sein mag — wissen will ich es nicht — es kann nichts sein, was der Bruder dem Bruder nicht verzeihen könnte, der Christ nicht verzeihen müsste. Gedenke der Worte im Gebete des Herrn: „Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ Den Apostel Petrus lehrte der Meister, als jener ihn fragte, ob er ihm wohl siebenmal eine Beleidigung verzeihen müsse, dass er ihm siebenzigmal siebenmal verzeihen müsse &c. Kein Unrecht ist so gross, das die Liebe nicht verdeckt. Also, mein Philipp, glaube ich ganz gewiss von Dir, Du wirst Deinem Bruder nun einen recht liebevollen Brief schreiben und in Eintracht mit ihm verabreden, was ihr zusammen für gut findet. Verzeih mein eiliges Schreiben, denn ich habe keinen Augenblick länger Zeit.

Denk Dir nur, lieber Philipp, heute haben wir die traurige Nachricht von Ritter's[1]) Tod erhalten, er ist

1) Des Jenaer Naturforschers, gestorben in München. Vgl. Haym, die romantische Schule 612—619.

an der Abzehrung gestorben, es hat uns recht erschreckt. Friedrich grüsst Dich tausendmal. — Ich umarme Dich herzlich und bitte Dich, alle Freunde zu grüssen.

162.

Dorothea an ihren Sohn Jonas in Berlin.

Wien, 17. Februar 1810.

— — Dass etwas vorgegangen sein musste, was Dich bewegen konnte, Philipp allein in Dresden zu lassen, das habe ich mir gleich denken können. Es schmerzt mich zu sehen, dass ihr euch über Kleinigkeiten entzweien könnt, da ihr in den Hauptzwecken so gleich gesinnt seid. Ich habe die zuversichtliche Ueberzeugung, dass es mir gelingen wird, sobald ich euch wieder um mich haben werde, euch in liebende Uebereinstimmung, wenigstens gewiss in friedliche Eintracht zu bringen. Wie werden diese Thorheiten, die euch jetzt entzweien — was es auch für welche sein mögen, ich will sie nicht einmal erfahren — wie werden sie vor dem grossen Lichte der Liebe, das euch in der göttlichen Lehre aufgehen wird, verschwinden und wie Blasen, die sich eurem Gemüthe angesetzt haben, zergehen! — Paulus, der Apostel, schrieb an die Corinther: „Könnte ich die Sprachen aller Menschen und der Engel reden (d. h. hätte ich alle Gaben der Wissenschaften und Beredsamkeit), hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich wie ein tönendes Erz, wie eine klingende Schelle (d. h. ich wäre hohl, ohne Herz, wie eine Glocke). Die Liebe ist nicht neidisch, nicht aufgeblasen, nicht ehrgeizig, sie sucht nicht ihren eignen Vortheil, sie wird nicht bitter, sie denkt nicht arges; sie überträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles &c. &c.“

An Philipp schrieb ich gleich nach Empfang Deines Briefes wieder; ich hoffe er hat sich Dir nun wieder ge-

nähert und alles Böse zwischen euch ist ausgethan. Ich hoffe, wir werden mit Gottes Hülfe einen schönen Sommer zusammen leben. Die Möglichkeit, in's Ausland zu reisen, ist jetzt für unsereins wieder da, da unser Papiergeld, seit die Heirath des französischen Kaisers mit der österreichischen Erzherzogin bestimmt ist, sich sehr hebt. Warum konnte dieses Ereigniss nicht vor einem Jahre statthaben, wenn es so sein sollte? Wie viel Blut, wie viel Elend wäre erspart! O grosser Gott. . . .

Ich bin hier im Schreiben gestört worden und nun erinnere ich mich nicht recht mehr, was ich eigentlich habe schreiben wollen. Grüss den Vater, sag ihm, dass ich ihm die andre Woche schreiben werde. Ich schicke Dir eine Ankündigung von Schlegel's Vorlesung[1]) mit, die

1) Dieselbe lautet: „Nachdem mir die Allerhöchste Erlaubniss, Historische Vorlesungen über die neuere Geschichte insonderheit der letzten drey Jahrhunderte halten zu dürfen, gnädigst ertheilt worden, gebe ich mir die Ehre, die Freunde der Geschichte zu diesen Vorlesungen einzuladen.

Der Ursprung und der Charakter der deutschen Nation, wie dieselbe nach dem Zerfalle des römischen Reichs das neuere Europa gegründet und während eines Jahrtausends fast ausschliesend geleitet; der Einfluss der Völkerwanderung und der Kreuzzüge, überhaupt der Geist des Mittelalters — das ist die natürliche Einleitung zu dem grossen Gemählde der neuen Zeit, wie sich dieselbe seit der Entdeckung der beyden Indien unaufhaltsam entwickelte und noch jetzt vor unsern Augen gestaltet. Die Thaten Maximilian des Ersten und Kaiser Karl des Fünften, die wichtige Stelle, welche Oesterreich überhaupt in der Entwicklung der grossen Europäischen Weltbegebenheiten einnahm, werden eine vorzügliche Rücksicht dieser allgemeinen Darstellung seyn. Den Beschluss macht die Regierung der glorreichen Maria Theresia und Kaiser Joseph des Zweyten. Die Beziehung auf die Sittengeschichte und Entwicklung des menschlichen Geistes, so wie auf die allgemeine Europäische Bildung, und was sich noch ferner für diese erwarten lässt, das wird überall der herrschende Gesichtspunct seyn.

Diese Vorlesungen werden am 19. Februar ihren Anfang

übermorgen ihren Anfang nimmt. Es interessirt Dich vielleicht.

Doch noch Eins: Sag mir doch, liebster Sohn, was Dir eigentlich fehlt? Dein Wink über Deine üble Gesundheit macht mich besorgt. Gegen den Doctor Bing habe ich nicht mehr als gegen jeden andern Arzt einzuwenden. Wenn Dein Uebel mehr im Gemüthe liegt und mehr eine Aenderung der Lebensart als Tränke und Salben bedarf, so lass Dich ja nicht ein in vieles Brauchen. Ich geniesse erst jetzt einer leidlichen Gesundheit, seit ich auf den Rath des grössten Arztes, den ich kennen gelernt habe, auf den Rath des verstorbenen Doctor Best, alle Medicin und alles Brauchen auf die Seite gelegt habe. Schreibe mir nur, ob es ein positives Uebel ist, was Dich quält, oder ein namenloses. Grüss' auch den Doctor Bing von mir, erzähl' ihm nur, dass ich noch immer den Schwindel nicht ganz los bin; ich denke, dieser treue Gefährte wird mich so das Stückchen Leben hindurch nicht verlassen. Der Herz meine herzlichsten schwesterlichen Grüsse. Den Brief von ihr, dessen Du erwähnst, habe ich nicht erhalten; aber ich wünsche sehr, etwas von ihr zu lesen. Reise ich nach Dresden, so bitte ich sie kniefällig, auch hin zu kommen. Sie möchte ich vor allen andern wieder sehen.

Grüss Dich Gott, mein geliebter Sohn!

Schlegel unterlässt nie, Dich zu grüssen; er würde sich sehr freuen, wenn Ihr bei seinen Vorlesungen ihm

nehmen und wöchentlich zwey Mahl, Dienstags und Sonnabends von 12 bis 1 Uhr gehalten; mit dem Eintreten der Fastenzeit wöchentlich drey Mahl. In Rücksicht des Locale wird man für alle erforderlichen Bequemlichkeiten Sorge tragen. Die zum Eintritt erforderlichen Einlasscharten können in der Wohnung des Unterzeichneten (Untere Breunerstrasse Nro. 1196 im dritten Stock) gegen Erlegung des Subscriptions-Preises von 30 fl. abgehohlt werden, wobei man alles Nöthige erinnern wird.

gegenüber sitzen könntet. Nun was heute nicht ist, geschieht vielleicht über's Jahr.

163.

Friedrich Schlegel an Philipp Veit in Dresden.

Wien, 14. März 1810.

Liebster Philipp, ich freue mich über alle Massen, Dich sobald wieder zu sehn, und schicke Dir hier sogleich Deinen Pass. Wegen des Geldes wird Dir die Mutter schreiben. Ich gebe Dir nur noch einige kurze gute Lehren, wie Du Dich auf der Reise zu verhalten hast. Wenn Du in Prag oder auch sonst nach dem Zweck Deiner Reise befragt werden solltest, so antworte Du, um Deine Mutter zu besuchen; wie alt Du bist und welche Kunst Du eigentlich treibst, wirst Du wohl selbst wissen. Wenn Du gefragt wirst, welcher Religion Du seiest, so antworte Du, katholischer. — Du musst, was Du an Wäsche oder auch sonst auf der Reise brauchst, in einem besonderen Päckchen bei Dir führen. Deinen Koffer aber lässt Du auf der Gränze von den Mauthbeamten plombiren; da wird er dann erst in Wien aufgemacht und untersucht. Gesiegelte Pakete und Briefe darfst Du auf keinen Fall bei Dir führen, weder so noch auch in dem Koffer. — Wenn Du Dir für das übersandte Geld österreichische Bankozettel kaufst, so lass Dir ja auch kleine Zettel von 5 fl., besonders von 2 fl. und von 1 fl. geben, und sieh zu, dass sie nicht gar zu zerrissen sind. An den kleinen Zetteln ist in Böhmen ein grosser Mangel. Desgleichen suche Dir sobald als möglich für 4 oder 5 fl. österreichisches Kupfergeld zu schaffen, so wie Du über die Gränze kommst, oder auch in Prag, wo Du es leicht findest. —

Nun ist aber noch der wichtigste Umstand zurück.

Du musst mir durchaus das Paket, was seit einem Jahre in Dresden auf dem Packhofe liegt, mitbringen. Wir schicken Dir mehr Geld, damit Du meiner Schwester ihre Auslagen für die Fracht erstatten kannst. Es ist freilich ein entsetzlich einfältiger Streich von Jonas, dass er den Frachtbrief mit nach Berlin genommen. Indessen wenn meine Schwester einen Schein ausstellt, so wird es man ihr gewiss abliefern. Bitte Du sie nur recht darum und sage ihr, Du dürftest ohne das Paket gar nicht kommen. Du musst es aber nachher aufbrechen und ja nicht versiegelt mitnehmen. Zeige bei dieser Gelegenheit nun einmal, dass Du ein verständiger Mensch bist. Schreib mir auch noch vor Deiner Abreise, wie es mit dem Paket steht und ob es glücklich gerettet worden, und komm dann recht bald und glücklich zu uns, wo wir uns Deiner herzlich erfreuen wollen. Friedrich.

[Nachschrift von Dorothea.] Hier, mein vortrefflicher Philipp Veit, der Malerei Beflissener, ist ein Pass, der Dich mit Gottes Hülfe frisch und gesund in unsre Umarmung liefern wird. Reise glücklich und besorge alle Deine Angelegenheiten mit Ordnung. Geh' auch in Prag in die Kirche des heiligen Johannes von Nepomuk und besehe das kostbare Grabmal; von der Brücke, welche die Stadt theilt, ward dieser heilige Mann hinabgeworfen. Beseh alles und mache Deine Reise recht vergnügt. Ich schicke Dir auch Geldchen, mein Pipi, bezahle davon die Ernst für die beiden Pakete, ich glaube, es wird ungefähr 16 bis 17 Thaler ausmachen; das Uebrige ist für Deine Reise, nämlich wenn Du es brauchst, wenn Dir der Vater nicht etwa genug schicken sollte; aber wenn Du genug von ihm bekommst, so bringe es ja wieder mit her und gieb es nicht unnütz aus. Wir schicken es Dir zwar von ganzem Herzen gern, das wirst Du wohl glauben; aber Du kennst ja auch unsre Umstände, dass wir nichts weniger als reich sind; und obgleich es jetzt

ganz gut steht, so müssen wir uns doch sehr zusammen nehmen, wie Du leicht denken wirst. Ich erinnere mich des Herrn nicht, mit welchem Du zu reisen gedenkst. Ist es aber ein Kaufmann aus Frankfurt am Main, ein guter Freund von Kügelgen, welcher grade in dem Augenblick zu uns kam, als Friedrich eben zur Armee abging, so habe ich gutes Zutrauen, dass Du gut in seiner Gesellschaft reisen wirst; ich freue mich, ihn wieder zu sehen und danke ihm schon im voraus, dass er sich Deiner annimmt. Er wird Dir über das Geld am besten rathen können. Bis Peterswalde kannst Du nur Silbergeld brauchen; von da an geht schon das Papiergeld an; Du hast also mit wenig Silbergeld genug. Der Cours steht heute 320, das heisst für einen Silbergulden bekommst Du noch über drei Gulden Papiergeld. Doch wie gesagt, darüber wird jener brave Mann (wenn es anders derselbe ist) Dir die beste Auskunft geben. Hast Du denn nicht durch denselben Wechsler, auf welchen die hier beikommende Assignation ist, zu Deinem Geburtstag einen Brief mit einem schönen Dukaten erhalten? — schreib es mir, und auch wo möglich den Tag, an welchem Du abzureisen gedenkst. Gott der Herr schütze und begleite Dich. Grüss' den Herrn Matthäi von mir recht freundlich, auch den Maler Friedrich.

164.

Dorothea an ihren Sohn Jonas in Berlin.

Wien, 14. März 1810.

Ich habe gestern von Philipp einen Brief erhalten, worin er mir meldet, dass er vom Vater und von Matthäi die Erlaubniss erhalten hat, her zu kommen. Danke doch vorläufig dem guten Vater in meinem Namen recht von Herzen für diese Erlaubniss, ich schreibe ihm bald selber;

heute ist mir's gar nicht mehr möglich. Diesen Winter zu reisen, war bei den schlechten Wegen, bei meiner nicht allzu festen Gesundheit gar keine Möglichkeit, und ich würde vor anfangs Juni nicht reisen können wegen einer Menge sich durchkreuzender Geschäfte und Besorgungen. Es ist besser, wir lassen den Philipp nicht so gar lange allein in Dresden und auf keinen Fall, denke ich, wird der Vater es zu bereuen haben, dass er ihm diese Erlaubniss gegeben hat; er kann und soll auf alle ersinnliche Art und Weise Nutzen und Vortheil von seinem Aufenthalt hier ziehen, das verspreche ich; und mehr Geld braucht er ihm nicht hierher zu schicken als nach Dresden. Wenn der Aufenthalt auch hier etwas theuerer ist, so ist das Papiergeld dagegen ein Vortheil für den Ausländer. Und nun, mein Jonas, wann giebst Du mir die Hoffnung, auch Dich hier zu sehen? Lass es nicht zu lange anstehen, wir erwarten Dich mit liebevoller Sehnsucht. Mit unserm grossen Vorhaben soll auf Dich gewartet werden; es war freilich mein Wunsch, es schon zu Ostern vollendet zu sehen, da dieses aber nun nicht sein kann, so wünschte ich wenigstens zum heiligen Pfingstfest euch mit den Gaben des heiligen Geistes erleuchtet zu sehen. Doch wie gross auch mein Verlangen ist, so übereile Dich in nichts; beende Deine Geschäfte mit Heiterkeit und Geistesruhe; suche Dir eine Reisegelegenheit, die Dir bequem in Rücksicht Deiner Gesundheit und angenehm für Deinen Geist ist, und komme in die Arme der zärtlichsten Freundschaft und Liebe. Ich hoffe, es wird von keinem Zwiespalt zwischen Dir und Deinem Bruder mehr die Rede sein. Glaube mir, keine Widerwärtigkeit ist so schwer und so unheilbringend als der Zank ist, den man oft erhebt, um sie los zu werden, und kein Verdruss so tief, welchen die versöhnende Liebe nicht löste. Du sollst gewiss in tausend Hinsichten Deinen Entschluss herzukommen nicht bereuen. Kommst Du

recht bald, so hörst Du auch noch ein Stück von Schlegel's historischen Vorlesungen, die ausserordentlichen Beifall hier finden und das mit Recht [1]. Erkundige Dich bei Zeiten, ob Du in Berlin einen Reisepass haben kannst, oder ob ich Dir von hier aus einen schicken muss; an Philipp schicke ich heute einen.

Ich bitte Dich ja, dass Du gleich den Postschein, welchen Du mit nach Berlin genommen, wieder zurückschickst nach Dresden, dass entweder Philipp das Paket gleich mitbringt, oder dass die Ernst es sogleich herschicken kann; Schlegel ist in unglaublicher Unruhe wegen der Schriften, welche dies Paket enthält. Und nun sei mir gegrüsst und schreibe mir nur bald, dass ich Dich erwarten darf. Tausend Grüsse und Danksagungen an Vater.

Noch Eins: ich hatte Dir zu Deinem Geburtstage ein Beutelchen verfertigt mit einer Münze, aber mit der Post kann ich es nicht schicken; der Erste, der nach Berlin reist, bringt es Dir, oder besser, Du holst es Dir. Lebe wohl, mein Johann, und bleibe gesund und froh.

165.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Wien, 30. Mai 1810.

Freilich leben wir noch, liebster Sulpiz, und haben Ihnen auch recht oft und viel geschrieben, nämlich so wie wir Bücher schreiben: in Gedanken; woran wir selber eine grosse Freude haben, wovon aber die Welt so wenig als unsere Freunde irgend eine Notiz nehmen. — Ich denke tausendmal, unzähligemal mit einer recht rührenden Sehnsucht an Sie, an Ihre vortrefflichen Arbeiten, die Ihnen

1) Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 78.

vielleicht eine bessere Nachwelt würdiger lohnen und danken wird; an Ihre Gemälde und an Heidelberg mit seiner wunderschönen Lage, wovon mir so viel gutes ist gerühmt worden. Wenn Sie sich meiner noch erinnern, so werden Sie sich wohl vorstellen, wie ich mich aus der Hauptstadt hinweg sehne und mit meinen Gedanken herumschweife; dann lasse ich sie in Sachsen und seitdem Sie uns eine so reizende Beschreibung Ihres jetzigen Aufenthaltes machten, mit einem rechten Wohlgefallen in dem herrlichen Kreise der Freunde, mitten unter den Kunstschätzen des Alterthums und der Umgebung der schönen Gegend am Neckar verweilen. Dann fühle ich es wieder lebhafter, was Iphigenia im Goethe sagt: „Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher!“ — Deshalb sollen Sie aber doch nicht glauben, dass ich missvergnügt hier bin; nein, das nicht; es geht uns gut, und *ubi bene &c.* Dem Leben in den Hauptstädten bin und bleibe ich aber fremd; nie werde ich mich einheimisch hier machen.

Die Vorlesung ist glücklich und ehrenvoll vollendet. In den letztern ward Friedrich von einem sehr quälenden Krampfhusten befallen, der ihn noch nicht verlassen hat, überhaupt ist seine Gesundheit nicht gut und stört ihn sehr an der so nothwendigen Thätigkeit. Alle diese Gegner, mein lieber Sulpiz, und diese Streitsuchenden, sie würden verstummen müssen, wenn er es in seiner Gewalt hätte, mehrere Werke schnell auf einander folgen zu lassen. Eines Bessern überzeugen oder bekehren wird sie nichts, da das vortreffliche Werk über Indien es nicht vermochte; wem hier, wem jetzt die Schuppen nicht von den Augen fallen! — Also ist nichts zu thun, als die Schläge so dicht auf einander fallen zu lassen, dass die Funken herausspringen, und sie keine Zeit finden, sich zu erholen, dazu aber kennen Sie unsern Freund zu gut, dazu ist er nicht gemacht. Doch hierüber wollte ich Ihnen eigentlich gar nichts schreiben. — Wie oft wünschte ich

in der Vorlesung die Kölner Freunde doch dabei zu sehen und bei den gelungensten, treffendsten Stellen ihnen die Zufriedenheit ansehen zu können. Welch ein angenehmes Brummen würde von Bertram's Lippen erschollen sein, hätte er alle die brillanten Equipagen auf dem Josephsplatz und die bunten Laquaien und Jäger mit ellenhohen Federn auf den Treppen gesehen. — Von meinem Bruder habe ich gehört, dass er mit seiner Frau durch Köln gereist ist, und dass meiner Schwägerin dort unsre Zimmer wie ein Heiligthum gezeigt worden seien. Daran erkannte ich zu meiner nicht geringen Freude unsere Freunde! — Savigny's sind hier und Bettina Brentano, die sich wunderbar auszeichnen soll durch gegen den Himmel geschlagene Augen und altdeutsche oder flandrische Tracht. Sehen werde ich sie nicht, da wir in ein paar Tagen in die Vorstadt ziehen, um dem Prater und den Donaubädern nahe zu sein. Geld braucht man hier wie — Papier! Ich möchte gern wissen, wenn wir denn endlich so viel haben werden, als wir brauchen, doch geht es leidlich.

Schwerlich, lieber Sulpiz, werden Sie von allen den Urtheilen und Kennern und vornehmen Mienen einen Beifall vernehmen oder ein Wort, das so viel werth wäre wie die Empfindung der einfältigen Leute in Köln, die ein Vaterunser vor dem neu aufgerichteten Bilde im Dom [1]) beteten für den Künstler und auch wohl für die treuen Kämpfer, die es aus dem Staube der Vergessenheit gezogen und es der verdienten Verehrung wieder gegeben hatten. Wie rührte mich diese Beschreibung! Unbeschreiblich lieb war uns überhaupt Ihr ganzer Brief über diese glorreiche Auferstehung des herrlichen Werks, und meine Seele weilt seitdem noch öfterer im Dom vor diesem

1) Stephan Lochner's berühmtes Altarbild, seit dem Dreikönigentag 1810 eine Zierde des Kölner Doms. Merlo, Künstlernachrichten 446.

Bilde; Sie haben es so herrlich und deutlich beschrieben, dass ich ganz genau weiss, wo es hängt, und sogar, wie es beleuchtet sein muss.

Und nun muss ich Ihnen auch erzählen, dass Philipp seit einigen Wochen bei uns ist. Er ist still, gut, sanft und doch lebhaft, er ist gesund, recht gross und ziemlich stark. Er hat in Dresden vortrefflich zeichnen gelernt, und seine Lehrer sind überaus mit ihm zufrieden. Er würde, wenn er sich in diese leichtfertige Manier hier hereingeben wollte, sehr bald unter die ausgezeichneten gezählt werden können, aber er will es nicht und gedenkt zu seinem ernsten, strengen Matthäi nach Dresden zurückzugehen, um bei ihm malen zu lernen. Das ist mir sehr lieb, des ernsten Vorsatzes und Fleisses willen; ob übrigens ein wirklicher Künstler aus ihm werden soll, das lenke Gott! Hoffen dürfen wir vieles, alles; ob aber auch eine Wiederbelebung der Kunst? das wage ich doch nicht zu hoffen. Für's erste ist dieser Ernst gut, wenn es auch nur eine Liebhaberei wäre, die ihn von manchen verderblichen Thorheiten einer müssigen Jugend ablenkt. Er ist brav, mein Philipp, gefühlvoll und ohne Pedanterie.

Leben Sie wohl, Sulpiz unser! — Seid herzlich gegrüsst alle drei.

166.

Friedrich Schlegel an Jonas Veit in Berlin.

Wien, 19. Mai 1810.

Schon erwarteten wir Sie von einem Tage zum andern. Jetzt wünschen Sie von mir noch nähere Aufschlüsse über den hiesigen Aufenthalt, die ich Ihnen wenige Augenblicke nach Ankunft Ihres Briefes zu geben eile, so gut als ich es vermag. Wir haben keinen andern Gedanken als den hier zu bleiben, und gewiss wird dieser Aufent-

halt so bald noch nicht unterbrochen werden. Mehr lässt sich in jetziger Zeit nicht mit Sicherheit sagen. Für Sie muss der Hauptzweck, um hierher zu kommen, immer Ihr wichtiges Vorhaben sein und die Freude, Ihre Mutter wiederzusehn. Für die Kunst werden Sie wenigstens ungleich mehr hier finden, zu lernen, zu sehen und zu erfahren, als in Berlin. Aber wie in Rom ist es hier wohl nicht, ja auch nicht einmal so wie in Dresden, wenn gleich viel besser als in Berlin. Bis jetzt denkt Philipp noch zu Michael nach Dresden zurück zu kehren. Indessen nutzt er seine Zeit, so gut er kann. Kommen Sie, so bringen Sie nur ja so viel gewichtige Empfehlungen mit, als Sie können, besonders an Füger. Ich werde alles beitragen, Ihren Aufenthalt für Ihr Studium nützlich zu machen. Aber wie gesagt, jene Zwecke müssen es allein sein, die Sie bestimmen. Ich würde mich sehr freuen, Sie wiederzusehn. Ihr Freund F. Schlegel.

Dein Brief, mein geliebter Sohn, hat uns wieder zweifelhaft gemacht, ob wir Dir so ganz unbedingt zureden sollen, her zu kommen, wenigstens jetzt gleich. Dass Du uns herzlich willkommen wärst, dass wir uns ganz ungemessen freuen würden, Dich hier mit Deinem Bruder in einem so erhabenen, einzig beseligenden Endzweck zu sehen, bedarf wohl erst keiner weitläuftigen wiederholten Versicherung — Du weisst es! Die Reise hierher musst Du durchaus nur in folgenden Rücksichten unternehmen: um Deinen Geist zu erheitern; mit uns zusammen zu leben, so lange es Gott will; und endlich jene innere Bestimmung, zu welcher Du Dich noch ganz kürzlich so angezogen fühltest, praktisch und wahrhaft zu erlernen wie ein einfaches Kind, ohne krause, bunte Träumereien, die uns wie ein edles Selbstgefühl erscheinen, eigentlich aber doch nur sich in ein etwas eingebildetes Selbstgenügen auflösen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder,“ sagte der erhabene einfache Lehrer, „so werdet ihr schwerlich

das Himmelreich erben!“ — Wie es mit der Kunst hier aussieht, das soll Philipp Dir schreiben, er hat bis jetzt noch nicht gar viel hier gefunden; vielleicht ändert sich aber seine Ansicht, wenn er erst die hiesige Gallerie gesehen und Füger hat kennen lernen, welches bis jetzt noch nicht hat geschehen können. Indessen sagt Friedrich mit grossem Recht, dass Du hier mehr sehen und hören wirst als in Berlin; es ist wenigstens der Mühe werth, selbst zu prüfen; glaubst Du aber in Berlin jetzt etwas zu versäumen, oder dünkt Dich die Zeit zu einer Reise hierher nicht schicklich jetzt, so zwinge Dich zu nichts, Du wirst uns jetzt und zu jeder Zeit willkommen sein. Wir überlassen es Deiner Wahl; wir erwarten Deinen Entschluss. Ich umarme Dich herzlich.

Deine Mutter.

Ich kann nicht anders, lieber Bruder, als alles oben Geschriebene bestätigen; wenn Du nicht einzig und allein unsers grossen Vorhabens wegen herkommst, so wirst Du Dich in Hinsicht Deiner Erwartungen für die Kunst getäuscht finden. Ich arbeite auf der Akademie, diese würde aber besonders für Dich wenig Nutzen bringen, da Du schon malst. Indessen glaube ich, ist doch immer mehr hier als in Berlin, wo doch rein gar nichts ist. — Du könntest also auch in dieser Rücksicht getrost herkommen, da Du ja schon ganz allein arbeitest. Ich fühle, dass ich noch der Leitung bedarf, und werde doch noch in der Folge zu Matthäi zurückkehren. Ich benutze hier meine Zeit bestmöglichst, mein ernstetes Geschäft ist aber die Vorbereitung zur heiligen Handlung und ich kann die Zeit nur für gewonnen achten, die ich darauf und auf den Umgang mit Friedrich und Mutter verwende.

Dein Bruder P.

167.

Henriette Herz an Jonas Veit in Berlin.

Berlin, 31. Mai 1810.

Ich fürchte, dass ich der Mutter nicht werde schreiben können, und bitte Dich, sie mit unendlicher Herzlichkeit von mir zu grüssen. Wahrscheinlich, sage ihr, gehe ich mit Schlegel's gegen Ende Juni auf 3 Wochen nach Dresden, doch ist es so gewiss nicht, dass ich sagen möchte, sie sollte hinkommen, selbst wenn sie es könnte. Dir, mein theurer geliebter Freund, sage ich ein inniges Lebewohl, und wo Du auch seiest, so vergiss nie, dass hier ein Herz ist, das Dich auf immer fest in sich geschlossen hat. Gott geleite und segne Dich und stärke Dich zu jedem Vorhaben mit Willen und Muth. Mögest Du das Höchste erreichen, das dem Menschen werden kann auf Erden, es geniessen, so lange Gott will, und dann selig enden. Ewig Dir treu H.

168.

Dorothea an ihren Sohn Jonas in Wien.

[Wien 1810.]

Von den Versuchen, die Du angestellt haben willst, Dich Friedrich zu nähern, sind mir keine bemerkbar geworden, wohl aber weiss ich, wie viel Mühe Friedrich sich gegeben hat, Dir von irgend einer Seite beizukommen, aber zum grossen Leidwesen für uns beide war alles vergeblich. Ich würde trotz allem, was ich sah und hörte, dennoch glauben, dass der Fehler an Friedrich allein liegt, wenn nicht eine Menge Erfahrungen aus Deinem Leben es mir darlegten, dass Du keinem Manne gegenüber existiren kannst, der berechtigt ist, seine Autorität gelten zu

lassen. — Was Friedrich in der Welt sucht, das ist etwas, was ein so junger, wenig erfahrner Mensch wie Du nicht beurtheilen kann, und Du würdest wohl thun, Dich wenigstens nicht eher mit ihm zu vergleichen, bis Du so viel geleistet haben wirst als er. — Wo Du „Härte der Behandlung“ willst gefunden haben, das mag Gott wissen; einige heftige Ausdrücke diesen Mittag hast Du selber durch ein ganz unerwartetes, bei diesem Anlass (der für uns so rührend war) wahrhaft empörendes launenhaftes Betragen hervorgerufen. Wer sich in einem Verhältniss wie das unsrige, nach einem solchen verhassten Auftritt, rühmen kann, dass ihm „erfrischt“ zu Muthe sei, der hat den andern, die sehr betrübt darüber sind, eben nicht mit Recht den Vorwurf der Härte zu machen. — Wir sind weder im Stande, noch waren wir je gesonnen, Dir in irgend einem Stücke Zwang anzulegen. Willst Du Dein Leben nicht nach dem unsrigen bilden, so bist Du ganz Dein Herr. Etwas abgeschmackt aber dünkt mich die Aeusserung, „dass Du Dir verächtlich vorkommen würdest, wenn Du Friedrichs Haus ferner besuchen wolltest.“ Eine solche Redensart passt hier sehr wenig her; wir haben keine Ursache, uns weder selbst noch einer den andern zu verachten, sondern jeder bedenke das, was tadelnswerth in ihm selber ist, und übersehe es bei seinem Nächsten. Wer übrigens sich von seinen Freunden keine unangenehme Wahrheit will sagen lassen, der wird sie bald viel unangenehmer von seinen Feinden vernehmen müssen.

Nimm nun die Versicherung, wenn Du deren von Christen noch bedarfst, dass alles vollkommen verziehen ist, dass ohne Dein Billet man sich kaum der Begebenheit noch erinnert haben würde. Ich schreibe dies und versichere es Dir, während ich mich zur Communion auf morgen vorbereite, in welcher ich Dich ganz besonders einschliessen und Dich Gott empfehlen will. Ich hoffe, ich sehe Dich bald und alles sei vergessen.

169.

Der Nuntius Severoli an Philipp Veit in Wien[1]).

[Wien, 9. Juni 1810].

Mon cher Philippe, vous voilà Chrétien: vous voilà adorateur de J. C., le véritable Messie promis par les Prophètes. Les Juifs ont méconnu le Messie, né parmi eux pour les sanctifier, et pour appeler tous les Gentils à la connaissance du vrai Dieu. Ils l'ont crucifié. Il y a près de mille huit cents ans qu'ils sont dispersés et punis incessament de ce crime. Les Payens au contraire, de tout ce qu'on appelle le Monde connu, après la conversion de Corneille, sont arrivés par l'Evangile à la connaissance d'un seul Dieu Créateur, et les Idoles ont disparu. Ce sont des marques bien sensibles du Messie déjà venu, tel que les Prophètes l'avaient dépeint.

Il a mené une vie qui est le parfait modèle de toutes les vertus. On ne peut rien imaginer de plus grand, de plus pur, ni de plus céleste que toutes ses actions et toutes ses paroles. Pouvons nous méditer les Prophéties qui le regardent, pouvons nous méditer sa doctrine, ses mœurs, sa prédication, ses miracles, ses souffrances, sa mort, sa résurrection, sans avouer qu'il est Dieu! Peut-on Lui refuser de l'appeler et de le croire Dieu, si le Peuple même qu'on avait soulevé pour demander sa mort, et qui

1) Concept der bei der Taufe Philipps gehaltenen Ansprache. „9. Juni — Sonnabend vor Pfingsten," bemerkt Dorothea in ihrem Notizbuche, „hat Philipp die heilige Taufe erhalten, zu gleicher Zeit die Firmung und das heilige Abendmahl empfangen, vom päpstlichen Nuntius Severoli in Wien. Sein Taufpathe ist der Baron Penkler, sein Firmungspathe der Marchese Bonifacius Rangone. Er erhielt die Namen: Philipp Georg Joseph Maria Gabriel Bonifacius. Gott stärke und erleuchte ihn durch die Gaben des heiligen Geistes, und die Gnade der allerheiligsten Dreifaltigkeit bleibe allezeit bei ihm. Amen."

en fut spectateur au Calvaire, si le Centenier et les soldats qui le gardaient, finirent par se frapper la poitrine, et par dire qu'il était vraiment de Fils de Dieu!

Ce bon Dieu a pris une chair semblable à la nôtre dans les entrailles de la très sainte Vierge. En prenant cette chair, il n'a rien fait d'indigne de Lui: car tout ce qui montre sa bonté est digne de ce Dieu. Plus il est grand, plus il est bon: et sa bonté n'a pas de bornes; elle est infinie, infiniment bienfaisante, telle qu'Elle doit se trouver dans l'être infiniment parfait. En prenant cette chair, il n'a rien perdu de sa gloire ni de son bonheur inaltérable. Il n'a point cessé d'être Dieu éternel, le Fils de Dieu, consubstantiel au Père. En prenant cette chair par un abaissement extérieur et sensible il a fait une démonstration merveilleuse de sa sagesse et de son amour. Puisque par là il nous a montré dans sa chair toutes les vertus que chacun de nous peut pratiquer dans la sienne; par là il a ajouté à ses préceptes et à sa doctrine l'autorité et la force de son exemple; par là et par les douleurs de son humanité il nous a appris à haïr le péché, à mépriser la vie, et à mourir courageusement. Tout cela n'est-il pas bien digne d'un Dieu sage, d'un Dieu qui nous aime? Que son amour est comme Lui, c'est-à-dire infini, prodigieux, incompréhensible! de sorte que je dirai avec la ferveur de S. Paul qu'il n'y a ni folie, ni scandale dans la chair et sur la Croix de J. C:

En remplissant ces desseins de son amour, il nous a instruits dans sa Religion, et sa Religion est la seule qui est jointe à la Juive, d'où Elle sort, et dont Elle est un développement. Elle est la seule qui nous donne l'idée du vrai Dieu, esprit pur et tout-puissant qui veut être aimé: Elle est la seule qui nous apprend à honorer Dieu par une morale sévère et très pure, et par un culte réglé et uniforme, par lequel il veut être honoré.

Heureux ceux qui possèdent cette Religion, ce don

du Ciel! Afin que tout le monde en jouisse jusqu'à la consommation des siècles Elle a été confiée par J. C. même à l'Eglise, qui, selon le symbole sacré de la Foi, est une, sainte, apostolique, catholique, dont la pierre fondamentale sur la terre est le Successeur de S. Pierre, à qui J. C. a dit: „Tu es Pierre, et sur cette pierre je bâtirai mon Eglise;" Eglise qui devait avoir ces caractères et ce chef, pour ne pas se confondre avec bien d'autres Eglises que les Schismes et les hérésies annoncées par S. Paul auraient fait naître en tout temps par des hommes outrés, orgueilleux, sensuels et sans charité. Fondée par J. C., Elle ne s'écrasera jamais, et les portes de l'Enfer ne prévaudront jamais contre Elle. Celui qui n'a pas cette Eglise pour sa Mère, s'écrie S. Cyprien, ne peut aucunement avoir Dieu pour son Père. C'est dans le sein de cette Eglise catholique, qui seule a le dépot de la Religion de J. C. que vous, mon enfant, êtes entré aujourd'hui par le Baptême. Que le bon Dieu soit béni à jamais! Il vous a arraché à vos erreurs, il a dissipé vos ténèbres. Quel sujet de reconnaissance pour vous envers Lui. Quelle raison pour vous résoudre à vivre selon sa volonté, quoiqu'il vous en coûte, quelque violence qu'il faille vous faire, pour être juste, sincère, charitable, modeste, humble, crucifié, et constant dans la prière, dans l'usage fréquent des Sacrements, et dans l'imitation de J. C. Toutes ces vertus Lui plaisent, on ne peut les abandonner, sans l'offenser.

O mon Dieu, dites, mon cher Philippe, dans l'effusion de votre âme, o mon Dieu, o Jésus, Fils de Dieu, et mon sauveur, soyez béni! Je vous adore avec toute la Foi d'Abraham, avec toute la charité de David, avec tous les soupirs des Patriarches, et des Prophètes. Vous êtes venu sur la terre pour nous instruire, pour nous mener comme par la main, et nous encourager par votre exemple. Vous avez ouvert mes yeux, et mon coeur. Faites qu'ils soient

toujours ouverts à votre grâce. Je vous adore, je vous remercie; c'est par vous que j'irai à votre Père. Dans ce jour de ma régénération spirituelle, je vous demande votre esprit, je m'abandonne à vous. O sagesse éternelle, rendez-moi sage! O bonté infinie, rendez-moi bon! O souveraine justice, donnez-moi un coeur simple, pur, juste, ferme dans le bien! O amour divin, embrasez mon Ame! Je suis Chrétien par la foi: Je veux l'être par les moeurs. Je connais mon Sauveur: Je veux le servir. C'est bien tard, mais c'est pour toujours. Très sainte Vierge, que j'honorerai jusqu'à mon dernier soupir comme ma mère dans le ciel, aidez-moi, priez pour moi J. C. votre Fils, priez-le pour mon Père, pour ma Mère sur la terre; sauvez-moi!

170.

Dorothea an Sulpiz Boisserée in Stuttgart.

Wien, 15. August 1810.

Freund Best wird Ihnen erzählt haben, dass beide Söhne noch hier sind. Jede Freude aber muss bald enden; Philipp denkt bald wieder Wien zu verlassen und nach Dresden zu seinem Meister zurück zu gehen. Wir können ihn nicht davon zurückhalten, denn für die Kunst ist in Wien gar wenig zu holen, allein es ist uns sehr leid, ihn so bald wieder von uns lassen zu müssen. Johann (der älteste) wird länger bei uns bleiben, hoffen wir, weil er noch keinen rechten Entschluss gefasst hat, ob er sich nach Italien oder Paris wenden soll; Johann malt bereits. — Ueber alles bin ich begierig, Ihre Arbeiten zu sehen; mir ahndet, als würde dieses Ihr Werk vielleicht das einzige grosse sein, was zu unserer Zeit vollendet wird. Der alte Götz verdiente es keineswegs, es zu sehen, bevor es uns andern vergönnt war; seine Beurtheilung dieses herrlichen

Werks ist seine eigene Verurtheilung[1]). Mein Sohn Johann hat in Berlin die Bekanntschaft eines Architekten namens Schinkel gemacht, von dem er uns einige erfundene architektonische Zeichnungen mitgebracht hat, die recht tiefsinnig und sehr ausgeführt sind; Johann meint, dieser Schinkel würde sich mit Freuden der Arbeit unterziehen, Ihr Werk in Stein oder in Kupfer zu stechen, denn er versteht beides und ist schon längst begierig, etwas vom Kölner Dom kennen zu lernen. Wir schicken Ihnen hier seine Adresse, wenn Sie es etwa für gut halten, sich mit ihm darüber in Correspondenz zu setzen. — Grüss Sie Gott, lieber Freund.

An den Architekten Schinkel.

171.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Baden bei Wien.

Wien, 3. October 1810.

— — Während ich bei Dir war, ist Humboldt hier gewesen und hat eine Karte hier gelassen. Ich habe ihm gestern früh gleich eine Entschuldigung geschrieben, so höflich gehalten als immer möglich, darauf ist weiter noch nichts erfolgt. Gestern war ich mit der Goldschmidt und Johann an der Wieden[2]), wo wir ‚Columbus' von Klingemann gesehen haben. Vortreffliche Dekorationen, eine Landschaft der Morgenröthe auf dem Meer wie von Claude Lorrain &c. &c., übrigens ein paar recht gute Augenblicke und Einfälle, die aber nicht auf Rechnung des

1) Sulpiz Boisserée hatte Goethe einige Zeichnungen zu dem erst in den zwanziger Jahren erschienenen Prachtwerke über den Kölner Dom gezeigt. Vgl. Goethe's Tag- und Jahreshefte zu 1810 u. dessen ‚Altdeutsche Baukunst.'

2) Theater in Wien.

Dichters, sondern auf die des Columbus kommen, und die in Campe's Reisebeschreibungen denselben Effect machten. Hätte man aber Ehre und ein Gewissen vor Gott und wählte man nicht blos die Dinge, die einem für den gegenwärtigen Moment passend scheinen &c. &c., so führte man jetzt nicht Schauspiele auf, worin die Spanier, die katholische Religion und der Papst verächtlich gemacht werden. Columbus ist hier als eine Art von Naturalist vorgestellt und alles, was auf die katholische Religion Bezug hat, theils lächerlich, theils gehässig dargestellt. — Man ist hier in allerlei Unruhe und Besorgniss, unter anderm auch darüber, dass die Fremden alle fortgeschickt werden sollen, wie es heisst; nicht blos Franzosen, sondern alle ohne Unterschied. Vielleicht ist dies nur ein leeres Gerücht. — Gehab Dich wohl, mein bester Friedrich, ich hoffe zu Gott, bald recht erfreuliche Nachrichten von Deiner Gesundheit zu vernehmen.

Deine Frau.

Grüss Dich Gott, Philipp! Heute bist Du wohl auf der Wanderung nach dem Merkenstein? und wann werde ich Dein holdes Antlitz wieder sehen?

172.

Dorothea an Friedrich Schlegel in Baden bei Wien.

Zollerisches Haus, 7. October Abends 1810.

— — Wie gern hätte ich diese wunderschönen Tage in Baden bei Dir sein mögen! Mit meinen Gedanken bin ich unaufhörlich dort, während die Beschäftigungen hier nicht die angenehmsten sind. Daraus, dass Du so gar nichts von Dir hören lässt, glaube ich zu erkennen, dass es mit Deiner Gesundheit recht gut gehen muss, so dass Du es ganz vergisst, in welcher Sorge ich hier darum bin. Ich hoffe, wünsche, verlange und bete jede Stunde, dass

Du den ganzen alten Adam in irgend einem Winkel von Baden lassen und wie neugeboren wieder zurückkommen mögst. Hier ist unterdessen gar nichts neues vorgegangen. Freitag war Hammer hier und kündigte an, dass im Fall der Graf Metternich noch denselben Tag oder gestern würde ankommen (denn es hiess für gewiss, er sollte in diesen Tagen kommen) und er, der Graf, dann einen Courier nach Graz schickte, so würde Hammer dieser Courier sein, sich etwa 10 Tage in Graz aufhalten und also nicht die Correctur seines Aufsatzes machen können. Seitdem weiss ich nicht, ob Graf Metternich hier, ob Hammer ein Courier, ob die Beilage zum Druck gebracht noch wer die Correctur gemacht. Willst Du mir Aufträge für Strauss oder für Lebzeltern geben, so schicke sie schriftlich, es wird alles pünktlich besorgt. Ich schicke Dir den ‚Beobachter' von Freitag mit. Mich dünkt, er ist interessant, was die spanischen, portugiesischen und schwedischen Winke betrifft, und die kleine Andeutung von dem, was Holland für seine Regeneration zahlen muss, ist auch nicht unbedeutend. Heute ist das ‚Morgenblatt' und die ‚Litteraturzeitung' vom August gekommen, auch schon verspeist worden, aber weiter keine Nahrungskraft davon verspürt. Es ist alles leerer, als leer. Die Protestanten strengen sich von allen Seiten an, das Palladium zu retten; niemals sah man in den Journalen so viel über Religionsbücher, Luther &c., &c.; es ist zum lachen, wie ihnen unter der Hand alles zu einem Windballon wird. Der arme Schafgraf ist gar arg von den Wölfen zerzaust worden in der ‚Litteraturzeitung' [1]).

Adieu Friedrich der Grausame! Adieu Philipp, schreibe

1) Es ist wohl die scharfe Kritik gemeint, welche die „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers" von Isidorus, Pseudonym des Grafen O. H. von Loeben, in der Jen. Litt. Ztg. 2, 371—373 erfahren haben.

Du doch wenigstens ein paar Worte und beweise es mir, dass Du auf den schönen Spaziergängen meiner denkst. Ich hatte den Johann beredet, heute nach Laxenburg zu reiten, weil Du vielleicht dort sein würdest, aber er wollte es auf dieses Vielleicht nicht wagen und dann dort sich allein finden. Gewissheit konnte ich ihm nicht geben und so unterblieb es.

Im Kasperle waren wir und haben ‚das alte Weib vom Schneeberg' gesehen; ein vortrefflicher Tadödl ist darin, aber denk Dir nur die hinkende Melusine in unzähligen Gestalten; unter andern auch als junger Ritter! — Empfiehl mich dem vortrefflichen Baron Penkler und gehabt Euch beide wohl und in Freuden!

173.

Henriette Herz an Jonas Veit in Wien.

Berlin, 9. October 1810.

Früher vielleicht, als ich Dir geschrieben haben würde, schreibe ich Dir, mein theurer Jonas, um Dich und Deinen Bruder wegen des Vaters zu beruhigen. — Seinen Brief nebst der Anweisung an Leopold von Herz werdet Ihr wohl erhalten haben. Er schrieb ihn noch in einiger Unruhe, ist aber jetzt völlig ruhig und heiter, gedenkt Eurer mit treuer Liebe und grüsst Euch mit diesem durch mich, versichernd, dass nichts in ihm gestört sei für Euch, obschon er in den ersten Augenblicken wirklich heftig erschüttert war [1]). Er erwartet Briefe von Euch.

1) Durch die Nachricht von der Taufe seiner beiden Söhne. Bezüglich des ältern bemerkt Dorothea in ihrem Notizbuch: „26. Juli — Annatag — erhielt Johann gleichfalls vom Nuntius Severoli in Wien die heilige Taufe. Sein Taufpathe war Graf Friedrich Leopold Stolberg, an dessen Stelle Philipp. Sein Firmpathe Karl Hardenberg, an dessen Stelle Cornelius Best. Er er-

Ich habe wieder einmal eine schöne Zeit in Dresden verlebt, mich geweidet an den Herrlichkeiten der Kunst und das Glück gehabt, Goethe kennen zu lernen, was mir ordentlich an meinem Leben gefehlt hatte. Nie hat irgend eines Menschen Ernst mich so ungewöhnlich abgestossen, nie eine Liebenswürdigkeit mich so angezogen, als die ich abwechselnd in Goethe's Gesicht sah — auch kenne ich [in] ihm diese zwei Ausdrücke nur — herrschender ist indess doch der Ernst, obschon er im ganzen heiter war. Ich habe manch gutes Wort von ihm gehört, und ihn gesehen und gesprochen zu haben, bleibt ein heller Punkt in meinem Leben. Auch Euren Friedrich habe ich gesehen und viel mit ihm über Euch gesprochen. Dass er mir nicht nur gefallen, sondern mir höchst interessant ist, brauche ich Euch wohl nicht erst zu sagen, das traut Ihr mir zu. Nicht kunstverständig kann ich über seine Arbeiten sprechen; dass ich mir die unwillkürlich aufsteigenden Thränen aber abwischen musste, als ich seine Winterlandschaft sah; dass ich ergriffen davon wurde wie noch von keiner — das weiss ich — und was mich sehr wundert, ist, dass diese und das Meer, die jetzt hier zur Ausstellung sind, fast allgemein gefallen — ich glaubte nicht, dass man Sinn dafür haben würde. Kügelgen's Gemälde gefallen weniger und mir seine Verkündigung gar nicht; wenn ich selbst die grellen Farben abrechne, so ist dennoch nichts christliches im Ausdrucke weder des Engels noch Mariae. — Vom zu früh verstorbenen Ludwig sind ein paar Köpfe da, welche wohl zeigen, dass der Künstler auf dem besten Wege war. Sie sind fast das Beste der Art auf der Ausstellung — alles übrige ist

hielt die Namen: Johann Baptist Anna Friedrich Leopold Gabriel. Gott der Herr stärke seinen Glauben, vermehre seine Liebe, erhöhe seine Hoffnung und mache ihn würdig zum ewigen Leben. Amen."

höchstens mittelmässig — die Besuchenden sind aber auch nicht viel besser — sie kommen blos um einander hin und sind für einander da. Wie mir dieses unheilige Wesen in tiefster Seele zuwider ist, das kann ich Dir kaum sagen, da mir besonders der Eindruck noch so neu, den das Sein auf der Gallerie in Dresden auf mich machte. Dort ist man wie in einer Kirche wohl mit aber nicht für einander da.

Du wirst, wie ich höre, auch bald viel schönes und herrliches sehen, an unheiligem Orte [1]) zwar, doch kannst Du Deinen Zweck dort erreichen, wenn Du still, ernst und gerade auf ihn zugehst, ohne Dich viel umzusehen, ohne Dich stören zu lassen von dem ungeheuern Unwesen, das getrieben wird. Und stösst Du auf einen Menschen, der Dich liebt, den Du lieben kannst, so gieb Dich hin und trage an ihm, was Du anders wünschen möchtest, wirf ihn deshalb nicht fort und lass Dich's auch nicht kränken, dass er anders denkt und andere Ansichten hat als Du, mein geliebter Freund; manchen Guten mögtest Du so von Dir entfernen in der grossen, weiten Fremde, wie Du es, verzeih mir's, wohl zuweilen in der Heimath gethan. Du bist jetzt ja Christ, warst es auch wohl schon, ehe Du es öffentlich bekanntest, ein solcher soll ja dulden und tragen und lieben und hoffen.

Ist Philipp noch in Wien? Seine Wohnung war bei der Kanz gemiethet, und er zu Ende dieses Monats erwartet. Als ich Dresden verliess, war Matthäi gefährlich krank; sollte er nicht genesen, so kömmt Philipp wohl gar nicht nach Dresden. Ist er noch bei Dir, so grüss ihn doch sehr herzlich von mir und sage mir, wie das Zusammenleben unter der Mutter auf Euer Verhältniss gewirkt hat. Wenn doch Gott wollte, dass es recht gut sei. Ach Gott, Ihr wisst es noch beide nicht, was es recht

1) J. Veit beabsichtigte, nach Paris zu gehen.

heisst, Geschwister zu sein, und wie kein Freund den Bruder je ersetzt.

Lebe wohl, mein geliebter Johannes, und bleibe mir treu, sowie Du ewig mir theuer sein wirst. Schleiermacher's grüssen Dich alle mit vieler Herzlichkeit. Lebe tausendmal wohl und schreibe mir bald wieder.

Deine sehr treue Herz.

Später. Soeben schreibt mir der Vater, dass er Briefe von Euch gehabt — er wird nächstens antworten, ich schicke aber den meinigen heute. Ich freue mich recht, dass Du wohl nach Rom gehst.

174.

Simon Veit an seinen Sohn Philipp in Dresden.

Berlin, 28. October 1810.

Mein lieber Sohn! Deinen Brief vom 18. aus Prag erhalte ich soeben und ich eile, Dir zu antworten. Vermuthlich bist Du auch in Dresden glücklich angekommen, und ich erwarte von dort einen recht ausführlichen Brief, wie Du es mit Deinem ferneren Studium einzurichten gedenkst. Ich habe bereits von der Frau Professor Herz gehört, dass der Professor Matthäi leider krank ist. Ich hatte Dir diese Nachricht nach Wien geschrieben, allein ich sehe ein, dass Dich der Brief nicht mehr treffen wird, so wie Dich auch der letzte Brief, an Jonas gerichtet, nicht mehr getroffen hat. Wenn ich Dir also meinen väterlichen Rath geben soll, wie Du es dort gehalten haben sollst, so muss ich zuvörderst über alle Umstände dort in Dresden genau unterrichtet sein, ob der Professor Matthäi in der Art wieder genesen ist, dass Du bei ihm Dein Studium, so wie Du es Dir vorgenommen hast, fortsetzen kannst; wo nicht, welche Aussicht Dir sonst dort noch übrig bleibt. Ferner wirst Du mir Bericht abstatten, wie

es mit Deinen ökonomischen Umständen steht, ob Du Geld nöthig hast, ich werde Dir alsdann anweisen und zwar monatlich in Empfang zu nehmen. Wenn Du den Wagen verkauft hast, gebe das Geld an Kaskel oder besser, Du sprichst mit Kaskel wegen Verkauf des Wagens, bei einem Banquier melden sich immer Fremde und Reisende, die einen Wagen nöthig haben. Wenn Du in Dresden noch Geld übrig hast, so brauchst Du es nicht an Jonas zurück zu schicken, ich werde ihm von hier aus Geld schicken. Die Hauptsache ist, wenn Du in Dresden bleibst, nicht nur recht fleissig zu sein, sondern auch eine Oekonomie zu entwerfen, welche mit Deiner Einnahme übereinstimmend ist. So lange ich aber nicht weiss, ob Du in Dresden bleiben wirst, wollen wir im voraus nicht darüber sprechen.

Ich bin seit voriger Woche in meine alte Wohnung wiederum eingezogen, ich habe aber nicht mehr zu meiner Wohnung als die eine Stube vorne heraus, die jederzeit unsere Wohnstube war, und das *Entrée* von einem Fenster; ferner die Stube hinter der Küche, wo Heine gewohnt, da habe ich meine Bibliothek, und Wolff wohnt da. Die übrigen Zimmer sind noch an die Wittib Jonas vermiethet und ich habe den Vortheil, dass sie für alles, was in der Wirthschaft zu thun ist, sorgt und alles auf das Beste und Properste einrichtet. Ich werde nun in Deinem folgenden Briefe sehen, wie Du gesonnen bist in Hinsicht Deines Aufenthalts. Wenn Du hierher kommen willst, so werde ich Dir entweder das *Entrée* abgeben oder Dir in der Nachbarschaft eine kleine Wohnung miethen. Wir können übrigens den ganzen Tag zusammen sein und auch kannst und sollst Du gut bei mir essen, denn ich lasse mir Essen aus der Garküche kommen, wo ich alles in Ueberfluss bekomme und besser und wohlfeiler lebe, als wenn ich selbst eine Menage führen möchte; abends und morgens aber lasse ich kochen, denn

wir haben auch eine Köchin im Hause, nur mittags lasse ich aus der Garküche holen.

Uebrigens, mein lieber Sohn, will ich dasjenige, was ich an Deinen Bruder in meinem letzten Brief geschrieben, zwar mit andern Worten, aber dem Inhalt nach widerholen. Ueber das Vorgefallene zwischen uns wollen wir einen Schleier ziehen und es der Vergessenheit übergeben. Ich werde Euch beide nicht aufhören zu lieben und das Mögliche thun, wenn wir auch in Rücksicht der Religion nicht einerlei Meinung sind. Moral und Religion, bürgerliche Rechte und bürgerliche Pflichten sollten zwar immer Hand in Hand gehen, allein mit dem Unterschied, dass die Moral und alle bürgerliche Pflicht für alle Menschen nur eine und die nämliche ist; ihr Wesen ist in der Natur des Menschen gegründet, abgesondert von allem Ewigen und Göttlichen. Die Moral ist für den Menschen im praktischen Leben, was die Logik für den Verstand ist. Die Moral ist der Wegzeiger, durch ihre Grundsätze werden wir sanft und glücklich durch die Welt geführt, ihre Grundsätze sind einfach und allgemein. Es giebt nur eine Moral für alle Nationen, für alle Menschen von Anbeginn der Welt bis zum jüngsten Tag, und diese kann mit den Worten ausgedrückt werden: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Religionen hat es aber von Beginn der Welt bis jetzo viele gegeben, und werden wahrscheinlich noch viele zwar nur anders modificirt folgen. Wenn indessen die Religion von der Toleranz beleuchtet wird, wenn sie mit der Moral Hand in Hand gehen darf und gehen kann, so thun sie sich unter einander nicht nur keinen Schaden, sondern sie nähern sich so lange gegen einander, bis sie fast neben einander fortlaufen. Also, mein lieber Sohn, so lange wir nur verschieden in der Religion, in unsern moralischen Grundsätzen eins sind, so wird nie eine Trennung zwischen uns vorfallen. Glaube nur nicht, wenn Du zu einer andern

Religion übergegangen, dass die Millionen Menschen, die andere religiöse Grundsätze haben, arme Sünder und Gott verhasste Menschen sind, die an der ewigen Seligkeit nicht Theil haben können. Dieser Glaube hat schon öfter den Freund vom Freunde, den Vater vom Kinde, den glücklichen Gatten von seiner geliebten Frau getrennt und hat nichts wie Unheil angerichtet. Ich muss meinen Brief schliessen und will nur die wenigen Worte noch hinzusetzen, dass wir von nun an weder über Religion noch über Politik in unserm Briefwechsel eine Erwähnung thun wollen. Lebe wohl. Dein Dich liebender Vater

Simon Veit.

175.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Dresden.

Wien, 31. October 1810.

Dein Brieflein aus Mallebren, mein Philipp, hat uns recht freudig überrascht. Wir erwarteten dieser Tage einen Brief von Dir aus Prag, aber vergeblich. Von der Goldschmidt erfuhren wir indessen, dass eure Reise bis dahin sehr glücklich gewesen ist, jetzt erwarten wir mit einiger Ungeduld zu erfahren, wie Dir es weiter ergangen. Hoffentlich bist Du nun in Dresden glücklich angelangt und wirst uns doch sicher gleich schreiben, besonders auch, wie es mit der Gesundheit des Herrn Matthäi steht und mit der Deinigen, ob der Wagen verkauft ist und wie. Dann auch nur mit kurzen Worten über alle Menschen und Dinge, die uns besonders in Rücksicht Deiner angehen. Hast Du auch die Fasanen nicht vergessen und das Glas für Herrn Matthäi? — Bei uns geht es gut; Friedrichs Lippe wird besser und er ist ziemlich heitrer Laune. Da er sein Project, einen englischen Garten auf der Mauer gegen uns über anzulegen nicht ohne

grosse Schwierigkeit hätte durchsetzen können, so hat er mir zu meinem Geburtstag eine Menge sehr schöner Blumentöpfe geschenkt, die nun die Aussicht auf jenes Vorgebirge einigermassen verdecken und recht freundlich in's Zimmer herein blühen. Auch ist die Ordnung und Ruhe jetzt so ziemlich hergestellt und mit einigen Unkosten, die vielleicht in der Folge möglich werden, würde die Wohnung ganz leidlich werden können, allein diese Licht- und Luftlosigkeit ist für Personen unsers Amts und Standes und Gemüths schlechthin unerträglich, und wir sind wahrhaftig schon wieder auf der Jagd nach einer Wohnung. — Der Maler Frick und seine Frau (die vortrefflich stickt) sind ziemlich oft des Abends bei uns, es sind recht artige Leute. Zu ihnen hat sich noch ein junger Maler gesellt, namens Glinz, ein Schweizer von Geburt, der ebenfalls aus Paris kömmt und durch die Tante Jette[1]) empfohlen ist; er hat Helmina[2]) auf ihrer Flucht aus Paris bis Metz begleitet, und ist ihr, wie es scheint, dann gleichfalls entflohen, wenigstens äussert er sich mit einigem Ingrimm über sie, das Nähere werden wir wohl noch erfahren. Sie, nämlich Helmina, ist mit ihren beiden Kindern, einer Matratze und einer Decke in einem Fiacker von Paris bis Heidelberg gereist. Was sie dort anfangen will, wissen wir noch nicht. Der Stein, den die Bauleute verworfen[3]), ist alle Tage hier und liest mir viel von seinen Versen und Scenen, die meisten aber zwei- und dreimal, nach jeder Veränderung und Correctur wieder vor. Es sind Funken von Genie und Witz unverkennbar darin, aber ungeschickter und ungebildeter kann man nichts sehen, als er in Sprache und Versifikation ist. Der verachtet dann freilich höchst unbillig „Vernunft und Wissen-

1) Henriette Mendelssohn.
2) Chézy.
3) Baron v. Eckstein.

schaft.“ Er bildet sich ein, den guten Leuten gäbe es der liebe Gott im Schlaf. Keine Frage ist aber, dass, wenn er diesen ungebührlichen Hass gegen alles Studium ablegen wollte und sich ordentlich Mühe geben wie andre ehrliche Leute, er dann einen rechten poetischen Sinn und Kraft entwickeln würde.

Johann ist fleissigissimo! Friedrich war gestern beim Professor Fischer, der sehr mit ihm zufrieden ist und ihn recht lobte; Johann ist ihm auch erstaunlich attachirt; am Ende sattelt er gar um und wird Bildhauer, doch lässt er davon noch nichts merken. Morgen ist das Fest Aller-Heiligen, ich hoffe, Du wirst dies nicht vergessen haben und Deine Andacht halten. Ich werde morgen bei der heiligen Communion Deiner gedenken, so wie ich täglich Dich ganz besonders in meinem Gebete einschliesse, Gott bittend, dass er Dich vor Sünde bewahre, Dir seinen heiligen Geist sende und Dich zu allen Deinen Vorhaben stärke und erleuchte. Wenn es möglich ist, mein Philipp, so gehe jeden Morgen, wenn auch nur zu einem kurzen Gebet in die Kirche. Es ist nicht zu beschreiben, was diese gottselige Gewohnheit für eine Wirkung für den ganzen Tag hat. Es wird Dir sicher keinen Morgen, wenn Du erwachst, an allerlei Ursachen und Ausreden mangeln, um diesesmal nicht in die Kirche zu gehen, es bis um 10 oder 11 aufzuschieben u. dgl. Ich weiss das recht gut, denn es geht mir selber eben so — aber giebt man diesen Einflüsterungen unsrer schlechten Natur nach, so ist es um die Zufriedenheit für diesen Tag rein geschehen (und wissen wir, ob dieser unzufriedene Tag nicht unser letzter ist?). Siegt aber Gott in uns, und wir lassen uns weder Geschäfte, noch schlechtes Wetter oder sonst dgl. weiss machen, so ist unser Gemüth alsdann für den ganzen Tag wie ein gereinigtes Haus, worin alles, was wir darin aufnehmen, rein und zierlich steht; dann kommt es uns ordentlich lächerlich vor, wie

erfinderisch der böse Geist war, uns von unsrer Freude abzuhalten. Erlaubt Dein Geschäft jeden Tag eine Messe zu hören, so versäume sie nie; wo nicht, so bete wenigstens das Gebet des heiligen Thomas und drei Ave's zu Ehren der jungfräulichen Reinigkeit der Mutter Gottes, um ein reines Herz zu erflehen, und gedenke auch unsrer und Deines Bruders. Schreibe mir, mein geliebter Sohn, von Zeit zu Zeit, sowohl über Deine Studien als über Deine innere Stimmung und Anordnung Deiner Andacht. Alles grüsst Dich herzlich, so grüsse auch von uns alle Deine dortigen Freunde. Ich umarme Dich von Herzen.

176.

Simon Veit an seinen Sohn Philipp in Dresden.

Berlin, 2. December 1810.

Ich will die Antwort auf Deinen Brief auch nicht einen Tag verschieben, besonders da ich etwas angenehmes zu sagen habe, nämlich dass sich die Sachen, seitdem ich Dir meinen letzten Brief schrieb, um vieles gebessert haben, und ich habe die Hoffnung, mit einem leidlichen Verlust wegzukommen. Es kann indessen noch sehr lange dauern, bis alles entschieden sein wird. Der Kaufmann *en gros* ist jetzo sehr übel daran, sein ganzes Weben und Treiben ist mit der jedesmaligen Politik in Verbindung. Im siebenjährigen Krieg, als Friedrich der Grosse mit den Russen Krieg geführt, erlaubte er einer russischen Handels-Karavane mitten durch die preussische Armee zu gehen, jetzo ist es anders. Daher, mein lieber Sohn! lässt sich nicht eher etwas bestimmtes über die Angelegenheiten sagen, bis alles entschieden sein wird; indessen bleibe ich in meinem Vorsatz treu: sobald sich die jetzige Angelegenheit abgewickelt haben wird, suche ich meinen Rückzug als Kaufmann zu beginnen und ich

hoffe in Zeit von drei Jahren dahin zu kommen, dass ich werde die Ruhe eines Menschen, der auf nichts in der Welt Anspruch zu machen hat und vermöge seiner Natur anspruchslos ist, geniessen können. Indessen, mein lieber Sohn, so sehr auch diese endliche Ruhe mein Wunsch ist, so ist dennoch für jetzo die Rede ganz und gar nicht davon. Du darfst Dich in Deinem Studium ganz und gar nicht stören und einen Weg einschlagen, der auf die Zukunft Dir nachtheilig sein könnte; Du kannst so wie Dein Bruder mit Bestimmtheit darauf rechnen, dass ich beiden auf 3 Jahre alle mögliche Unterstützung angedeihen lasse. Suche Dein Talent zur Kunst auszubilden und lerne nur dasjenige, was Dich in den Ideen der Kunst und in der Kunst selbst weiter bringt. Alles Kleinliche, in die Augen Fallende, Aufreizende suche zu vermeiden. Wenn Du erst mehrere Jahre hintereinander recht fleissig gewesen sein wirst, dann ist es Zeit, auch zu denken, dass leider „die Kunst auch nach Brod gehen muss.“ Vor der Hand habe ich Dir und Deinem Bruder jedem 360 Thlr. Conventionsgeld jährlich oder 30 Thlr. monatlich festgesetzt. Du wirst Dir also monatlich von Kaskel 30 Thlr. geben lassen. Da Du aber einen Monat mehr, den andern weniger nöthig haben wirst, so erwarte ich, dass Du entweder selbst die Oekonomie betreibst oder sie durch einen guten Freund betreiben lässt und Dich frühzeitig an diejenige Ordnung gewöhnst, die den Menschen in späteren Jahren so glücklich macht, und wo man im Gegentheil sie vernachlässigt, jederzeit in Unruhe und Unordnung lebt.

Herzlich habe ich mich gefreut, in Deinem Brief zu lesen, dass Du bei dem Landschaftsmaler Friedrich Unterricht hast, und dass dieser vortreffliche, ausgezeichnete Künstler zugleich Dein Freund ist. Wie sehr mich seine zwei Landschaften in Oel, die zur Ausstellung hier waren, ergötzt haben, kann ich mit Worten nicht ausdrücken.

In entzückendem und heiligem Gefühle stand ich Stunden lang davor, und es wurde immer schöner und lichter, je länger ich sie beschaute. Dank, tausend Dank dem unbekannten Freund für die frohen und angenehmen Stunden, die er den Menschen durch seinen Geist und seiner Hände Arbeit macht! Der Himmel schenke ihm langes Leben und immerwährende Liebe zur Kunst, und sicherlich werden einst seine Arbeiten sich an die Meisterstücke der Vorfahren anreihen. Ich muss schliessen, lebe wohl, mein Sohn! und schreibe fleissig Deinem Vater

Simon Veit.

177.

Dorothea an ihren Sohn Philipp in Dresden.

Wien, den 8. December 1810.

— — Deine Idee mit dem Sebastian hat uns allen sehr viel Vergnügen gemacht, Gott gebe Dir Licht und Kraft zur Ausführung, ich bete täglich dafür. Du wirst uns doch hoffentlich eine kleine Skizze davon schicken, sobald Deine Gedanken erst recht fixirt sind. Mich dünkt, Du kannst auch einige auf ihn zielende Kriegsknechte dabei malen, die wenigstens mit halbem Leib aus der Ecke des Vordergrundes herauf kommen, theils um Deiner Liebe zu den Helmen und Harnischen eine Güte zu thun, theils um in den angestrengten leidenschaftlichen Gesichtern einen Gegensatz gegen den verklärten duldenden Sebastian zu haben; theils aber auch um die Handlung deutlich zu machen, dass er sterben soll; denn todt kannst Du ihn nicht malen, darunter müssten das Fleisch am Körper und der Ausdruck des Gesichtes zu sehr der Absicht entgegen sein, denn Deine Aufgabe ist wahrscheinlich, einen lebenden Leib und keinen todten zu malen. Dadurch wird es auch thunlich, dass Du ihn

nur von einem einzigen Pfeil in der Gegend des Herzens getroffen darstellst; die Kriegsknechte sind im Zielen der übrigen begriffen; der eine, der eben traf, kann, seinen Bogen niedersenkend, mit etwas weniger Anstrengung hinschauen. Ein einziger Pfeil ist auch edler in der Darstellung, als so gar viele, wie es in der Legende heisst.

Vergieb mir mein Schwatzen und lass Dich nicht davon irre machen; Du weisst, wie ich an allen Deinen Vorsätzen und Arbeiten Theil nehme. Gott erhalte Dich, grüsse mir alle Deine lieben Freunde und Lehrer. Adio. Adio.

Ich bitte Gott, dass Du dieses Jahr fröhlich endigen und das neue hoffnungs- und vertrauensvoll beginnen mögest, und dass er Dir in allen guten Vorsätzen zu Hülfe kommen möge durch den heiligen Geist. Ich hätte Dir wohl gern irgend ein Neujahrsgeschenk geschickt, es geht aber nicht. Die Geldverwirrungen sind einzeln und allgemein sehr gross. Wir müssen ganz unerwarteter Weise 300 fl. Steuern zahlen. Gott wird helfen! Lebe wohl und schreibe bald.

Aus Dorothea's Tagebuch.

1810.

1. Eine Liebe, ewig, ewig — schon hier auf Erden; eine Liebe, die ewig jung bleibt, immer sich erneut; jeden Tag neues Andenken der Liebe, neue Rührung, neue Schmerzen und Wonnen! Jeden Tag Thränen der innigen Hingebung! ohne Eifersucht, denn die Seelen, die so wie ich geliebt werden, sind mir gleich, fühlen, lieben so wie ich, sind nicht eine andre als ich, sie sind Eins mit mir in der Liebe; einen Geliebten, der mich immer mehr liebt; nicht Alter, nicht Gestalt, nicht Krankheit entfernen ihn von mir, der Tod vereinigt mich erst völlig mit ihm und mit allen, die ihn lieben. Wie ist es möglich, dass es Seelen giebt, die dies nicht suchen, nicht mögen! — Und wer bin ich? —

2. Alles geniessen zur Ehre Gottes, sich alles versagen aus Liebe zu ihm.

3. Maximen vom Pater Clemens [Hofbauer]: — Nicht streiten, sondern beten. Es ist besser, man redet mit Gott von dem Sünder, als mit dem Sünder von Gott.

Gott bedarf freilich unsere Anbetung und unsern Dienst nicht, aber wir bedürfen es.

Alle Geschöpfe sind um des Menschen willen erschaffen, der Mensch allein um Gottes willen.

Christus, der Sohn Gottes, ward wie wir, damit wir werden sollen wie er.

4. Man sollte eigentlich nichts vergessen, was einem merkwürdig schien und wäre es auch nur eine Anekdote. — Jemand aus dem fürstlichen Schwarzenberg'schen Hause erzählte in einem vertrauten Kreise, dass vor fünf Jahren die Fürstin Pauline Schwarzenberg auf einem Ball getanzt habe; nach dem Tanze setzte sie sich nieder, ihr Mittänzer (der Erzähler wollte seinen Namen nicht nennen) stand vor ihr. Plötzlich erschrickt er heftig, indem er sie ansieht, und ruft voll Entsetzen aus: „Grosser Gott! Fürstin, Sie stehen ganz in Flammen gehüllt!“ Die Fürstin erschrickt und glaubt einen Wahnsinnigen vor sich zu sehen; sie fasst sich aber, nimmt den Mann, den sie längst als einen Mann von Ehre kannte und schätzte, bei Seite und ist um seinen Zustand bekümmert. Der Mann beruhigt sie darüber, indem er ihr Beweise seiner vollkommenen Besinnung giebt, sie aber sehr ernsthaft warnt, sich in Acht zu nehmen, weil sie gewiss in Feuersgefahr kommen und darin sterben würde. Die Fürstin merkte sich den Tag und erinnerte sich jedes Jahr an demselben Tag dieser Prophezeiung. Man weiss ihre Todesart [1]).

Die Tochter des Fürsten Schwarzenberg, die auch bei dem Feste in Paris beschädigt ward, lag in ihrem Hause an ihren Wunden tödtlich krank; es war dasselbe Kind, welches die Mutter vermisst hatte und um dessentwillen sie wieder in den brennenden Saal zurück-

1) Bekanntlich verlor diese Fürstin, eine geb. Prinzessin v. Aremberg, ihr Leben in den Flammen des Ballsaales zu Paris, wo ihr Schwager Fürst Karl von Schwarzenberg zu Ehren der Vermählung Napoleons mit Marie Luise am 1. Juli 1810 ein glänzendes Fest gegeben. Vgl. die Beschreibung dieses Brandes in Varnhagen's Denkwürdigkeiten 3, 45—70.

ging[1]), wo sie in den Flammen starb. Das Kind wusste nicht von dem Tode der Mutter, man sagte ihm, die Mutter sei in einem andern Hause eben so krank und verwundet als sie selber. Täglich schickte das Kind einigemal, um sich nach dem Befinden der Mutter zu erkundigen; man nahm seine Bestellungen an und brachte ihm erfundene Antworten. Unterdessen wurden die Ueberreste der in den Flammen gestorbenen Fürstin in ein Zimmer getragen, das sich nicht weit vom Krankenzimmer des Kindes befand, wo sie bis zur Beerdigung blieben. Einige Zeit nachher wollte man das Krankenzimmer lüften und zu diesem Endzweck die Kranke in jenes Zimmer transportiren, worin ohne ihr Wissen die Reste der Mutter gelegen hatten. Die Kranke liess sich willig tragen, als aber das Zimmer geöffnet ward, schrie sie laut auf und weigerte sich, hinein zu gehen; sie gab keine Ursache an, war aber in grösster Unruhe, bis man sie wieder hinaustrug, und seit dem Augenblick erkundigte sie sich nicht weiter nach der Mutter.

5. Das Herz vieler Frauen scheint von Schnee zu sein: er ist kalt und schmilzt leicht.

6. Entsagungen? — Eine Menge von Dingen, die Gewohnheit und Nachäfferei uns als unentbehrlich vorspiegeln, sind im Grunde oft weit leichter zu entbehren als zu verschaffen. Es giebt gar wenig, was der Mühe lohnte, sich den Besitz zu verschaffen.

7. „Die Menschen können mir nichts nehmen und nur so wenig geben. Am liebsten gehe ich mit mir selbst

1) Nach Varnhagen, der dem Feste beigewohnt, ist die unglückliche Fürstin ausserhalb des brennenden Saales nicht gesehen worden. A. a. O. 63.

zu Rathe; lieber alles in mir zerstört, als Hülfe von den andern verlangt." — So dachte ich oder fühlte ich, ehe ich Christin war. Was damals mir eine solche Härte gab, in einem solchen Widerspruch mit mir selber war, das hat das Christenthum alles in mir vereinigt und verschmelzt. Wer aus Liebe und zur Ehre Gottes sich selber aufgiebt, der wird nur reicher.

8. Ich bin ganz unschuldiger Weise berühmt geworden: blos durch mein Leben, eine Art von ausgezeichnetem Schicksal; aber ich that alles, was ich that, ohne alle Absicht auf Ruhm oder um berüchtigt zu sein, sondern (ich bekenne es ehrlich) ganz unbefangen, blos zu meiner eignen Selbstzufriedenheit, ohne nur im geringsten an die Welt zu denken; sie und die Klatschereien haben besonders viel Verdienst um mein Berühmtsein.

An Simon Veit.

Mit einer Geldbörse.

Der Irrthum nie missbraucht und nie den Schwachen,
Auf Freundes Kosten nie den Reichthum mehret,
Der schnöden Vortheil waget zu verlachen,
Verschmähend tief, was Redlichkeit nicht lehret,
Den Klugheit nur und Fleiss zum Reichen machen,
Der den erworbnen Schatz stets milde leeret —
Zum Füllhorn wird die Gabe seinen Händen,
Das tief bewahrt, um reicher dann zu spenden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

[illegible]
Max [illegible]
München. [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Dorothea von, 1764-1839 / Veit, Johannes / Veit, Philipp, 1793-1877

Briefwechsel

Bd.: 1

Mainz 1881

Epist. 809 w-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11603219-6